Alfred Ilg

von

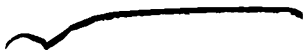
Conrad Keller



Huber & Co. / Frauenfeld und Leipzig

E.11

£8
Scarce





Alfred Ilg

Alfred Ilg

Sein Leben und sein Wirken als schweizerischer Kulturbote in Abessinien

Von

Dr. phil. Conrad Keller
Professor an der Technischen Hochschule in Zürich

Mit 25 Bildern und einer Karte

1918

Verlag von Huber & Co.
Frauenfeld und Leipzig

3. Auflage

Druck von Huber & Co. in Frauenfeld

Zur Einführung

Als am 7. Januar 1916 mein langjähriger Freund Alfred Ilg ganz unerwartet rasch aus dem Leben schied, war die Teilnahme in den weitesten Kreisen eine sehr große. Inländische Blätter brachten warme Nachrufe, aus denen man erkennen konnte, daß die weitesten Kreise die Bedeutung des Verstorbenen richtig erfaßt hatten. Die weitverbreitete Monatsschrift der deutschen Ingenieure „Technik und Wissenschaft" bemerkt in ihrer Februarnummer (1916) gewiß sehr zutreffend: „Damit hat ein Mannesleben seinen Abschluß gefunden, wie es so eigenartig und bedeutsam nur selten einem Ingenieur beschieden war. Das Bild dieses Mannes ist wahrhaftig wert, festgehalten zu werden. ... Das Schweizervolk ist stolz auf Alfred Ilg, und auch dem stammverwandten deutschen Ingenieur muß dieser Mann ein leuchtendes Vorbild sein."

Und der Westschweizer Dr. G. Montandon, der Abessinien bereist hat, schließt seine biographische Skizze in der genferischen Zeitschrift „Globe" mit den Worten: „Nous conservons de Ilg le souvenir d'un homme puissant – puissant en volonté, en moyens d'action et par la force de l'oeuvre accomplie. Non seulement pour l'histoire écrite, mais aussi pour l'indigène de là-bas, il reste le grand ministre du grand empereur éthiopien."

Und in der Tat hat Alfred Ilg seinem Lande große Ehre gemacht und schweizerische Tatkraft zu hohem Ansehen zu bringen verstanden. Wenn wir sehen, wie er als einfaches Kind aus dem Volke sich durch rastlose Energie aus eigener Kraft emporarbeitet bis zu den höchsten Stufen menschlichen Wirkens, wenn wir erfahren, wie er nach und nach am Hofe eines mächtigen und berühmten afrikanischen Herrschers immer mehr Einfluß gewinnt und schließlich als Staatsmann ebenfalls zur Berühmtheit gelangt, ja

die lebhafteste Aufmerksamkeit der europäischen Diplomatie auf sich zieht, so ist das ein so außergewöhnliches Geschehnis, daß es uns fast märchenhaft vorkommt.

Die Nachwelt kann und wird nicht achtlos an A. Ilg vorbeigehen; denn sein Werk ist von nachhaltiger Bedeutung. Als schweizerischer Kulturbote hat er in Abessinien ganz ungewöhnlich erfolgreich gewirkt; sein Name bleibt dauernd verknüpft mit der ruhmreichsten Periode Aethiopiens, während welcher unter der tatkräftigen Regierung eines wirklich hochbegabten Monarchen das einst so schwer heimgesuchte und innerlich zerrüttete Land sich wieder glänzend zu erheben vermochte.

In der schweizerischen Heimat war man erfreut, daß unser Landsmann auf gänzlich fremden Boden eine überraschende Kulturarbeit vollbrachte; in Italien, Frankreich, England und selbst in Deutschland, das ursprünglich den abessinischen Dingen mäßige Aufmerksamkeit schenkte, wurde Ilg oft genug genannt; man wußte, wie sehr er in den Gang geschichtlicher Ereignisse eingegriffen hatte.

Dennoch behaupte ich nicht zuviel, wenn ich sage, daß nur wenige einen vollen Einblick in Ilgs Lebensarbeit erlangen konnten. Der Schauplatz seiner Tätigkeit war eben zu weit entfernt, die Verhältnisse waren zu fremdartig, um leicht und richtig beurteilt werden zu können; überdies war A. Ilg stets zurückhaltend geblieben.

Ich selbst gestehe, daß ich es nicht gewagt hätte, vorliegendes Charakterbild von Ilg zu entwerfen, wenn es mir nicht vergönnt gewesen wäre, jene Regionen aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Ich habe seinerzeit den ägyptischen Sudan bereist, die Erytrea besucht, auch abessinischen Boden betreten und viele Monate hindurch die heute zu Südabessinien gehörenden Somaliländer durchquert, um ein Bild des Landes und ihrer Bewohner zu gewinnen. Die großen Eindrücke, die ich dabei gewann, eröffneten mir das Verständnis der Entwicklungsvorgänge, die sich während des letzten Vierteljahrhunderts im Nordosten von Afrika abgespielt haben.

Nachdem unser Landsmann endlich den äußeren Erfolg ge-

wonnen und sich zu einflußreicher und glänzender Stellung emporgearbeitet hatte, da war er nach der landläufigen Vorstellung eine beneidenswerte Persönlichkeit, die sich gleichsam in der Sonne eines mächtigen Monarchen behaglich wärmen durfte.

Ich muß diese naive Vorstellung hier, wo ich auch ein Stück Geschichte zu schreiben habe, entschieden berichtigen und sie ihres romantischen Schimmers entkleiden; denn hier haben nur die Tatsachen zu reden. Ich werde zeigen, daß Ilg keineswegs eine leichte Aufgabe hatte; sie erforderte eine Energie, die weit über das Mittelmaß hinausgeht. Es ist wahr, Ilg hatte seine Gönner, seine Verehrer, aber ebenso viele Neider und Feinde. Oft genug spritzte das Gift der Verleumdung bis zu seinem Ministersessel und suchte seine persönliche Ehrenhaftigkeit zu besudeln — freilich ohne Erfolg!

Indem ich hier alle diese Dinge vorurteilsfrei erörtere, glaube ich, daß dadurch das Charakterbild an Relief nur gewinnen kann und A. Ilg in seiner Realität, aber auch in seiner seltenen Größe vor uns tritt. Und diese Größe bleibt unbestritten. Schon die Tatsache, daß er seine Kulturmission ein volles Vierteljahrhundert hindurch erfüllen konnte, sagt eigentlich genug.

Der Abessinier besitzt bekanntlich einen sehr unabhängigen Charakter. Seine Intelligenz ist bedeutend; sie hat mich mehr als einmal geradezu verblüfft. Er anerkennt die Ueberlegenheit der europäischen Kultur und hat vieles von ihr übernommen — aber er bleibt den Fremden gegenüber mißtrauisch, und das nicht ganz ohne Grund.

Daß A. Ilg trotzdem als Europäer sich das unbedingte Zutrauen des abessinischen Volkes, sowie auch der Großen des Reiches erwerben konnte, daß ein so tüchtiger Menschenkenner wie Kaiser Menilek II. stets die schützende Hand über ihn hielt, beweist zur Genüge, daß er mit wirklicher Genialität sich in die geistige Eigenart des Abessiniers eingelebt hat. In allen Erdräumen hat das Volk eine sehr feine Empfindung und findet mit richtigem Instinkt seine wahren Freunde heraus. Ilg war eine treue Natur, ein wirklicher Freund des abessinischen Volkes. Er glaubte an dessen

Entwicklungsfähigkeit; er war der Ansicht, daß ohne Bevormundung durch eine fremde Macht, also von innen heraus, eine Entwicklung möglich sei.

Hier kamen dem schweizerischen Kulturboten allerdings Faktoren zu Hilfe, deren Bedeutung meistens übersehen wird. Erstens gehörte er keiner Großmacht an, für welche er Nebenzwecke verfolgte, und zweitens eröffnete ihm seine republikanische Erziehung ein volles Verständnis für die wirklichen Bedürfnisse des Volkes.

Seine Kulturmission war ihm Herzenssache, wenn ihm auch berechtigter Ehrgeiz nicht fehlte. Für sein Ideal setzte er seine ganze Persönlichkeit, seine ganz ungewöhnliche Energie ein. Solche großzügige Charaktere werden heute immer seltener; denn der Massenegoismus hat zu sehr überwuchert. Vielleicht wird es nach den Schicksalsschlägen, die über Europa kamen, in der Zukunft wieder etwas besser!

Wenn ich die Verdienste von A. Ilg ins richtige Licht gesetzt habe, so erfülle ich eine Freundespflicht. Ich stand ihm ein Vierteljahrhundert hindurch sehr nahe, ich habe die wichtigsten Phasen seiner Entwicklung, seinen glücklichen Aufstieg genau verfolgen können. Manches hat er mir in schwierigen Lagen anvertraut, was er andern gegenüber verschwieg. Als er auf einer historischen Bildfläche erschien, gab es kritische Momente, in denen er starke Anfeindungen erlitt, und zwar nicht allein im Auslande, sondern sogar in seiner schweizerischen Heimat.

Mehr als einmal bin ich in der öffentlichen Presse für ihn eingetreten, da ich die Lauterkeit seines Wesens kannte. Aber schließlich mußten die Angriffe verstummen, und die richtige Erkenntnis gelangte zum Durchbruch, wie man es ja voraussehen konnte. Alfred Ilg hat es noch erlebt, daß man ihm allseitig gerecht wurde. Er ist schließlich im besten Sinne des Wortes volkstümlich geworden, und die Schweiz erkannte in ihm einen der allerbesten Söhne.

Bei der Ausarbeitung seines Lebensbildes wurde es mir bald genug klar, daß der Gegenstand weit mehr Schwierigkeiten bot,

als ich vermutete. Eine rein chronologische Darstellung seiner Entwicklung konnte nicht ausreichend sein, wenn sie auch den Schein der größten Objektivität für sich gehabt hätte. Für mich erwuchs die Aufgabe, den historischen Zusammenhängen gewisser Erscheinungen nachzugehen. Erst dadurch wurde eine richtige Würdigung seiner so originellen Lebensarbeit möglich. Sodann mußten hier auch Einblicke in die fremdartige Natur und in die ethnischen Zustände des Landes geboten werden. Es betrifft dies besonders die noch wenig bekannten Gebiete, um deren Angliederung an das abessinische Kaiserreich A. Ilg sich ganz besonders bemüht hatte, an deren Erwerbung er somit ein hervorragendes Verdienst hatte; sein politischer Weitblick erscheint da in bester Beleuchtung. Vor allen Dingen ist es das umfangreiche Südabessinien, dessen wirtschaftlicher Wert richtig beurteilt werden soll. Hier war ich in der günstigen Lage, zum Teil aus eigener Anschauung reden zu können.

Bei der Ausarbeitung des Lebensbildes meines Freundes war ich über die Jugendzeit und über die erste Periode der abessinischen Wirksamkeit nur ungenügend orientiert. Ich verdanke die nötigen Aufschlüsse darüber seinen beiden Jugendfreunden U. Kollbrunner und A. Briner in Zürich. Was die spätere Zeit anbetrifft, so stützte ich mich auf genaue Aktenstücke und betone ausdrücklich, daß ich allein dafür die Verantwortung übernehme.

Ich sage dies, weil ich in meinen Darstellungen in kritischer Weise auf Dinge eingehen muß, die politischer Natur sind und heute noch als ganz ungenügend aufgeklärt erscheinen. Es ließ sich das nicht umgehen, da sich Alfred Ilg bei Lebzeiten sehr zurückhaltend verhielt.

Heute aber hat die Oeffentlichkeit ein Recht, die Wirksamkeit unseres Mitbürgers in wahrer, aktenmäßiger Beleuchtung kennen zu lernen. Man wird unschwer die vielfach gewundenen Wege der europäischen Politik klarer erkennen.

Wenn ich einzelne politische Größen etwas kritisch behandeln mußte, so möchte ich nicht mißverstanden werden. Wer auf der

politischen Arena auftritt, muß sich die öffentliche Kritik gefallen lassen. Aber es lag mir durchaus fern, irgend einem Volke Unangenehmes zu sagen, da ich allen Nationen gegenüber Achtung empfinde und niemals eine Nation für die Handlungen ihrer Politiker verantwortlich mache. Für mich gab es nur ein Leitmotiv — das uneingeschränkte Streben nach Wahrheit und historischer Gerechtigkeit.

Die Tagebücher von A. Ilg enthalten eine große Zahl von Briefen in amharischer Sprache, die mein Freund vollkommen beherrschte. Es ist seine Korrespondenz mit Kaiser Menilek, die politisch von großem Interesse sein dürfte.

Da ich in meiner Arbeit die Politik nicht allzu sehr in den Vordergrund stellen will, anderseits das Amharische nicht beherrsche, so mußte ich von der Benutzung dieser Briefe absehen. Es ist wohl richtiger, wenn später ein tüchtiger Orientalist sie zum Gegenstand einer separaten Studie macht.

Das letzte Wort über abessinische Dinge ist noch nicht gesprochen.

Zürich, am 1. Mai 1917.

C. Keller.



SA MAJESTE MÉNÉLIK II

ROI DES ROIS D'ÉTHIOPIE

Bildnis Meneleks II. mit eigenhändiger Widmung an Frau Minister Ilg
(Text der Widmung amharisch, Unterschrift in Meneleks selbsterfundener Geheimschrift)

I.

Aus Ilgs Jugendzeit

Alfred Ilg wurde am 30. März 1854 in Frauenfeld geboren; seine Heimatgemeinde aber ist Fruthwilen-Salenstein, ein kleinerer Ort des Kantons Thurgau. Als ein gutes Omen für den spätern Minister konnte schon der Name dieser Heimatsgemeinde genommen werden. Wenn man nämlich dem thurgauischen Stamme im allgemeinen schon eine gute Dosis Lebensklugheit nachrühmt, so müssen sich die Fruthwiler in dieser Hinsicht ganz besonders ausgezeichnet haben; denn ihr Name wird abgeleitet von dem althochdeutschen frôd = weise, klug.

Nach dem Verkauf seines Gutes Algisser zog Ilgs Stiefvater, Oberst Neuweiler, in sein Haus zum „Hirschen" an der Zürcherstraße, wo Ilg seine Jugendzeit verlebte. In gemütlicher Hinsicht wurde Ilg durch den Verkehr mit verschiedenen Frauenfelder Familien sehr wohltätig beeinflußt. Insbesondere fand er im Hause des Bankdirektors Merkle, der nebenan in der Hypothekenbank wohnte, eine herzliche Aufnahme, und namentlich dessen Gattin war ihm in großer Freundschaft und Zuneigung zugetan. Sie empfing noch Ilgs Braut aufs liebenswürdigste und konnte der jungen Frau anläßlich ihres Besuches in Zürich nicht genug von den guten Eigenschaften ihres Lieblings erzählen. Der jüngere Sohn Merkles war und blieb bis zu seinem Tode der beste, liebste Freund von Ilg. Wie oft wurde Ilg diesem bei seinen täglichen Besuchen in der befreundeten Familie seiner guten Manieren und peinlichen Ordentlichkeit wegen als Muster vorgehalten! Nie konnte man ihn mit beflecktem Kleide oder seine Sachen in Unordnung sehen. So ging er auch durch das ganze Leben; bei seinem plötzlichen Hinschiede lag nicht ein Brief unbeantwortet da; seine Eintragungen waren bis zum letzten Abend in gewohnter Weise gemacht. Nichts wurde je

von ihm aufgeschoben; nichts haßte er mehr als das sonst so bekannte Wort „morgen dann" oder „nachher".

Als außerordentlich kräftiger und gewandter Jüngling stellte er seinen Mann auch in allen körperlichen Betätigungen, wie Turnen, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Fußwanderungen, Tanzen, und bei manchem fröhlichen Streiche war er nicht nur dabei, sondern der eigentliche Inspirator.

Im Jahre 1866 trat er in die unterste Klasse der Kantonsschule in Frauenfeld ein. Einem Rivalen, der ihm oft den ersten Platz streitig machte, lief er mit eisernem Fleiß immer wieder den Rang ab, und 1871 ging er mit einem sehr guten Maturitätszeugnis ab.

Man unterschätzt häufig, aber sicherlich mit Unrecht, den Einfluß einer tüchtigen Mittelschule; sie bestimmt in der Regel schon den Charakter für die ganze spätere Lebensperiode. Das Milieu, in dem sich Alfred Ilg in Frauenfeld bewegte, war durchaus gesund. Als Kleinstadt bot dieses für den heranwachsenden Jüngling vor allem den unleugbaren Vorteil, daß er von den schädlichen Einflüssen der großstädtischen Verhältnisse, wo Zerstreuungen aller Art der Konzentration hemmend entgegenwirken und eine unerwünschte Frühreife befördern, verschont blieb.

Dann galt das Bürgertum von Frauenfeld von jeher als aufgeweckt und jedem gesunden Fortschritt zugänglich; kleines, philiströses Wesen lag ihm fern. Die Einwohnerschaft hegte durchweg große Sympathien für die blauuniformierte Jungmannschaft und empfand es mit einigem Stolz, wenn diese am Samstag zu ihren militärischen Uebungen auszog. Auch in den Familien nahm man die Kantonsschüler stets freundlich auf. Zum Gemütsleben tragen bekanntlich auch die Originale in hohem Grade bei, die mit Vorliebe auf dem Boden einer Kleinstadt wachsen. Frauenfeld besaß eine Reihe solcher Originale. denen die Jugend besondere Zuneigung darbrachte. Wem wäre z. B. aus jener Zeit die drollige Figur eines Statthalter Debrunner unbekannt geblieben, der täglich mit seinem unzertrennlichen Pudel Karo die Straßen durchschritt. Er

war stets zu Scherzen aufgelegt, hat manchen Ulk in Szene gesetzt und noch nach seinem Tode die Volksphantasie in hohem Grade beschäftigt.

Daneben mußte aber tüchtig gearbeitet werden; denn an der Kantonsschule herrschte ein strenges, immerhin freundliches Regiment. Die Lehrerschaft bestand im allgemeinen aus recht tüchtigen Elementen, so daß Frauenfeld als eine der besten Kantonsschulen der Schweiz galt. Es sind denn auch viele vortreffliche Männer aus ihr hervorgegangen.

Ohne Zweifel übten die glücklichen Entwicklungsbedingungen auf Jlg, der in Frauenfeld zunächst eine ungetrübte Jugend verlebte, einen nachhaltigen Einfluß aus. Seine trefflichen Anlagen konnten sich harmonisch entfalten. Jn der Mathematik zeigte er sich sehr gut begabt; er galt auch als tüchtiger Zeichner. Das Erlernen von Fremdsprachen machte ihm große Freude, er lernte Französisch, Englisch und Jtalienisch. Als zwei junge Portugiesen nach Frauenfeld kamen und sich nicht zu helfen wußten, machte sich Jlg daran, das Portugiesische zu erlernen, um diese Leute zu unterrichten, und sprach dasselbe nach Jahren noch ganz geläufig. Nebenbei zeigte er hervorragende Begabung für die Musik. Er beherrschte verschiedene Jnstrumente, wirkte gern bei Gesangsaufführungen mit und blies im Musikkorps der Kadetten die Trompete mit Meisterschaft. Er leitete ein kleines Orchester von Freunden und war bei allen Messen in der katholischen Kirche Mitspielender. Der begabte Pfarrer Bummbacher, der im musikalischen Leben von Frauenfeld eine ganz hervorragende Rolle spielte, machte sogar alle Anstrengungen, Jlg zum Berufsmusiker auszubilden, wogegen man allerdings zu Hause Einsprache erhob.

Zur Zeit seines Maturitätsexamens verlor Jlg seinen Stiefvater, von dem sich nun leider herausstellte, daß er kein guter Wirtschafter gewesen war. Seiner Familie blieb so gut wie nichts, und anstatt die höhern Studien fortzusetzen, mußte Jlg, um möglichst bald erwerbsfähig werden, als Mechanikerlehrling bei Gebrüder Osterwalder in Frauenfeld eintreten. Da er sich dort nicht

zu den üblichen Lehrlingsdiensten der Arbeiter hergab, sich etwas abseits hielt und in seinem Aeußern stets tadellos war, tauften ihn diese „den Pfarrer". Nach einer Hänselei stellte Ilg einmal einem Arbeiter den Amboß auf die Drehbank. Niemand wollte glauben, daß er dies allein fertig gebracht habe, bis er den Amboß vor aller Augen wieder herunterhob: so außerordentlich war seine Körperkraft, die später auch oft die Abessinier zu sprachlosem Staunen brachte. Zwei Jahre hielt Ilg in der Werkstatt aus; dann löste er aber sein Lehrlingsverhältnis plötzlich, als man ihn einmal, wie schon oft, aus geschäftlichen Gründen zu bereits erlernten Arbeitszweigen zurückversetzte, statt ihn in seinem Berufe zu fördern.

Auf seine Energie vertrauend, wandte er sich nach Zürich, um in die Abteilung für Maschineningenieure des Eidgenössischen Polytechnikums einzutreten. Es war dies ein kühnes Unterfangen; denn an Geldmitteln fehlte es ihm fast vollständig; nur 300 Fr. konnte er von den Eltern eines Freundes als Darlehen erhalten. Aber die Jugend besitzt glücklicherweise Wagemut. Ilg schreckte vor keiner Schwierigkeit zurück und leistete schon jetzt den Beweis, daß ein starker Wille die ungewöhnlichsten Situationen zu beherrschen vermag.

Das Polytechnikum förderte den aufstrebenden Mann, der auch dieser Anstalt sein ganzes Leben hindurch eine große Sympathie bewahrte. Der damalige Leiter der Hochschule, Schulratspräsident Dr. Karl Kappeler, hatte volles Verständnis für außergewöhnliche Naturen und gewährte Ilg wiederholt Stipendien. Durch Erteilung von Privatunterricht mußte dieser die nötigen Mittel zu seinem Unterhalt aufbringen; insbesondere bereitete er junge Leute für den Eintritt in die Ingenieurschule vor. Oft dauerten diese privaten Lektionen bis spät in die Nacht hinein, so daß er erst nachts um 11 Uhr zum eigenen Studium gelangte. Es war eine äußerst starke Anspannung; denn mit Vorlesungen und Privatstunden kam er in der Woche durchschnittlich auf 70 bis 75 Stunden; aber seine kräftige Natur hielt dies aus. Da er sich

mit seinen Schülern alle Mühe gab, wurden ihm seine Privatstunden gut bezahlt; als er einmal einen Italiener in kürzester Zeit glänzend aufs Examen hin gefördert hatte, sandte ihm dessen Vater eine Gratifikation von 500 Franken. Oft mußte er seiner Mutter und seinen Stiefschwestern noch mit seinem Verdienst beispringen; denn von deren Pensionären verabschiedete sich der eine oder andere, ohne zu bezahlen. Dieser Erwerbszweig wurde denn auch aufgegeben, sobald die um zwei und vier Jahre jüngeren Schwestern in ihren Berufen ausgelernt waren, umsomehr, als Ilg auch von Bern aus später den Seinen möglichst beistand. Trotz alledem fand Ilg noch Zeit, sich bei Turnern und Sängern zu erholen. Nach dem Zeugnis seiner Freunde galt er als eine zwar ernsthafte Natur, die aber einer gesunden Fröhlichkeit nicht abhold war.

Schließlich ging auch diese harte Studienzeit vorüber, und nach Absolvierung seiner Kurse trat der theoretisch und praktisch gut vorbereitete Maschineningenieur bei der Firma Marquard in Bern ein. Er arbeitete sich tüchtig ein und gewann sehr bald nicht nur in dieser Hinsicht das Vertrauen seines Chefs, sondern Herr Marquard zog Ilg in seinen nähern Umgang und versprach ihm später die schönste Zukunft, wenn er von seinen abessinischen Plänen abstehe. Als Ilg nach dreijährigem Aufenthalt in Abessinien zurückkam und Herrn Marquard besuchte, meinte dieser voller Freude, Ilg werde nun doch wohl genug Afrika haben und wieder zu ihm kommen; da er keine Erben habe, werde er ihm sein Geschäft übergeben.

Aber in dem phantasievollen Jüngling ging etwas vor, was der Umwelt zunächst verborgen blieb. Gewiß war er auf dem besten Wege, in seinem Fache bedeutendes zu leisten; aber er hatte ein Ideal, das er für sich behielt, das damals bei erster Gelegenheit nach außen hin sichtbar werden sollte.

Seine Lieblingsidee war, mit den etwas engen Verhältnissen der Heimat zu brechen und in ein fremdes Land zu gehen, um dort etwas Großes zu leisten. Ein sicherer Instinkt, der bei genialen Naturen sich frühzeitig bemerkbar macht und dann im gegebenen

Moment machtvoll durchbricht, wies ihn auf ein hohes, wenn auch fernes Ziel hin. Schon im Frühjahr 1878 sehen wir den vierundzwanzigjährigen Jüngling die Schweiz verlassen und den Weg nach wenig bekannten afrikanischen Landen einschlagen. Ein enge genähter Spießbürger hätte dies Unterfangen vielleicht als phantastisch beurteilt, und doch sollte Ilg einer ungewöhnlich großen Zukunft entgegengehen.

Um diese Tatsache richtig zu verstehen, müssen wir einen kleinen Umweg einschlagen. Wir werden dann sofort erkennen, daß die Fäden der durchaus originellen Entwicklung von Alfred Ilg noch um einige Jahre zurückreichen und in einem denkwürdigen Ereignis aus dem Jahre 1875 wurzeln.

Ich erinnere mich noch ungemein lebhaft, daß damals in den gebildeten Kreisen der Schweiz eine außerordentliche Aufregung herrschte. Ende 1875 kam von Aegypten her die Schreckenskunde, daß die beiden Schweizer Werner Munzinger und Haggenmacher von den Assauleuten, die am Golf von Aden in der Nähe der Tadjurabai wohnen, verräterischerweise überfallen und ermordet worden seien. Munzinger stand in ägyptischen Diensten und war mit dem Rang eines Pascha zum Gouverneur des Ostsudan ernannt worden. Man setzte in Aegypten wie auch in den Handelskreisen von Europa große Hoffnungen auf ihn. Er war der Mann, der geordnete Zustände schaffen und der Mißwirtschaft beutegieriger Paschas ein Ende machen konnte. Man atmete im Sudan förmlich auf; man bejubelte Munzingers Ankunft in Suakin, wo seine erste Tat darin bestand, die Gefängnisse zu öffnen und die schuldlosen Gefangenen freizugeben. Als ich später – es war zu Anfang der achtziger Jahre – nach dem Sudan kam, hörte ich überall den Namen Munzinger mit Verehrung aussprechen.

Die glänzende Stellung des Gouverneurs und Paschas wurde indessen in echt orientalischer Art unterwühlt. Ein intriganter und prahlerischer Untergebener namens Arakel Bey, der Statthalter in Massaua war, suchte sich mit Hilfe einflußreicher Ver-

bindungen in Kairo an die Stelle von Munzinger zu setzen. Er klagte diesen an, gegen die Abessinier nicht energisch genug zu sein. Der junge König von Schoa scheint Kenntnis von der Sachlage gehabt zu haben und suchte Munzinger, der amtsmüde war, für wichtige Kulturaufgaben in seinem stark zerrütteten Reiche zu gewinnen. Dieser ergriff die dargebotene Hand, ging zunächst in Urlaub, in Wirklichkeit aber beabsichtigte er, ohne Aufsehen dem dornenvollen Amt, das ihm Aegypten übertragen hatte, für immer Lebewohl zu sagen.

Er fuhr in einem Dampfer nach der Tadjurabai, wo ihn der abessinische Ras Buru erwartete, um ihn nach Schoa zu geleiten. Aber schon im Anfang der Reise traf ihn das Unglück. Als er durch das Gebiet der Aussaleute zog, wurde er scheinbar wohlwollend aufgenommen, hinterher aber verräterischerweise überfallen und ermordet. Auch sein Begleiter Haggenmacher büßte das Leben ein. Für den König Menilek war das ein schwerer Schlag; die großen Hoffnungen, die er auf den schweizerischen Kulturboten gesetzt hatte, waren vernichtet.

In dieser Verlegenheit suchte er Ersatz zu gewinnen, und das Los fiel auf Alfred Jlg. Es wurde nämlich die Firma Furrer & Escher in Aden, die von Zeit zu Zeit eine Handelskarawane nach Abessinien abgehen ließ, damit beauftragt, in Europa einen tüchtigen Ingenieur zu suchen. Jlg machte die Bekanntschaft von Herrn Furrer und kam so nach und nach zum Entschluß, die Stelle anzunehmen. Sie schrieb die Stelle aus; Jlg meldete sich sofort und wurde angenommen. Laut Vertrag erhielt der nunmehrige Ingenieur seiner Majestät des Königs von Schoa ein Gehalt von 5000 Franken und freie Station, natürlich auch freie Reise. Das Engagement war auf drei Jahre festgesetzt.

Alfred Jlg betrieb die Reisevorbereitungen mit allem Eifer, übte sich in topographischen Aufnahmen und erwarb noch einige medizinische Kenntnisse bei Dr. Kündig in Männedorf. Als Gehülfen, die mit nach Abessinien zogen, engagierte er noch zwei Landsleute, nämlich den Modellschreiner Appenzeller und den

Mechaniker Zimmermann. Die nötigen Werkzeuge und Maschinen wurden sorgfältig in Kisten verpackt; sie waren naturgemäß für den neuen Wirkungskreis unentbehrlich.

Schon im Mai 1878 waren die Vorbereitungen vollendet; frohen Mutes ging's dem unbekannten Lande zu.

II.

Unterwegs nach Abessinien

Nicht ohne einige sentimentale Anwandlungen, die dem geliebten Heimatlande galten, verließen die drei Landsleute den schweizerischen Boden. In den Aufzeichnungen von Alfred Ilg finde ich die Bemerkung: „So freudig und mutig wir der Zukunft entgegenschauten, mit schwerem Herzen fuhren wir endlich den 21. Mai 1878 von Zürich ab dem fernen Lande zu. Wehmütig sahen wir all die lieben Gauen des teuern Schweizerlandes hinter uns zurückbleiben; nur zu schnell hatte uns das keuchende Dampfroß nach Genf gebracht. Noch eine Stunde, und vom lieben Heimatlande sehen wir nichts mehr als die ernsten, greisen Bergriesen, die uns noch weit, weit ihr Lebewohl entbieten.“ Bald ging's durch den Mont Cenis nach dem Piemont, das im wundervollen Frühlingsschmuck prangte. Turin mit seinen herrlichen Palästen und Monumenten wurde in der knapp zugemessenen Zeit besichtigt und dann die Weiterreise nach Genua angetreten. Von diesem Hafenplatze aus begann die Reise mit dem Dampfer über Ancona, Neapel und Messina dem jugendlichen Port Said entgegen. Die „Assyria“, der sich die Reisenden anvertraut hatten, machte an diesem ägyptischen Hafenplatz einige Stunden Aufenthalt, so daß das aufblühende Städtchen durchstreift werden konnte. Das bunte orientalische Leben, die wogenden Menschenmassen, in der alle Farbenschattierungen von der blendendweißen englischen Lady bis zum kohlschwarzen Neger vertreten waren, machten natürlich auf den Neuling großen Eindruck; insbesondere imponierte ihm die stolze Ruhe und würdige Haltung der braunen Wüstensöhne Arabiens, die in ihren langen, malerischen Gewändern einherschritten.

Bei der Durchfahrt durch den Suezkanal spielte sich an Bord der „Assyria“ eine höchst aufregende Szene ab, die sämtliche Passa-

giere in eine wahre Wut versetzte. Ein Schiffsjunge stieß auf dem Deck markdurchdringendes Geschrei aus, und auf Befragen, was die Ursache sei, verstärkte er sein Geschrei in entsetzlicher Weise. Einige Matrosen wurden unruhig, sprangen in den Maschinenraum hinunter und erblickten den blutüberströmten Schiffsingenieur mit zwei klaffenden Kopfwunden. Ein offenbar wahnsinnig gewordener Heizer, Vater des Schiffsjungen, hatte die Tat begangen; auf einen zweiten Schrei entdeckte man, daß in einer Kajüte auch ein schlafender Mechaniker mit Axthieben getötet war. Die erbitterten Passagiere verlangten, daß der Meuchelmörder sofort an einer Raa aufgeknüpft werde; der Kommandant jedoch befahl, den Mörder zu binden und ihn der Polizei in Suez zu übergeben.

Die Fahrt durch das Rote Meer verlief ohne weitere Zwischenfälle; das nächste Ziel war Aden, wo Kaufmann Furrer alles vorbereitet hatte und sich mit Waren der abessinischen Reisekarawane anschloß. Die Ueberfahrt nach Zeila an der Somaliküste erfolgte schon am 7. Juli 1878. Wir können uns heute, wo Dampfer und Eisenbahnen benutzt werden, kaum mehr eine richtige Vorstellung von dem damaligen Reisebetrieb machen. Die Ueberfahrt mußte in einem arabischen Sambuk unternommen werden. Es ist das eine Segelbarke von 15 – 20 Tonnen Gehalt, die einen einzigen wackeligen Segelbaum besitzt. Am ehesten kann man dieses Vehikel mit einem Ledischiff vergleichen. Von irgend welcher Bequemlichkeit keine Spur; den eng zusammengepferchten Fahrgästen wird ein bequemes Liegen oder Sitzen zur Unmöglichkeit; überdies ist die Unreinlichkeit in einem Sambuk geradezu sprichwörtlich. Am Tage brennt die Sonne erbarmungslos hernieder; schützende Vorrichtungen gegen die unangenehme Strahlung fehlen; in der Nacht wird man fortwährend von lästigem Ungeziefer heimgesucht.

Alfred Ilg klagt in seinen Berichten, daß ihm in diesem Fahrzeug während der Nacht die Schuhe von großen Ratten angefressen wurden und mächtige Schwabenkäfer über Gesicht und Hände krochen, so daß ein wohltätiger Schlaf ausgeschlossen war. Das ist jedenfalls nicht übertrieben; denn ich konnte mich ebenfalls über-

zeugen, daß an allen ostafrikanischen Hafenorten die aus Amerika eingeschleppte Schabe (Blatta americana), die weit größer ist als unsere Küchenschabe vulgo Schwabenkäfer, in geradezu fabelhafter Menge vorhanden ist; in St. Denis auf der Insel Réunion hätte ich sie im Hofe eines Hotels literweise einsammeln können.

Wer Durst verspürte, fand etwas Wasservorrat in einem Fasse, das den ganzen Tag in der Sonne lag; in der Nacht ging die Abkühlung des Trinkwassers nicht unter 25 Grad Celsius. Das vorhandene Brot, aus ungegornem Teig gebacken, war für einen europäischen Gaumen fast ungenießbar. Und dennoch war die Schiffsmiete nicht übermäßig billig, da 40 Maria Theresia-Thaler zu entrichten waren.

Da stärkere Winde nur selten aus dem Golf von Aden herausblasen, kam man nur langsam vorwärts. Die Reiseprosa, die nur dann und wann durch das Auftauchen eines Haifisches oder durch das niedliche Spiel der Delphine unterbrochen wurde, dauerte bis zum fünften Tage. Ilg atmete förmlich auf und mit ihm das ganze Reisepersonal, als endlich mittags am 12. Juli die Küste von Zeila erreicht wurde.

Wer diesen Ort je gesehen hat, weiß, daß er selbst nach afrikanischen Begriffen ein trostloses Nest darstellt. Es mag jetzt etwas besser geworden sein; aber noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sah ich dort neben den Hütten der Eingebornen nur wenige schlechte Steinhäuser; ein ordentlicher Hafen ist nicht vorhanden, die Umgebung unfruchtbar und mit äußerst dürftiger Vegetation ausgestattet.

Nach Ilg bestand die Bevölkerung aus Somali, Arabern, Dankali, Galla, Griechen, Aegyptern und indischen Elementen, so daß ein ziemliches Sprachengewirr bestand, vorherrschend aber arabisch gesprochen wurde.

Da Gasthäuser und Rastquartiere völlig fehlten, mußten erst einige Eingebornenhütten geräumt werden, in denen die Mitglieder der Karawane Unterkunft fanden.

Der damalige Herrscher Abu Bekr, ein Dankali, der sich

durch seine ungewöhnliche Intelligenz aus einfachen Verhältnissen zu der einflußreichen Stellung eines Pascha emporgearbeitet hatte. Er empfing die Ankömmlinge wohlwollend und bot ihnen eine Tasse Mokka an. Tagtäglich wurden Besuche beim Pascha gemacht, der die Zusage gab, in etwa zwei Wochen für 150 Kamele zu sorgen, die für den Weitertransport der Waren und Maschinen nötig waren. Aber aus den vierzehn Tagen Aufenthalt in Zeila wurden schließlich vier Monate. Wer die Sommerhitze an der Somaliküste je gekostet hat, weiß, wie qualvoll ein so langer Aufenthalt wirken muß. Die Verzögerung der Abreise war auf zwei Ursachen zurückzuführen. Einmal kamen damals nur wenige Kamelkarawanen nach Zeila, so daß man weit ins Innere gehen mußte, um die erforderlichen Lasttiere aufzutreiben. Sodann spielten bei dem mißtrauischen Abu Bekr noch politische Gründe stark mit. Als schlauer Orientale wollte er Alfred Ilg mit seinem Gefolge möglichst lange beobachten, um sich zu versichern, daß irgend eine verdächtige Absicht ausgeschlossen sei.

Damals gehörte nämlich die ganze Somaliküste bis zum Kap Guardafui zu Aegypten; von Suakin an waren Militärposten vorhanden, so in Massaua, Zeila und Berbera, die eine Waffeneinfuhr nach Abessinien streng überwachten. Die Beziehungen zwischen Aegypten und Abessinien waren schlecht und stetige Reibereien an der Tagesordnung. Wenige Jahre vorher, nämlich im November 1875, hatte Arakel Bey von Massaua aus einen kriegerischen Einfall in Nordabessinien gemacht; er erlitt aber an den Ufern des Mareb eine Niederlage und wurde von den Abessiniern in der Schlacht bei Gundat getötet. Um diese Schlappe zu rächen, sandten die Aegypter 1876 eine Armee von 20 000 Mann gegen die Abessinier; sie wurden aber bei Gura geschlagen und fast völlig aufgerieben.

Der schimpfliche Friede, den Aegypten schließen mußte, hatte auf lange hinaus einen Stachel zurückgelassen. Jedoch scheint der mißtrauische Abu Bekr nach einer viermonatigen Beobachtungszeit die Ueberzeugung erlangt zu haben, daß Ilg keine staatsgefährliche

Persönlichkeit sei, und ließ ihn ziehen. Er übertrug sogar seinem Sohn Mohamed die Aufgabe, Ilgs Karawane sicher nach Abessinien zu geleiten. Die Wahl dieses Karawanenführers war um so wichtiger, als man das Gebiet der Issa-Somali und der Dankali durchziehen mußte und beide Stämme als sehr unzuverlässig galten.

Die erste Station, etwa 8 Kilometer von Zeila entfernt, war Dacoscha. Zwei Tage verweilten die Reisenden an diesem Wasserplatz, wo auch der Pascha Abu Bekr eintraf, um sich zu verabschieden und der Karawane seinen Segen zu erteilen. Die Weiterreise durch das Land der Issa führte durch eine öde, trostlose Gegend. Der Boden ist überall mit Steinen übersät; wenige Dornsträucher beleben die Landschaft, aus deren ebenen Flächen sich einzelne schwarze, völlig kahle Hügel erheben — das ganze ein Bild der Verlassenheit. Dazu kommen noch häufige Sandstürme, die Ohren und Nase mit heißem Sande füllen. Zuweilen wird man von der trügerischen Fata morgana genasführt.

Im Grenzgebiet der Issa traf Ilg in der Nähe von Errer eine Bevölkerung an, die noch nie einen Weißen gesehen hatte und allen Ernstes wissen wollte, was für eine Krankheit diese Europäer befallen habe, daß sie so weiß geworden seien, bis der Karawanenführer Mohamed Abu Bekr den Leuten klar machte, daß in ihrer Heimat alle weiß aussehen. Spöttisch bemerkten die Eingebornen, daß diese Weißen, die nichts als die Hände und das Gesicht sehen lassen dürfen, besser zu Hause geblieben wären. Die gereizte Stimmung der Somali führte zu Kriegsdrohungen, und etwa 350 mit Lanzen und Messer bewaffnete Krieger standen zum Angriff bereit. Der Anfänger nimmt solche Situationen leicht etwas tragisch; der kluge Mohamed aber wußte die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen, und nach zehn Stunden war er so weit, daß die Angreifer sich mit etwas Tuch begnügten und Frieden schlossen. Vor ihrem Abmarsch führten sie noch einen Versöhnungstanz auf, was der Araber eine Fantasija nennt. Die damalige Originalität einer Karawanenreise ist heute im Verschwinden begriffen. Wer sie noch mitgemacht hat, kennt ihre Müh-

salen, ihre vielen Gefahren, mit denen man zu rechnen hat, aber auch den poetischen Reiz, der mit ihnen verbunden ist. Das tägliche Leben spielt sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit ab. Ist man nach einem tüchtigen Marsche gegen Abend angekommen, so macht die Karawane Halt. Die Lasttiere werden abgesattelt und das Gepäck im Kreise angeordnet, wobei die eingeborne Begleitmannschaft tüchtig Hand anlegt. Dann wird eine sogenannte Seriba erstellt, d. h. eine Umzäunung oder schützende Hecke, welche die Karawane gegen allfällige nächtliche Ueberfälle, auch gegen Angriffe der Raubtiere sichern soll. Die Schwarzen schleppen aus der Umgebung abgeschlagene Aeste herbei, wobei die schirmförmigen Akazien das beste Material liefern, weil sie in der Regel mit Dornen versehen sind. Die Aeste werden eng zusammengelegt, so daß sie einen großen Kreis einschließen. Die Seriba besitzt einen einzigen Zugang, der während der Nacht verschlossen wird. Die Kamele, Maultiere und Pferde werden für den Rest des Tages ausgetrieben, damit sie ihr Futter suchen können. Inzwischen wird abgekocht und die Abendmahlzeit eingenommen. Während der Abendstunden herrscht fröhliches Geplauder; dann werden die Tiere eingetrieben, die Karawanentreiber verkriechen sich hinter das Gepäck, und die herrliche Tropennacht bedeckt eine bunte, zufällig zusammengewürfelte Gesellschaft von Menschen und Tieren. Große Mistkäfer stellen sich ein, um den Mist der Karawanentiere zu Kugeln zusammenzuballen, außerhalb des Lagers zu wälzen und zu vergraben. Während der Nacht müssen beständig Wachen ausgestellt werden, die sich regelmäßig ablösen und auf alles achten, was außerhalb der Seriba vorgeht.

Manchmal bezieht man eine verlassene Seriba, die von einer früheren Karawane benutzt wurde; aber gerade empfehlenswert ist das nicht, weil darin eine Masse Zecken hausen, die sich bei ihrem hungrigen Wesen über Mensch und Tier hermachen. In solchen Fällen besteht dann die Morgentoilette darin, den Körper sorgfältig von diesen Geschöpfen zu reinigen, was oft geraume Zeit in Anspruch nimmt.

Mit Anbruch des Tages, dem in den Tropen nur eine kurze Dämmerung vorangeht beginnt in der Seriba reges Leben. Die Schwarzen schleppen Kisten und Warenballen herbei und beladen damit unter ziemlichem Geschrei die Lastkamele, die sich während dieses Geschäftes recht widerwärtig benehmen, dann aber auf der Karawanenstraße mit Ruhe und mustergültiger Ordnung dahinschreiten.

Nachdem der Morgentee eingenommen ist, setzt man sich in den Sattel, und voraus schreitet der sogenannte Aban oder Karawanenführer. Herumstreichende Eingeborne durchstöbern das verlassene Lager, in der Hoffnung, irgend einen zurückgelassenen Gegenstand aufzufinden. Fast lautlos zieht die Karawane ihres Weges, macht einen kurzen Mittagshalt, und am Abend wiederholt sich das geschilderte Bild. Den belebten Orten geht man aus dem Wege, um nicht in Konflikt mit den Eingebornen zu geraten.

In den Gebieten, die sich eines schlechten Rufes erfreuen, benutzt man gern die Nacht zur Weiterreise, um unbehelligt durchzukommen. Für Ilg war, wie er mir oft erzählte, auch später das Somaliland unheimlich. Noch mehr zu fürchten waren die Dankali, deren Gebiet nunmehr betreten werden mußte. Ihr Ruf war zu allen Zeiten ein schlechter. Das Leben des Fremden ist ihnen nicht heilig; Plünderung, Raub und Mord sind bei ihnen stets an der Tagesordnung gewesen. Der Führer Mohamed kannte seine Leute und traf die notwendigen Vorsichtsmaßregeln. Das Land wurde in Eilmärschen durchquert, und die Anwohner wurden dadurch getäuscht, daß man die Europäer von der Begleitmannschaft abtrennte und sie auf Umwegen mehr bei Nacht als bei Tag, auf Maultieren weiter beförderte. Man mußte sich damals förmlich durchschleichen, um nicht aus dem Hinterhalt überfallen zu werden, und atmete auf, sobald man das Dankaligebiet im Rücken hatte. Mit heiler Haut näherte man sich den abessinischen Bergen und erblickte endlich vom Grat einer Hügelkette aus das prachtvolle Tal des Hawasch. Der Anblick war so überraschend, daß man anfangs mit Mißtrauen das neckende Spiel einer Fata morgana vermutete.

Diesmal war es aber kein Trugbild, sondern zweifellose Wirklichkeit; dafür sprachen schon die zahlreichen Affenherden, das ferne Donnerrollen des Löwen, das schrille Heulen der Schakale und das melancholische Flöten der Nachtvögel.

Es war inzwischen Dezember geworden, und nach einer Reise von 45 Tagen traf die Karawane am Rande des abessinischen Reiches ein, also auf einem Gebiet, wo die persönliche Sicherheit sozusagen absolut gewährleistet war. Wie zum Feste gerüstet, zog man in dem schoanischen Grenzdorf Farré ein. Der Ort liegt noch im Tiefland, in der sogenannten Quolla auf einem Hügel. Von diesem aus genießt man einen prachtvollen Ausblick auf das Hawaschtal und die unabsehbaren Dankaliebenen, die fruchtbar sind und zu einem Paradiese umgestaltet werden könnten, wenn eine friedliche, arbeitsame Bevölkerung die Stelle des dortigen Gesindels einnehmen würde. Vielleicht vollzieht sich einst ein glücklicher Umschwung.

Der Empfang in dem abessinischen Grenzort war so liebenswürdig wie nur möglich. Von allen Seiten kamen Besucher; die Ortsbehörden stellten sich ein; ihre Diener trafen schwer beladen ein mit Brot, verschiedenen Gerichten, Honigwein, Bier, Bananen und Zitronen.

Schon am nächsten Morgen erschien der Gouverneur der Provinz, um seine Aufwartung zu machen. Ein Eilbote ging an König Menilek ab, um die Ankunft der Karawane zu melden. Nach drei Tagen traf die Antwort des Königs ein, die Reisenden möchten sich einstweilen nach der alten Hauptstadt Ankober begeben. In zwei Tagen wurde dieses vorläufige Endziel erreicht. Unterwegs kamen zwei deutsche Missionare, die Herren Mayer und Greiner, entgegen, um Ilg in dem neuen Lande willkommen zu heißen. Auch der Minister Asage Wolde Tsadek mit einigen Großen erschien, um die Reisenden im Name des Königs zu begrüßen. Es war dies am Neujahrstag 1879, der festlich, doch nicht ganz ohne Heimweh, begangen wurde.



Ankober von Osten

Am 2. Januar zog Ilg in Ankober ein, um nun einige Wochen von den Strapazen einer achtmonatigen Reise auszuruhen.

Anfang Februar 1879 wurde er sodann in feierlicher Audienz von Seiner Majestät in der neuen Residenz Lidsche zum ersten Mal empfangen; ein Abgeordneter hatte ihn mit 500 berittenen Abessiniern abgeholt, um ihn sofort beim König einzuführen.

Es ist nicht ohne Interesse, diese erste Vorstellung mit Ilgs eigenen Worten zu schildern. Er schreibt darüber in seinen Reisenotizen: „König Menilek, zirka 33 Jahre alt, saß unter einem Baldachin auf einer Art Ottomane, durchaus wie jeder vornehme Abessinier gekleidet, mit Pumphosen, Hemd und einer sogenannten Schemma, eine Art weißer Baumwollshawl mit buntfarbigen Bordüren mit einziger Ausnahme einer goldenen Stecknadel, ein Krönchen in der Größe einer Nuß vorstellend, in den Haaren. Diese letzteren sind wie die aller höhergestellten Abessinier in ganz eigener Art in drei Zöpfe geflochten, die etwas an die Perücken der französischen Louiszeit erinnert. Menilek ist ein großer, fester Mann mit äußerst einnehmenden Gesichtszügen, hübschem schwarzem, gekraustem Backenbart und Schnauz, etwas hochklingender Sprache mit derart freundlichem, liebevollen Benehmen, daß es einem wehe tun muß, ihm ein böses Wort zu sagen. Er ist auch der einzige Mann, den ich wie meinen Vater liebe, dem zuliebe allein ich vielleicht noch einige Jahre in diesem Lande verbleibe (19. September 1879).

„Aufs freundlichste von S. M. bewillkommt, fragte er uns sehr eingehend zunächst über unsere Reiseerlebnisse, sodann über die Neuigkeiten aus Europa, wobei ein Abessinier, der sehr geläufig Französisch spricht, den Dragoman machte. Besonderes Interesse zeigte er uns für die Angelegenheiten Englands, da hier schon seit Jahren das Gerücht geht, die Engländer kommen wieder, um den Sohn des Theodoros, früheren Königs von Abessinien, auf den Thron zu setzen. Erst jüngst kam diese Nachricht wieder so bestimmt, dadurch immer mehr Halt gewinnend, daß dieser Sohn den Oberstengrad in der englisch-indischen Armee bestiegen, daß sich bange Sorge

der Abessinier bemächtigte; Ato Johannes, König von Tigre, ließ zwei hiesige französische Missionare, und zwar den Bischof Monseigneur Taurin und Albe Gonzag zu sich berufen, um dieselben mit Bündnisverträgen mit europäischen Mächten zu betrauen. Nach zirka einstündiger Audienz wurden wir einquartiert, um am folgenden Morgen wieder nach Ankober zurückzukehren."

Im weiteren schreibt Ilg in seinen Aufzeichnungen: „Nach 4½stündigem Ritt erreichte ich Ankober, woselbst ich sofort zum König gerufen, mir endlich meine Habseligkeiten, die zirka 14 Tage nach uns in Farre angelangt waren, ausgeliefert wurden. Es besteht nämlich hier in Schoa der eigentümliche Gebrauch, daß neu hier Angekommenen die Effekten nur in Gegenwart S. M. übergeben werden. Seine Majestät verfehlt denn auch nicht, solche Gegenstände, die ihm nützlich erscheinen, für sich auszubitten, was selbstverständlich kaum verweigert werden kann. Mit knapper Not rettete ich meinen Spiegel, den ich von daheim mitgenommen. Mein Vetterlikarabiner hingegen mit sämtlichen Kartuschen fand kein Erbarmen; er wanderte ins königliche Waffenmagazin, um kurze Zeit nachher von König Johannes in Tigre für sich auserbeten zu werden, da er von irgend welcher Seite von deren Existenz Nachricht bekommen und, wie es scheint, er den Wert guter Waffen zu schätzen weiß. Als Ersatz erhielt ich vom König ein Henri-Winchester-Gewehr mit 100 Kartuschen, das aber meinem Karabiner noch lange nicht gleichkommt. Meine zwei Revolver hatte ich für gut befunden, einstweilen der Oeffentlichkeit zu entziehen."

Nach einer Woche verreiste der König, um einige aufständische Gallastämme zu unterwerfen, und gab die Weisung, daß Ilg mit seinen Begleitern dauernden Aufenthalt in Antotto zu nehmen habe, wo Menilek seine neue Residenz einrichten ließ. In sechs mühsamen Tagereisen wurde dieser Ort Anfang April 1879 erreicht.

III.

Charakterbild von Menilek II.

Der mächtige Gönner und Freund unseres Landsmannes Alfred Jlg, der vielleicht der bedeutendste Herrscher ist, den Abessinien je besessen hat, und der unter allen exotischen Fürsten wohl die größte Popularität erlangt hat, machte in seinem Leben recht wechselvolle Geschicke durch. Im August 1844 geboren, gehörte Menilek II. seiner Abstammung nach der in Schoa herrschenden salomonischen Linie an. Die Tradition behauptet nämlich, daß sein ältester Vorfahr auf dem abessinischen Throne jener Ibn el Hakim war, den König Salomo mit der Königin von Saba gezeugt haben soll, und der, nachdem er erwachsen war, als König Menilek I. über Aethiopien herrschte. Wir müssen es den sachkundigen Orientalisten und kritischen Historikern überlassen, die Zuverlässigkeit dieser Tradition zu prüfen. Richtig ist, daß einige jüdische Züge im Wesen Meniteks II. nicht zu verkennen sind. Dahin gehört beispielsweise die stark ausgesprochene Neigung, irdische Güter zu sammeln, da er den Geldbesitz als eine wirksame Macht ansah. Seine lebensfrohe Art, die übrigens auch bei seinem Großvater hervortritt, erinnert ebenfalls stark an den erlauchten Ahnherrn Salomo.

Die Mutter, die ihn gebar, war ursprünglich ein armes Mädchen aus Motatit, das wegen seiner Schönheit vergöttert wurde. Als Knabe wurde er von seinem Großvater Sahela Salassie gesegnet; nach dessen Prophezeiung stand dem kleinen Enkel Sahela Mariam — so hieß Menilek ursprünglich — eine große Zukunft bevor. Der Seherblick des Alten hatte sich nicht getäuscht; aus dem munteren Knäblein wurde eine Herrscherfigur, die große Klugheit mit seltener Tatkraft verband.

Die Jugendzeit Menileks fällt in jene traurige Periode Abes-

siniens, da das Reich, von inneren Wirren zerfleischt, dem völligen Zerfall nahe war. Sein in Schoa residierender Vater Hailu Malakot hatte 1856 Thron und Leben verloren. Der jetzt zwölfjährige Prinz mußte flüchten, irrte unstet umher und wurde schließlich von den Anhängern des Kaisers Theodoros abgefangen. Er kam nach Gondar, wurde gut behandelt und diente zehn Jahre lang als Page am Hofe von Theodoros. Aus politischen Gründen heiratete er dessen Tochter, die ihm die Flucht nach Schoa ermöglichte. Dort wurde er 1866 als rechtmäßiger König mit offenen Armen empfangen. Als seine Frau starb, ohne Kinder zu hinterlassen, ging Menilek eine zweite Ehe mit Bafana ein. Da diese aber politische Intriguen anzettelte, steckte er sie ins Kloster und heiratete 1882 die stolze und schöne Taitu.

Er erlebte das tragische Ende des Kaisers Theodoros, und jene Jugendeindrücke machten auf das empfängliche Gemüt von Menilek einen tiefen, bleibenden Eindruck, der ihm später wieder lebhaft vor die Seele trat, als er in eine ähnliche Situation verwickelt werden sollte.

Kaiser Theodoros hatte bekanntlich mit seiner ungewöhnlichen Energie und entschiedener Begabung es verstanden, wieder etwas Ordnung im äthiopischen Reiche herzustellen, verfiel aber später dem Größenwahn, verfolgte die Europäer und ließ in seiner Wut den englischen Gesandten einkerkern. Das hatte zur Folge, daß England 1867 mit 12,000 Mann nach Abessinien eindrang und Theodoros bei Magdala besiegte. Von allen Seiten verlassen, jagte dieser sich eine Kugel durch den Kopf, nachdem die wenigen Getreuen als Gefangene ausgeliefert waren.

In Schoa hatte der junge und energische König seine Sorge zunächst darauf gerichtet, die verloren gegangenen Provinzen wieder zu erobern. Als streitbarer Herrscher seinem begabten Großvater ähnlich, brachte er die meiste Zeit auf Kriegszügen zu und erwarb sich bei den Eingebornen den Ruf eines tüchtigen Feldherrn. Ein feindlicher Gallafürst, der noch unbesiegt war, rannte eines Tages mit erhobener Lanze ins Lager von Menilek, steckte sie vor seinen

Füßen in den Boden und sagte: Ich hätte Dich ruhig niederstechen können; aber ich beuge mich vor Deiner Größe und will von nun an Dein Freund sein!

Mit der Eroberung ging eine stille, aber stetige Kulturarbeit Hand in Hand, so daß überall streng geordnete Verhältnisse wiederkehrten und die öffentliche Sicherheit hergestellt wurde. Obschon Menilek in seinem ganzen Leben nie ins Ausland gekommen ist, schätzte er insbesondere die europäische Kultur, die ja schon vor anderthalbtausend Jahren fruchtbare Anregungen ins Land gebracht hatte, um dauernde Spuren zu hinterlassen. Er suchte auch jetzt, obschon die altabessinische Partei die Fremden nicht begünstigte, von einer höher stehenden Kultur das aufzunehmen, was ihm nützlich schien; es war ja dies der Grund, warum er einen europäischen Ingenieur anwarb, der ihm Straßen bauen und Maschinenfabriken einrichten mußte. Schon früh ging sein politischer Ehrgeiz dahin, Negus Negesti, d. h. Kaiser von ganz Abessinien zu werden.

Nachdem Kaiser Theodoros in Magdala ein so unglückliches Ende gefunden hatte, erhob er den Anspruch, sein Nachfolger zu werden. Indessen vermochte er zunächst nicht gegen Kassai aufzukommen, der in Tigré herrschte, fast ganz Abessinien unterwarf und sich 1872 unter dem Namen Johannes zum Kaiser krönen ließ. Schoa war nicht zu unterwerfen, und 1878 zog Menilek mit einem starken Heer seinem Gegner entgegen, fand aber schließlich für klüger, seine Pläne auf friedlichem Wege zu verfolgen. Menilek bot seine Unterwerfung an, erschien reumütig im Lager des Johannes und wurde huldvoll empfangen. Dieser schätzte die Tapferkeit und Begabung des schoanischen Herrschers; Menilek aber achtete den großmütigen Kaiser und wollte dessen Freundschaft erwerben. Eine rührende Umarmung unter Tränen besiegelte den Freundschaftsbund der beiden Herrscher. Ein richtiges Gefühl sagte dem klugen Menilek, daß von diesem Moment an die Nachfolge von Johannes gesichert sei.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gärte es im Sudan gewaltig; die Mahdisten verbreiteten überall Schrecken,

sie verjagten die ägyptischen Behörden und bedrohten im Nordwesten auch die abessinischen Gebiete. Kaiser Johannes warf ihnen Truppen entgegen. Bei Metammeh kam es 1889 zu blutigen Kämpfen, in denen Johannes verwundet wurde und bald nachher starb. Menilek war der gegebene Nachfolger und wurde ohne Widerstand zum Kaiser von ganz Abessinien ausgerufen.

Von nun an setzte die innere Politik von Menilek II. machtvoll ein, und es zeigte sich auch hier wieder, daß unter Umständen ein Land am raschesten vorwärts kommt, wenn es von einem aufgeklärten Despoten regiert wird, der mit einer guten Dosis demokratischen Oeles gesalbt ist. Kommt dazu noch schweizerisches Oel von demokratischer Färbung, dann um so besser. Und Menilek verstand sein Volk und liebte es. Alfred Ilg, für den damit auch eine neue und wichtige Periode anhub, hat mit feinem Takt es stets vermieden, sich in die inneren Angelegenheiten des Landes einzumischen. Bei aller Gutherzigkeit und Jovialität, die dem äthiopischen Kaiser eigen war, verfolgte dieser seine Ziele mit einer eisernen Energie. Zunächst ging sein Streben dahin, den Schwerpunkt des Reiches nach Süden zu verlegen, während früher der Einfluß nach Norden hin, nach Tigré gravitierte. Sehr richtig hatte er erkannt, daß die Zersplitterung des äthiopischen Reiches in einzelne Fürstentümer und Königreiche eine Quelle ewigen Haders bildete. Bald war es dieser, bald jener König, der Uebergriffe versuchte; was zu fortwährenden Kriegszügen führte. Diese Quelle des Zankes im Innern hat er gründlich abzugraben verstanden. Wo eine kluge Diplomatie nicht ausreichte, griff er zur Gewalt. An die Stelle der Fürsten setzte er verantwortliche Statthalter oder Ras. Am längsten leistete das Königreich Kaffa, das Heimatland des Kaffees, Widerstand. Doch mußte dieses herrliche Alpenland im Südwesten des Reiches sich 1897 ergeben. Im Volke herrschte jedoch der Aberglaube, der König der Kaffa werde wieder zur Macht gelangen, da seine Krone sich noch im Lande befand. Es gab erst Ruhe, als Ilg diese Krone nach Zürich brachte, wo sie jetzt noch im Besitz seiner Familie ist. Der energische Wolde Georgis, ein Vetter

des Kaisers, schaffte in Kaffa Ruhe und verwaltete das Land in vortrefflicher Weise.

Die territoriale Erweiterung des Landes bildete die stete Sorge von Menilek, wenn er auch mit großer Vorsicht dabei vorging. Im Süden wurden dem Reiche weite Gallagebiete angegliedert, ebenso im Westen, wo die goldreichen Gebiete der Wolega-Galla am Fuß der abessinischen Bergfeste erobert wurden. Harrar war durch die Sudanwirren frei geworden, und Abessinien legte seine Hand auf diese volkreiche Grenzstadt. Die Boran-Galla wurden unterworfen, ebenso weite Gebiete im Somaliland, so daß schließlich die Grenze an den Djuba d. h. bis Lugh vorgeschoben wurde. Bei diesen wichtigen Erwerbungen war nebenbei bemerkt der Anteil von A. Ilg ein sehr großer. Nach und nach wuchs sich Abessinien zu einem Reiche aus, das etwa 12 Millionen Einwohner besaß. Bis zu den entlegensten Gebieten wachten die abessinischen Beamten über Sicherheit und Ordnung des Landes, die sich geradezu mustergültig gestaltete.

Die glänzende Entwicklung von Abessinien brachte es mit sich, daß die Beziehungen nach außen reger wurden. Auch in der auswärtigen Politik ist Menilek II. glücklich gewesen; was er allerdings seinem treuen Ratgeber A. Ilg verdankte, der schließlich auf diesem Gebiete die rechte Hand des Kaisers wurde und maßgebenden Einfluß gewann.

Der erste europäische Staat, mit dem engere Beziehungen angeknüpft wurden, war Italien. Dieses Land hatte sich 1885 in Massaua festgesetzt und verfolgte das Ziel, in dieser Region eine erythräische Kolonie zu begründen. Das Ministerium in Rom bediente sich dabei eines römischen Patriziers namens Antonelli. Etwas schwierige Verhältnisse machten es wünschbar, den allzu lebenslustigen Herrn ins Ausland zu schicken; seine nicht gerade gut situierte Familie gab ihm den Segen und den Rat, möglichst lange in Afrika zu bleiben. Durch seine Rührigkeit, wobei er von A. Ilg hilfreich unterstützt wurde, verdiente er mit Waffenhandel etwas Geld; auch gewann er dank seiner Geschmeidigkeit einen bedeutenden Einfluß am Hofe von Schoa.

Damals herrschte ein eigentliches Kolonialfieber. England, Frankreich und Deutschland griffen, da die übrige Welt vergeben war, tapfer in Afrika zu. Dobbiamo essere poi sempre gli ultimi? sagten sich die Italiener und traten ebenfalls als Bewerber auf. In Afrika besaßen sie nur die unbedeutende Besitzung in Assab am Roten Meere, welche den Handel mit Südarabien vermittelte. Erst suchte man die Nordsomaliküste zu erwerben; Somalihäuptlinge aus Berbera waren bereits gewonnen; allein England erhob aus strategischen Gründen Einsprache, willigte jedoch in die Besitznahme von Massaua ein. Italien benutzte nun den Grafen Antonelli, um bei Menilek noch im Hinterland einen ansehnlichen Länderbesitz auszuwirken, und in der Tat kam dann 1889 zwischen Italien und Abessinien ein Freundschaftsvertrag zustande, worin Menilek ansehnliche Länderstrecken abtrat. Wir werden eingehend auf diesen berühmt gewordenen Vertrag und seine Folgen in einem besonderen Kapitel eintreten; hier sei nur kurz bemerkt, daß er zur Quelle von Verwicklungen wurde, die schließlich zu einem blutigen Waffengang zwischen Abessinien und Italien geführt haben.

Diese schwere Krisis wurde indessen glücklich überwunden, indem Abessinien am 1. März 1896 bei Adua einen vollständigen Sieg über die Italiener errang, worauf wieder für beide Parteien normale Beziehungen angebahnt wurden. Menilek II. war damit auf seinem Höhepunkt angelangt; er wurde in der Folge von den europäischen Mächten stark umworben, indem nicht nur Italien, sondern auch Frankreich, England und Rußland, später auch Deutschland Gesandtschaften in der abessinischen Hauptstadt Adis Abeba errichteten. Damit hatte die äußere Politik eine große Regsamkeit erlangt, verlangte indessen auch einen steigenden Grad der Vorsicht.

Im Innern war ein gewaltiges Stück Arbeit zu bewältigen. Die enorme Arbeitskraft des Kaisers Menilek hat lange nicht nachgelassen; deshalb ging die Entwicklung des Reiches trotz der Sprunghaftigkeit seines Wesens rüstig vorwärts. Als Richter war er stets gerecht, weshalb er auch im Volke allgemeine Verehrung genoß. Er schaffte die Sklaverei ab; dagegen wagte er im



Krone des Königs von Kaffa

Interesse der Disziplin einzelne barbarische Gebräuche des abessinischen Gerichtswesens nicht zu beseitigen. Man hat ihm daraus vielfach einen Vorwurf gemacht; aber man vergißt, daß hier nicht nach dem Maßstab unserer europäischen Anschauungen gemessen werden darf.

Der äthiopische Herrscher war auch Großkaufmann, und in seinem Warenmagazin waren reiche Vorräte aufgestapelt. Als man bei der Einrichtung der elektrischen Beleuchtung etwas im Draht zu kurz kam, verfiel man auf die Idee, das Warenlager zu durchsuchen und fand wirklich 500 Meter Kupferdraht neben einer größeren Zahl von Isolatoren. Wurden Tribute abgeliefert, so pflegte Menilek in eigener Person gehörig nachzusehen. Wenn die Kaffaner mit ihren Zibethörnern eintrafen, machte er Stichproben und öffnete einzelne Büchsen, um sich zu vergewissern, ob diese auch wirklich voll seien. Groß war sein Wissenstrieb, so daß er sich im Laufe der Zeit manche Kenntnisse erwarb.

An neuen Maschinen hatte er ein ganz ungewöhnliches Interesse; stundenlang ließ er sich alles erklären, bis er ein Verständnis derselben gewonnen hatte. Für geographische Dinge war er ungemein empfänglich, und er sah auch ihre Wichtigkeit vollkommen ein. Karten waren ihm ursprünglich ganz unbekannt; er ließ sich welche vorlegen und erklären, so daß er sie mit der Zeit zu benutzen verstand. Astronomische Erscheinungen beschäftigten seinen regen Geist in hohem Grade; daß eine Mondfinsternis oder eine Sonnenfinsternis sich genau voraussagen ließ, war ihm rätselhaft. Ilg mußte ihm die elementaren astronomischen Kenntnisse beibringen und fand in dem Herrscher einen recht gelehrigen Schüler, dem auch eine gute Dosis Humor nicht fehlte. Als im April 1903 auf einen Samstag eine totale Sonnenfinsternis vorausgesagt wurde, schrieb Menilek an einen sehr reichen Onkel, es sei ihm die Offenbarung geworden, daß demnächst die Welt untergehen werde, und als Zeichen werde sich am Samstag etwas Außerordentliches ereignen. Der Onkel lachte; aber Menilek nahm eine sehr ernste Miene an. Als dann die Finsternis zur angesagten Zeit eintrat, schrieb der

Onkel an Menilek, die Sonne sei verloren gegangen, er glaube jetzt an den Weltuntergang und verteile vorher sein Vermögen unter die Armen. Der Kaiser hielt aber seinen Onkel von dieser Dummheit ab und klärte den Spaß auf.

Für seine Originalität spricht ferner, daß er sich lange damit beschäftigte, eine besondere Geheimschrift auszuklügeln. Vielleicht glaubte er, damit im diplomatischen Verkehr mit den Großen des Reiches Nutzen zu ziehen. Als echter Abessinier hielt Menilek sehr darauf, daß man ihn im Auslande richtig einschätzte. Bemerkte er, daß man in dieser Richtung Mißgriffe beging, so pflegte er nicht zu poltern, wie dies sein Vorgänger Theodoros tat, sondern behandelte den Fall mit feiner Ironie. Dafür nur ein Beispiel.

Die französische Regierung hatte seinerzeit den Kapitän Longbois mit einer Mission nach Schoa betraut. Man scheint damals den äthiopischen Herrscher noch als etwas minderwertig, als eine Art gewöhnlichen Negerfürsten eingeschätzt zu haben. Es ging das ziemlich deutlich aus den angebotenen Geschenken hervor, die in einer alten Hinterladerkanone und einer Musikdose bestanden. Kapitän Longbois, offenbar kein großer Pfiffikus, erlangte eine Audienz bei Menilek und überreichte seine Gaben, indem er wiederholt darauf hinwies, daß man mit der Kanone „Bumm Bumm" machen könne. Als ob Menilek noch nie einen Kanonenschuß gehört hätte! Auch die Musikdose wurde in Tätigkeit gesetzt. Menilek bemerkte ironisch, es sei wirklich nett von der französischen Regierung, daß sie auch an sein Enkelkind gedacht habe, das Freude an der Musik habe, und lud dann den Kapitän ein, sein Arsenal zu besichtigen, wo ein schöner Vorrat der allermodernsten Kanonen beisammen war. Der Abgesandte schien nachgerade etwas zu merken und sagte zu Alfred Ilg: „Il me semble que Menilek se fiche de moi."

Eine Taktlosigkeit konnte durch Ilg noch rechtzeitig verhindert werden. Ein Franzose hatte für Menilek einen Thron angefertigt. Eine Art Nachtstuhl aus Holz trug an der Lehne eine Krone mit dem Buchstaben M. Setzte man sich auf den Stuhl,

so begann sofort eine unter dem Sitz angebrachte Musikdose zu spielen. Der Künstler malte sich die großartige Wirkung aus, wenn der äthiopische Herrscher sich in feierlicher Audienz auf den Thron setzte und eine Arie begann, die staccato mit kräftigen Baßtönen einsetzte, dann crescendo con moto in höhere Lagen überging, um in einem feinen Pianissimo auszuklingen. Der Künstler zeigte sich höchst erbost, daß man ihn mit seiner tollen Idee abwies.

Lebhaftes Interesse empfand der abessinische Kaiser für die heimische Natur, namentlich für die Tierwelt. Um ihrem Niedergang zu steuern, erließ er strenge Gesetze, und die Bestrebungen des afrikanischen Wildschutzes fanden bei ihm volles Verständnis. Seine Lieblinge, die spiralförmigen Kudu-Antilopen, durften gar nicht mehr abgeschossen werden. Ebenso schützte er die Elefanten, an deren Erhaltung er übrigens auch ein fiskalisches Interesse hatte. Ohne spezielle Erlaubnis ist es selbst hochstehenden Abessiniern nicht gestattet, auf die Elefantenjagd zu gehen. In den ersten Jahren, da Ilg im Lande war, stutzte er über die photographische Aufnahme. Er ließ ihn eines Tages rufen und sagte ihm: „Ich habe etwas von Dir gehört, was sehr schlecht von Dir war. Man berichtet mir, Du hättest mich, ohne daß ich es wußte, ganz klein gemacht und mit meiner ganzen Burg, mit Häusern, Menschen und Maultieren in einen schwarzen Kasten gesteckt. Und ich soll in dem Kasten mit den Beinen nach oben auf den Kopf gestanden haben, was das unglaublichste ist." Man kann sich denken, daß Ilg etwas betroffen war und keinen andern Ausweg fand, als Seiner Majestät die wichtigsten Gesetze der Optik auf elementarem Wege beizubringen. Das erforderte schon pädagogisches Geschick; aber es ging, und schließlich begriff der Kaiser die Vorgänge in einer photographischen Kamera.

Es ist nicht ohne Interesse, zu erfahren, daß die Wissenschaft seinem Scharfsinn ein neues Bandwurmmittel, nämlich den Kussohonig, verdankt. Er hatte sich gelegentlich durch den Genuß von rohem Fleisch wie die meisten Abessinier Bandwürmer (Taenia mediocanellata) erworben, die seinen Darm sehr belästigten. Der Arzt

der englischen Gesandtschaft verordnete eine regelrechte Bandwurmkur, die zwar half, aber dem Kaiser nicht gerade angenehm vorkam. Als Abtreibungsmittel wurde Kusso verwendet, das aus den Blütentrauben des Kussobaumes (Brayera authelminthica) gewonnen wird. Zur Blütezeit wird dieser Baum, der in Höhen von 2400–3400 Meter herrliche Bestände bildet, stark von Bienen besucht, und vielenorts findet man in den Stöcken ausschließlich Kussohonig, der als minderwertig gilt. Der Kaiser kam nun auf den glücklichen Einfall, das wirksame Prinzip, das Kussin, möchte am Ende auch in den Honig übergehen, so daß dieser zu einem angenehmen Bandwurmmittel werden könne. Wie die englische medizinische Zeitschrift „The Lancet“ vor Jahren mitgeteilt hat, erwies sich diese Vermutung als vollkommen richtig. Ein unternehmender Kopf dürfte wohl aus diesem Kussohonig einen wichtigen Exportartikel machen.

Wir haben diesen Ueberblick über die Tätigkeit von Menilek II. geben müssen, um zu zeigen, wie das einst gänzlich verlotterte äthiopische Reich nach und nach gesundete, indem es aus den trostlosen mittelalterlichen Zuständen herausschritt, um sich der modernen Kultur zu nähern und ein geordneter Staat zu werden. Es fehlte nicht an Widerständen; denn die altabessinische Partei sah das Eindringen der europäischen Kultur nur ungern. Auch der mächtige Klerus war nicht übermäßig erbaut, wagte aber der Autorität des Kaisers nicht offen entgegenzutreten. Wenn einst sein Vorgänger, Kaiser Theodoros, dem Abuna, d. h. dem Haupt der abessinischen Geistlichkeit, erst eine Pistole mit gespanntem Hahn an die Schläfe halten mußte, um seinen Segen zu erwirken, so hatte Menilek solche Kraftmittel nie notwendig. Allen diesen Vorgängen, die in der Geschichte des abessinischen Reiches stets das glänzendste Blatt bilden werden, stand Alfred Ilg über ein Vierteljahrhundert hindurch ganz nahe; ja, er hat schließlich kräftig in den Gang der Entwicklung einzugreifen verstanden.

Naturgemäß ergeben sich für ihn zwei in ihrem Wesen durchaus verschiedene Perioden. Die erste Periode reicht bis 1889, d. h.

bis zum Abschluß des italienisch-abessinischen Freundschaftsvertrages. Bis dahin war A. Ilg lediglich Ingenieur Seiner Majestät, was wir auch seiner Visitenkarte entnehmen. Er war am Hofe wohlgelitten; seine Tätigkeit wurde anerkannt. Er wurde auch gelegentlich über öffentliche Dinge befragt; aber andere Europäer hatten mehr Einfluß und durften mit großem Glanz auftreten. Dem gewöhnlichen Gang der Dinge entsprechend hätte er wie so viele in überseeischen Gebieten tätige Schweizer auf dieser Stufe abgeschlossen und wäre mit ordentlichen Ersparnissen in sein Vaterland zurückgekehrt.

Das Jahr 1889 hatte ihm aber den Anfang einer ganz anders gearteten zweiten Periode aufgespart. Von da an erscheint Alfred Ilg auf einer historischen Bühne, und der gewöhnliche Ingenieur verwandelt sich nach und nach in einen einflußreichen Staatsmann, der auch in Europa sehr stark bemerkt und bald genug vollkommen richtig eingeschätzt wurde; denn wo die europäischen Diplomaten in Abessinien etwas erreichen wollten, richteten sie zuerst ihre Blicke vertrauensvoll auf Alfred Ilg. Ich besitze Briefe von einem deutschen Diplomaten, die in dieser Richtung deutlich das Gesagte beweisen. Sehen wir uns zunächst die erste Periode der Ilgschen Wirksamkeit etwas näher an.

IV.

Ilg als Ingenieur

Für einen jungen Mann bietet das Leben unter einem fremden, kulturell wenig entwickelten Volke eine gewisse Gefahr, die vorzugsweise dem Mangel an geistiger Anregung entspringt. Es ist die Gefahr, nach und nach auf das Niveau der Eingebornen herabgezogen zu werden, in diesem speziellen Falle also zu verabessiniern. Was etwa an europäischen Elementen nach dem schoanischen Hochplateau kam, war nicht immer erstklassig; Abenteurer verschiedener Nationen versuchten ab und zu, hier noch einen Rettungsanker zu finden, und unser Landsmann hat im Laufe der Jahre recht problematische Existenzen an sich vorübergehen sehen.

Neben glücklicher Anlage rettet nur eine bedeutende allgemeine Bildung vor diesem Herabsinken auf ein tieferes Niveau; eine stetige Anregung von innen heraus wird diese Gefahr abwenden. Und Alfred Ilg besaß diese weitgehende Bildung; ein feines Verständnis für den fremdartigen Volkscharakter, das lebhafte Interesse für eine herrliche Tropennatur brachte ihm täglich neue geistige Anregung. Diese besaß soviel werbende Kraft, daß schließlich mit ihm auch seine ganze Umgebung auf eine höhere Stufe gehoben wurde.

Freilich hieß es, von der Pike auf zu arbeiten. Die erste Orientierung enthüllte keine glänzende Sachlage. Die Zustände in Schoa wie in ganz Abessinien waren frühmittelalterliche, gänzlich verwahrloste. Wohl war ein tatkräftiger und hochbegabter Herrscher da; aber seine Tätigkeit wurde vorerst fast ganz durch kriegerische Unternehmungen in Anspruch genommen; die vielen kleinen, meist rebellischen Fürstentümer mußten zur Unterwerfung gezwungen werden; im Norden drohte eine gewisse Gefahr von Tigré her, mit dessen mächtigem Gebieter anfänglich nicht sehr warme Beziehun-

gen herrschten. Die segensreiche Arbeit einer friedlichen Kulturentwicklung konnte daher nur langsam einsetzen.

Waffenreparaturen, Herstellung von Gewehrschäften unter Heranziehung einheimischer Hülfskräfte u. dgl. waren in der ersten Zeit die Hauptbeschäftigung der neuen Ankömmlinge. Der König gab Ilg den recht vernünftigen Rat, vorerst sich mit dem Studium der Landessprache zu befassen und diese recht gründlich zu erlernen. Das war keineswegs einfach; denn es fehlte an brauchbaren Lehrern, sowie an guten Grammatiken. Als origineller Kopf wußte sich Ilg zu helfen, indem er die abessinische Bibel benutzte und sie mit den Bibeln in europäischen Sprachen verglich; schließlich kam er so weit, daß er das Amharische in Wort und Schrift vollkommen beherrschte. Diese Sprachenkenntnisse sind später für ihn von größter Wichtigkeit geworden.

In der neuen Residenzstadt Antotto waren außer den königlichen Häusern noch keine Gebäulichkeiten vorhanden; sein Wohnhaus mußte Ilg sich erstellen und einrichten; die nötigen Werkstätten sollten ebenfalls erst gebaut werden. Die Verpflegung ließ anfänglich zu wünschen übrig, da offenbar die Unterbeamten ihre Pflicht vernachlässigten, wenn ihr Herrscher abwesend war. Es wurde erst besser, als beim König Reklamationen erhoben wurden, denn dieser hatte durchaus guten Willen. Der Hof lieferte an Naturalien dann wirklich alles, was nötig war, nämlich Korn, Tief, Kaffee, Tabak, Zwiebeln, Pfeffer, Butter, Erbsen, Weizen, Hühner, Honigwein und Wachskerzen. Ab und zu wurde vom König oder von einem hohen Beamten ein Ochse geschenkt. Der Mangel an Gemüse wurde etwas unangenehm empfunden; doch gelang es nach und nach, ein genügendes Quantum von Kartoffeln zu beschaffen, indem das aus Europa mitgebrachte Saatgut vorzüglich gedieh. Später erhielten unsere Landsleute eine Anzahl Bauernhöfe als Lehen, was sie wiederum unabhängiger machte.

Lästig wurden die vielen Besuche von Eingebornen; täglich kamen Leute mit allerlei Gebrechen und verlangten Arzneimittel,

so daß die mitgebrachte Apotheke schwer in Anspruch genommen wurde. Zuweilen handelte es sich um eigentliche Bettelei; der eine wünschte ein Hemd, der andere ein Leintuch, der dritte ein Gewehr usw. In seiner Gutherzigkeit wurde Ilg natürlich mißbraucht, da er sich nur schwer entschließen konnte, die zudringlichen Abessinier barsch abzuweisen.

Der König verstand unter einem Ingenieur einen Mann, der alles kann, und stellte recht weitgehende Anforderungen. Bei der Neigung des Monarchen, seine Residenz zu wechseln, spielte der Häuserbau immer wieder eine Hauptrolle, und der Ingenieur mußte auch als Architekt Großes leistete. Als Antotto aufgegeben wurde und in Adis Abeba eine neue Residenz eingerichtet werden sollte, entwickelte sich eine rege Bautätigkeit. Pläne waren zu entwerfen, Straßenanlagen zu projektieren, Kalkbrennereien einzurichten und das einheimische Handwerkspersonal einzuschulen. Wo vorher nur Gestrüpp wucherte, entstand eine weitläufige Stadt, in die später fremde Gesandtschaften einzogen.

Sodann wurde Ilg Brückenbauer. Die eroberten Gallaländer, vom eigentlichen Schoa durch den Hawaschfluß getrennt, konnten wirtschaftlich nur ungenügend erschlossen werden, weil der Fluß zur Regenzeit monatelang die Verbindung hemmte.

Ilg hatte dem König Menilek den Vorschlag gemacht, eine große Brücke ohne Pfeiler zu erstellen, um eine regelmäßige Verbindung zu ermöglichen. Allein der König betrachtete einen solchen Bau für ein Ding der Unmöglichkeit und ließ sich auch durch ein von Ilg hergestelltes Modell nicht überzeugen; er schlug mit seiner Faust auf das Modell, das natürlich elend zusammenbrach. Ein zweites Modell erlebte das gleiche Schicksal; ein drittes wurde in viel größerem Maßstabe hergestellt und leistete endlich der königlichen Faust Widerstand. Erst jetzt durfte mit dem Bau begonnen werden – es entstand die erste Brücke über den Hawasch.

Ilg schrieb darüber im Sommer 1886 nach Zürich: „Schoa ist wieder um einen Schritt in der Kultur vorwärts gerückt. Vor



Alfred Jlgs Wohnhaus in Antotto

einigen Wochen beendigte ich die erste Brücke in Schoa über den bedeutendsten Fluß hier, den Hawasch. Die Balken mußten 15 Kilometer weit auf Menschenschultern hergetragen werden; zu den Brückenköpfen mußte ich die Quadern erst brechen und behauen; ja, sogar Kohlen mußte ich zuerst brennen lassen, um die Nägel, Klammern, Schrauben, Bolzen usw. zu schmieden. Hiezu kommt eine tropische Sonne mit ihren gefährlichen Stichen, kommen sintflutliche Regen mit Dysenterie und Wechselfieber im Gefolge, Zyklone, die mir den Bart fast entwurzelten und mein Zelt in alle Winde forttrugen. Nachts stahlen uns die Hyänen das lederne Kopfkissen unter dem Kopfe weg; Schakale und anderes Gesindel plünderten die Küche, so daß ich genötigt war, mir mit Strychnin Achtung zu verschaffen. Bei mir hatte ich eine kleine Armee von zirka 1200 Mann (1000 Gallas und 200 Abessinier). Um einen Balken von 10 Meter Länge bei 25—35 Zentimeter Querschnitt zu tragen, bedurfte es nicht weniger als 300 Mann, die dann zu den 15 Kilometern volle drei Tage brauchten."

Später wurde noch eine zweite Brücke über den Hawasch erstellt, nachdem die erste sich sehr gut bewährt hatte, aber von feindlich gesinnten Gallas zerstört worden war.

Ein ähnliches Schicksal erfuhr später Jlg bei der Anlage einer Wasserleitung in Adis Abeba. Menilek II. hatte sich auf einer Anhöhe seine kaiserliche Burg (Gebi) einrichten lassen; aber es fehlte an einer Wasserversorgung. Jlg machte nun den Vorschlag, an einem benachbarten Hügel Wasser zu fassen und es durch eine Röhrenleitung nach dem Gebi hinauf zu bringen. Das wurde jedoch für unmöglich gehalten; man wendete dem Ingenieur ein, er werde das Wasser wohl bis an den Fuß der Burg heranleiten können, aber niemals bergauf; das sei ja ein ganz verrücktes Unternehmen. Umsonst wurde versucht, das Prinzip der kommunizierenden Röhren zu erklären; die Umgebung des Monarchen bestand darauf, daß Wasser nicht bergauf gehe, und warnte, etwa Geld in die Anlage zu stecken. Die Wasserleitung wurde aber dennoch durchgedrückt; sie funktionierte nach Wunsch und versah das

Gebi mit Trinkwasser.[1] Seither wird dieses Werk als ein Wunder der abessinischen Hauptstadt angestaunt.

Reiche Abwechslung fand unser von allen möglichen Aufgaben in Anspruch genommener Ingenieur, wenn er mit seinem Gönner die Kriegszüge mitmachen mußte. Für einen jungen Mann mußte ein solches Wanderleben verlockend sein, und die Reiseromantik mit ihren Freuden und Leiden wurde voll ausgekostet. Dabei kamen ihm die erworbenen medizinischen Kenntnisse sehr zu statten; er wurde vielbeschäftigter Arzt und Chirurg. Ich erinnere mich eines drolligen Falles, den er mir gelegentlich erzählte. In einer heißen Schlacht wurde einem abessinischen Soldaten die Schädeldecke so übel zugerichtet, daß sie nur noch an einem Fetzen Haut hing. Jlg verzweifelte nicht daran, daß sich das förmlich trepanierte Individuum wieder erholen werde; er holte sein Nähzeug hervor, klappte den Schädeldeckel wieder zu und vernähte die Wundränder. Die Heilung nimmt bei den Eingebornen in der Regel einen guten Verlauf, und so erschien drei Monate später der Patient, um seinen Dank abzustatten. Sein Schädel war ganz in Ordnung; nur behauptete er, das Herausziehen der Nahtfäden habe ihm einiges Mißbehagen verursacht.

Daß es gelegentlich auch recht ungemütlich zuging, entnehmen wir einem Briefe, den Jlg Anfang 1890 an seinen Jugendfreund A. Briner in Zürich richtete. Es heißt darin:

„Seit über vier Monaten auf der Expedition mit dem Kaiser nach Tigré, war es mir absolut unmöglich, Nachrichten nach der lieben Schweiz zu senden. Wie leicht vorauszusehen war, unterwarfen sich die abessinischen Großen nicht so rasch dem neuen Kaiser, wie zu wünschen gewesen wäre. Namentlich der Sohn des

[1] Durch einen Zwischenfall recht unangenehmer Art blieb allerdings anfänglich das Wasser ganz aus, und die Gegner des Unternehmens schienen Recht zu bekommen. Die Sache erschien Jlg rätselhaft. Er ging der Leitung nach und suchte durch Klopfen die fehlerhafte Stelle zu ermitteln. Er fand sie auf und ließ öffnen. Sie war mit Baumwollsamen fest verstopft worden. Ein sogenannter Freund (Europäer), der häufig ins Haus kam, war der Übeltäter.

verstorbenen Kaisers, Ras Mangascha, mußte durch die Waffen hiezu gezwungen werden, und dies war der Zweck unserer Expedition, den wir auch glücklich erreicht, wenn auch mit vielen Opfern. Zu kämpfen brauchten wir nicht, da sich die Tigrianer überall zurückzogen und wir Amba Zion nahe bei Adua erreichten, ohne ein einziges nennenswertes Gefecht gehabt zu haben. Durch die politischen Verhältnisse, die im Lande herrschende Hungersnot und die Indisziplin in der eigenen Armee gezwungen, unterwarf sich schließlich Ras Mangascha, und wir zogen in Eilmärschen nach Schoa zurück, da auch unsere Armee durch Hunger und Epidemien schon bedeutend gelitten. Wir verloren durch Dysenterie, Pocken, Typhus und Bronchitis wohl 15 % der Armee, über 20,000 Menschen, und ist glücklich zu preisen, wer mit gesundem Körper Schoa erreicht. So viel Elend in kurzer Zeit habe ich noch nie gesehen, und ich werde meiner Lebtage an die heutige Expedition denken."

Auf diesen Kriegszügen erlangte Ilg einen genauen Einblick in das dem Abessinier so sympathische Soldatenleben; er hat darüber in einem Vortrag, den er 1896 in der „Allgemeinen Offiziersgesellschaft in Zürich" hielt, interessante Angaben gemacht, die wohl als das beste gelten dürfen, was über diese wenig bekannte Materie existiert. Wir können nicht umhin, hier einiges aus diesem Vortrag herauszugreifen.

Das Kriegshandwerk ist die Lieblingsbeschäftigung der eigentlichen Abessinier; sie gleichen in dieser Hinsicht den alten Schweizern, die bekanntlich gefürchtete Soldaten waren und deswegen mit Vorliebe von fremden Staaten angeworben wurden. Daß der Aethiopier ein geborner Soldat ist, darf buchstäblich genommen werden; denn er wird häufig genug von der Mutter, die dem Manne in den Krieg folgt, im Kriegslager auf die Welt gebracht. Der Säugling, auf den Rücken seiner Mutter gebunden, erhält seine ersten Eindrücke im Lager. Junge Knaben wandern wochenlang mit den Soldaten und machen sich durch Schildtragen und ähnliche Dienste nützlich. Sind sie müde, so krabbeln sie auf ein Sol-

datenpferd. Gibt's zu plündern oder zu schmausen, so fällt auch für diese Knaben etwas ab.

Die persönliche Freiheit der äthiopischen Soldaten ist sehr weitgehend. Drill in unserem Sinn kennt man nicht; nie werden die Hacken zusammengeschlagen; dennoch ist der Abessinier stets bereit, sein Leben für die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu opfern.

In der Neuzeit hat sich mehr und mehr ein stehendes Heer entwickelt, das eine ansehnliche Stärke aufweist. Jeder Provinzstatthalter ist verpflichtet, ein gewisses Kontingent zu stellen. Menilek II. hat sehr viel getan, um die Reorganisation des Militärwesens durchzuführen; er verfügt über eine genügende Zahl jetzt mit Feuerwaffen ausgerüsteter Krieger, die unter Umständen auch einer europäischen Invasion erfolgreich entgegentreten können, wie das Beispiel von Adua beweist.

Das abessinische Heer besteht aus Infanterie (Egeregna), Kavallerie (Farassevegna), Artillerie (Medfegna), Verpflegung (Guada) und Munitionspark (Barudbiet). Die Ausrüstung der Soldaten ist einfach. Eine eigentliche Uniform existiert nicht. Die Infanteristen tragen gewöhnlich Pumphose, Hemd und Mantel, einen Patronengurt, Säbel und Gewehr. In der Ausrüstung dürfen Nadeln und Pinzetten nicht fehlen, um Dornen auszuziehen; denn Schuhwerk kennt der abessinische Soldat nicht; er geht barfuß.

Die Artillerie ist naturgemäß Gebirgsartillerie. Rohr, Lafette, Räder und Munition werden auf je vier Maultieren für ein Geschütz verladen; auch Festungsartillerie ist vorhanden.

Der Munitionspark wird aus Trägern gebildet, die Patronen, Pulver, Kapseln mit sich führen; ihnen gesellen sich die Büchsenmacher bei, die über eine einfache, aber ausreichende Waffenreparaturwerkstätte verfügen.

Die Lagerordnung ist im Felde so gegliedert, daß eine Vorhut, ein rechter Flügel, ein linker Flügel, ein Zentrum und eine Nachhut gebildet werden.

Das Zentrum ist dem Höchstkommandierenden unterstellt; der

Fitaurari ist Oberst der Vorhut, Grasmatsch heißt der Oberst des linken, Cagnasmatsch der Oberst des rechten Flügels; der Wobo ist Oberst der Nachhut. Größere Truppenkörper von etwa 5000 Mann, die für auswärtige Expeditionen bestimmt sind, stehen unter dem Befehl eines Generals (Dedjasmatsch).

Das höchste Amt übernimmt der Like Mekuas, meist ein Ehrenpage, der genau so gekleidet ist wie der König und ebenfalls dessen roten Schirm besitzt. Er soll in seinem etwas gefährlichen Amt den Feind täuschen, der in ihm den König vermutet. Er wird dadurch zur Zielscheibe der besten Schützen des Feindes während der Schlacht.

Die Gesamtarmee der Abessinier hat eine Stärke von mindestens 150 000 Mann, denen sich noch irreguläre Banden anschließen. In Friedenszeiten wird der Soldat der stehenden Armee bei den Bauern einquartiert, wo er für sich, seine Frau und seinen Diener eine Monatsration (Gascha) bekommt. An Festtagen erhält er ein Schaf, im höheren Rang auch wohl einen Ochsen.

Der Jahreslohn beträgt etwa 40 Franken; außerdem erhält jeder Soldat vom König jährlich drei Paar einfache Hosen, zwei Hemden und eine Schemma (Ueberwurf), zuweilen auch ein Pferd oder ein Maultier.

Ausgeloste Bauern haben für den Verpflegungstransport und für den Zelttransport zu sorgen, müssen sich aber selbst verköstigen; vielfach gehen auch Weiber mit, die Wasser holen, für die Soldaten kochen und die Zelte bewachen, ja selbst das Lager verteidigen.

Vor dem Ausmarsch erhält jeder Soldat aus den königlichen Magazinen für zwei bis drei Wochen Mehl, Salz und Pfeffer; außerdem versieht er sich noch mit allerlei landesüblichen Konserven. Für die spätere Verproviantierung während eines Feldzuges bestehen überall im Lande gefüllte Magazine (Gottara).

Ein eigentlicher Sanitätsdienst besteht nicht; wohl hat Menilek versucht, die Bestimmungen der Genfer Konvention durchzusetzen; aber gewisse barbarische Gebräuche lassen sich nur langsam beseitigen, am ehesten noch durch systematische Aufklärung.

Der Kriegerstand ist im Lande hoch geehrt; daher wird persönliche Tapferkeit mit großen Auszeichnungen belohnt.

Als solche Auszeichnungen werden verabfolgt: Mäntel aus Leopardenfellen, Löwenfellen, Pantherfellen, aus Sammet oder Seide, oft mit Silber oder Gold verziert; ferner ein mehr oder weniger reich verzierter Schild, Stirnschmuck von Löwenfell, Halsbänder für Pferde, gestickte Schabraken usw. Dadurch wird der Ehrgeiz im Soldaten geweckt. Bei einer Parade tragen die Krieger ihre Auszeichnungen, deren Farbenpracht den Schaustellungen einen eigentümlichen, tropischen Glanz verleiht.

Wird die Armee aufgeboten, so geschieht dies durch eine königliche Proklamation, die durch 45 in zweiminutenlangen Pausen erfolgenden Paukenschlägen eingeleitet wird. Zwei große Standarten werden vor dem königlichen Hof entfaltet; um diese sammelt sich das Volk, dem der Agafari, d. h. der Sekretär des Königs, mit lauter Stimme die Proklamation verliest. Nachher ist es Sitte, daß das ganze Volk sich setzt und dann verneigt. Die Fahnen werden wieder zusammengerollt; das Volk zerstreut sich, um bis zu den entlegensten Gegenden das königliche Wort weiter zu verbreiten.

Die einzelnen Statthalter und Generale der verschiedenen Provinzen erhalten alle noch besondere Schreiben, in welchen das Verhalten beim Auszug in den Krieg vorgeschrieben ist.

In den vom Heere durchzogenen Provinzen eilen Abgeordnete, meist graue, ehrwürdige Häupter, herbei in Begleitung von Priestern, die das große Kirchenkreuz vorantragen. Ihr Zweck ist, den König um Schonung von Haus, Hof und Acker zu bitten. Sofort wird das Erbetene gewährt, und da die Soldateska nicht immer sehr rücksichtsvoll ist, beordert man kleinere Truppenteile zum Schutz der bedrohten Gegenstände.

Die Sonntage und Festtage werden streng gefeiert; nie wird marschiert; das ganze Lager pflegt Ruhe. In einem besonderen Zelt wird Gottesdienst gehalten; die Armee findet sich im Waffen-

schmuck ein, um von dem Abuna (Bischof), der die Armee stets begleitet, den Segen zu empfangen.

Der abessinische Soldat liefert ein vortreffliches Material; er folgt genau dem Befehl seiner Führer; im Kampfe weiß er alle Terrainvorteile geschickt auszunützen. Die Beweglichkeit der Truppen ist überraschend; im Ueberlisten des Feindes sind diese Meister; durch Scheinangriffe und nachherige Flucht verstehen sie den Gegner herauszulocken.

Neben diesen Kriegszügen, auf denen Ilg verschiedene Gegenden Abessiniens näher kennen lernte, gingen auch mehr friedliche Reisen vor sich.

Im Jahr 1880 ergriff er die Initiative zu einem Unternehmen, das seinen Namen zum ersten Mal in die Oeffentlichkeit trug. Es war dies eine Reise nach Westen, nach Gera, um den italienischen Reisenden Antonio Cecchi aus einer schwierigen Lage zu befreien. Bekanntlich hatte die Società geografica italiana in Rom unter dem Präsidium des Senators Marchese Francesco Nobili-Vitelleschi im Jahre 1876 eine Expedition großen Stiles ausgerüstet, die den Golf von Aden als Ausgangspunkt nehmen und über Südabessinien nach den Nilquellenseen vordringen sollte. Es nahmen daran teil Orazio Antinori, Sebastino Martini und der Ingenieur Dr. Giovanni Chiarini. Schon in Zeila entstanden große Schwierigkeiten; mit Mühe wurde Schoa erreicht, nachdem Martini wieder umgekehrt war, um in Rom neue Geldmittel flüssig zu machen. So entstand die zweite Expedition, der sich Antonio Cecchi aus Pesaro anschloß und die vom März 1877 bis 1882 dauerte. Der kränkelnde Antinori blieb in Schoa auf dem Gute Let Marefia, das der König der Geographischen Gesellschaft geschenkt hatte, und legte dort naturwissenschaftliche Sammlungen an, die später ins Museum von Genua kamen. Menilek ließ Cecchi und Chiarini nach Kaffa reisen unter der Bedingung, daß Martini nach Italien zurückkehre, um eine größere Zahl von Gewehren zu bestellen. Die Reise nach Kaffa wurde zu einer eigentlichen Odyssee. Chiarini erlitt einen Fieberanfall und starb; Cecchi geriet in die Gefangenschaft der

Königin von Gera, die als Witwe ihres verstorbenen Gemahls den Thron von Gera, eines kleinen Reiches, übernommen hatte. Dieses schlaue, seltsame Weib, das offenbar etwas sadistisch veranlagt war, wußte zuerst Cecchi auf jede Weise zu quälen, hielt ihn zunächst in Gefangenschaft, ließ ihn dann frei und machte ihm einen Heiratsantrag. Als dieser seine Weigerung damit begründete, daß er bereits verheiratet sei, sollte er ihre Tochter küssen und zur Frau nehmen. Eine Zeremonie, der nicht auszuweichen war, stempelte unseren Kaffareisenden zum Verwandten der Königin. Dieser unfreiwillige Aufenthalt in Gera entbehrte also nicht eines starken Anflugs von Romantik. In Schoa hatte Jlg diese Sachlage genau erfahren, und er drang bei Menilek im Verein mit andern Europäern auf rasche Befreiung Cecchis. Der König ließ daraufhin jenen durch Antonelli und Jlg frei machen. Diese Tat hat der italienische Reisende unserem Landsmann stets hoch angerechnet und in seinem Reisebericht „Da Zeila alle frontiere del Caffa“ öffentlich verdankt. Es gereichte mir zur Freude, daß nach dem Bruche zwischen Antonelli und Menilek, der naturgemäß eintreten mußte, A. Cecchi, mit dem ich in Aden häufig verkehrte, niemals einstimmen konnte, wenn die Italiener über Jlg herfielen, weil er ebenfalls Antonellis Gegner geworden war.

Eine ungemein genußvolle und an Ergebnissen reiche Expedition unternahm Jlg ins Land der Wolega-Galla, das an der südwestlichen Ecke Abessiniens gelegen ist und schon in uralter Zeit durch seinen Goldreichtum berühmt war; versorgte es doch schon Altägypten regelmäßig mit Gold. Jlg war der erste Europäer, der jenes Land besuchen durfte und von Adis Abeba aus einen Marsch von etwa 700 Kilometer durch die herrlich bewaldeten Galländer unternahm, um die neue Grenzprovinz zu durchforschen. Erst später drang auch die Expedition von Vittorio Bottego in jene Region vor.

Es waren hauptsächlich wirtschaftliche Gründe, die Menilek veranlaßt hatten, die Wolegaländer zu erobern; er gedachte, dort die Mineninudstrie zu heben.

Die Ausrüstung war ungewöhnlich großartig, und Ilg brauchte 40 Tage für diese Reise, die gegen alle Erwartungen auf keine nennenswerten Gefahren stieß. Die durchwanderten Gallaländer, etwa 2200 Meter hoch gelegen, erinnern in ihrem landwirtschaftlichen Charakter stark an den schweizerischen Jura. Die Waldvegetation ist von einer seltenen Pracht; die Juniperusbäume erreichen hier oft eine Höhe von 40–50 Meter. In den Kronen treiben sich Affenherden herum; das Land ist reich an Wild aller Art; Antilopen, Nashörner, Flußpferde, Leoparden, Elefanten, Hyänen und Schakale sind gemein; Schilf und Gras beherbergen eine vielgestaltige Vogelwelt und große Schlangen (Boa). Die Bewohner sind bildungsfähig; sie treiben vorwiegend Ackerbau und Viehzucht wie alle Galla.

Ilg überschritt die Wasserscheide, die den Abai von dem Didessa trennt.

Das etwa 1200 Meter hoch gelegene Wolegaplateau gewinnt einen petrographisch durchaus eigenartigen Charakter, indem an Stelle des in Abessinien vorherrschenden Basalt jetzt Glimmerschiefer, Syenit, Porphyr und granitische Gesteinsmassen treten.

Auf der Höhe zeigt die etwa 500 Kilometer lange und 200 Kilometer breite Hochebene eine Beschaffenheit, die man am besten mit einem schlechten Straßenpflaster vergleichen könnte; zahllose Hügel mit Flußläufen, die ringsum gehen und ohne recht erkennbare Richtung sind. Die einzigen Straßen des Landes sind die Elefantenwege; die höheren Lagen sind spärlich bebaut, die Niederungen mit Schilf bewachsen. Der Hauptstrom, der das Land durchfließt, ist der Dabus, der sich nach Norden wendet, um in den Didessa einzumünden. Die Entwässerung erfolgt somit nach dem Blauen Nil. Beim Abstieg zu dem tiefer gelegenen Dabus sah Ilg Hunderte von Eingebornen, die im Flusse das Gold mühsam aus dem Sande wuschen. Das Verfahren ist seit uralter Zeit dasselbe geblieben, ist also heute noch sehr primitiv. Auf eine in der Mitte vertiefte Platte wird Schlamm gelegt, Wasser darüber gegossen, durch Schwingen das Unreine entfernt und das zurückbleibende

Edelmetall zusammengelesen. Der Fluß Dabus ist ein natürlicher Goldwäscher; da und dort ziehen nämlich wellenförmig ausgewaschene Quarzmassen durch sein Bett, in deren Vertiefungen sich Gold ansammelt, das nach den Hochwassern der Regenzeit herausgeholt wird. Eigentlicher Bergbau wird nicht getrieben. Einige Minen führen zwar in die Schuttfelder der Gebirgsketten; die dort gefundenen Quarzstücke werden zerkleinert und das sichtbare Gold herausgenommen; aber der größere Teil geht bei diesem Verfahren verloren. Der Aufenthalt in diesen Golddistrikten ist ungesund, und die Eingebornen leiden stark an Fieber; auch ist der Gewinn nicht gerade groß, da der Ertrag eines Arbeiters in der Woche nur etwa 8–10 Franken ausmacht.

Das gewonnene Gold ist chemisch rein und wird in kleine Zylinder von etwa 28 Gramm gegossen oder in Gestalt von Ringen in den Handel gebracht. Etwa 400 Kilogramm werden nach Aethiopien ausgeführt; die Hauptmasse geht heute noch nach dem Sudan. Menilek erteilte Jlg eine Konzession zur Ausbeutung eines Wolegadistriktes, und unter der Initiative von Jlg bildete sich eine Gesellschaft, die mit modernen Hülfsmitteln die Goldgewinnung an die Hand nahm.

Jlg hatte also das wichtige Ergebnis gewonnen, daß das sagenhafte Goldland im Süden des ägyptischen Reiches in der Tat nachgewiesen wurde. Es existieren zwei berühmt gewordene Papyrusblätter, auf denen die ältesten Landkarten der Welt eingezeichnet sind. Der eine Papyrus stammt aus der Zeit von Ramses II. und stellt den Golddistrikt des Berges Bechen östlich von Koptos dar. Auf dem andern Papyrus, den man sich nicht recht erklären konnte, sind hohe Berge dargestellt, zwischen denen sich zwei Täler hinziehen, die durch ein Quertal verbunden sind. Aus der Aufschrift ist zu lesen, dies seien *die Berge, in welchen man das Gold wäscht.* Auf die Goldbergwerke im südlichen Nubien kann also dieser Papyrus nicht bezogen werden, und es braucht daher nicht viel Phantasie, um die Vermutung aufkommen zu lassen, es handle sich um die Goldwäschereien im Lande der Wolega, die Jlg als erster

Europäer besuchen konnte. Es ist zu bedauern, daß er über diese wichtige Expedition nicht einen eingehenderen Bericht in einer größeren geographischen Zeitschrift veröffentlicht hat, um sich die Priorität seiner Beobachtungen zu sichern. Ilg hatte wohl lebhaftes Interesse für geographische Probleme; aber er war zu bescheiden, um literarischen Ehrgeiz zu besitzen.

Inzwischen verging Jahr um Jahr, und von einer dauernden Rückkehr nach der Heimat war keine Rede, obschon die Vertragszeit abgelaufen war. Menilek wußte unseren Landsmann immer wieder zurückzuhalten und ihm weitere Zusagen abzunötigen.

Immerhin erhielt Ilg von Zeit zu Zeit Urlaub, der dann zur Rückkehr nach Europa verwendet wurde. So war er 1882 wieder in der Schweiz; zum zweiten Mal kam er 1887 und zum dritten Mal 1891 nach Europa. Diese Urlaubsreisen waren ausgefüllt mit geschäftlichen Dingen; bald da, bald dort mußten Fabriken und Handelshäuser aufgesucht werden, um die nötigsten Dinge für Abessinien einzukaufen. Aber es war das auch im ökonomischen Interesse des Kaisers. Die verlangten Werkzeuge und Maschinen hätten schließlich auch durch Kaufleute in Adis Abeba beschafft werden können; aber diese verlangten enorm hohe Summen. Eine zürcherische Firma fertigte auch einen kostbaren Mantel für die Kaiserin an.

Dann sehen wir den kaiserlichen Ingenieur wieder in Aethiopien an seiner Alltagsarbeit. In der Werkstatt sitzt er an der prosaischen Drehbank und muß für den Kaiser aus Elfenbein Füße für ein kostbares Bett drehen. Oder er erstellt ein Domino oder ein Schachbrett für die kaiserliche Familie, die immer ein Anliegen hat. Die Abessinier sind durchwegs leidenschaftliche Schachspieler, und Ilg mußte geduldig mitspielen. Dabei erforderte natürlich die Höflichkeit, daß er nicht mit einigen Zügen Seine Majestät schachmatt werden lassen durfte. Er hatte pflichtschuldigst zu verlieren; sonst wäre Menilek „taub“ geworden, wie man bei uns zu sagen pflegt. Und eine kaiserliche „Täube“ ist immer etwas riskiert.

Aber zwischenhinein gab es auch Schaustellungen und frohe

Feste, die etwas Abwechslung in die Monotonie brachten. Ilg war stets dabei; so wollte es der Kaiser haben. Als Menilek mit großem Pomp zum Kaiser gekrönt wurde, befand er sich neben den Großen des Reiches in kostbarer abessinischer Kleidung im Krönungszuge.

Eine wichtige Aenderung in seinem Verhältnis zum Kaiser begann sich im Jahre 1889 vorzubereiten. Es hatten sich in jener Periode wichtige, folgenschwere Ereignisse abgespielt, auf die wir in den beiden folgenden Kapiteln eingehend zu sprechen kommen.

V.

Antonelli und der Vertrag von Utschalli

Noch zu Beginn der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gab es in dem äthiopischen Reiche keine auswärtige Politik. Das unglückliche Alpenland war zu sehr durch innerpolitische Angelegenheiten in Anspruch genommen, als daß es seinen Blick nach außen hätte richten können. Es fehlte eine starke Persönlichkeit, die dem ewigen Hader zwischen den einzelnen Fürsten Einhalt gebieten konnte, um dem geeinigten Reich nach außen Achtung zu verschaffen. Wohl begann der großangelegte Theodoros, die unbotmäßigen Fürsten zu unterwerfen, und er hätte vielleicht Erfolg gehabt, wenn er etwas mehr Mäßigung beobachtet hätte. Sein schließlicher Mißerfolg war selbst verschuldet, und im Hauptbuch der großen afrikanischen Staaten galt Abessinien zunächst als fauler Posten.

Der Erste, der in Aethiopien eine auswärtige Politik inaugurierte, war Menilek II. Er versuchte, mit Italien in engere Fühlung zu treten. Es war das sehr wohl überlegt; mit England war naturgemäß jede Annäherung ausgeschlossen, denn der Zug nach Magdala hatte eine sehr große Abneigung gegen die Engländer zurückgelassen. Frankreich, das sich in Obok festgesetzt hatte, war auch nicht übermäßig zu trauen; denn leicht konnte sich bei ihm eine Lüsternheit nach einem größeren Hinterland zeigen. Italien galt als relativ harmlos; man sagte ihm nach, daß es nicht nur verbindliche Formen, sondern auch einen wenig aggressiven Charakter besitze, weil es ihm zunächst an Geld für eine großzügige afrikanische Kolonialpolitik fehlte. Waren seine Absichten aufrichtig, so wollte ihm Menilek II. durch territoriale Abtretungen im Hinterland von Massaua entgegenkommen, soweit sich dies mit den Interessen von Abessinien vereinbaren ließ. Dann aber erwartete man von Italien,

daß es zur kulturellen Hebung von Abessinien redlich Hand biete. Ich hebe hier ausdrücklich hervor, daß ich mit Alfred Ilg sehr oft über diese Dinge gesprochen habe und hier nur versichern kann, daß er auf Menilek stets stark eingewirkt hat, um eine Annäherung an Italien herbeizuführen. Er vertrat stets die meiner Ansicht nach vollkommen zutreffende Ansicht, Abessiniens Rettung bestehe einzig darin, daß es unbeschadet seiner Selbständigkeit sich an eine europäische Macht anlehne, um neue Kulturkeime aufzunehmen.

Zum besseren Verständnis der damaligen Sachlage ist hier ein Rückblick auf die Bestrebungen nötig, die Italien in Nordafrika verfolgte.[1]

Fast alle europäischen Mächte waren von einem starken Kolonialfieber ergriffen; das neuerwachte, glücklich aufstrebende Italien wollte nicht zurückbleiben. Es hatte ja lange genug zusehen müssen, wie der Ueberschuß seiner Bevölkerung nach überseeischen Ländern abströmte, aber wirtschaftlich für das Mutterland verloren ging. Der Wunsch nach einer Kolonie war also naheliegend. Im Jahre 1870 hatte die Dampfergesellschaft Rubattino die Bai von Assab im südlichen Teile des Roten Meeres erworben; die italienische Regierung übernahm nun 1879 diese Besitzung käuflich und erklärte sie 1882 zur Kolonie. Es war das ein recht bescheidener Anfang; denn das ganze Territorium von Assab beherbergte damals nur etwa 5400 Einwohner. Weder die ägyptische Regierung noch England beurteilte dieses Vorgehen freundlich. Italien war ja recht, so lange es den Engländern altgewordene Schiffe abkaufte und ihnen auch sonst zu Willen war, eventuell die Kastanien aus dem Feuer holte; aber selbständige koloniale Regungen waren nicht gern gesehen. England betrachtete sich als eine Art Vormund des Khediven; dieser beherrschte die Küstenländer des Roten Meeres von Suakin bis

[1] Ich benutze hier den trefflichen amtlichen Bericht, den Cesare Nerazzini im Jahre 1887 ausgearbeitet hat und der vom römischen Ministerium unter dem Titel: „Le relazioni vicendevoli fra l' Abissinia, i popoli delle regioni adjacenti e l' Italia dall' epoca del primo stabilimento in Assab fino ad oggi" veröffentlicht wurde.

nach Zeila und Berbera; die italienische Erwerbung verletzte also die Souveränitätsrechte von Aegypten. Von dem benachbarten Aden aus wurde eine systematische Hetze eingeleitet; insbesondere nahm Major Hunter, ein dort stationierter englischer Funktionär, den Italienern gegenüber eine eigentlich feindselige Stellung ein und spielte ihnen Streiche, wo er konnte. Als der erste Regierungskommissär für Assab, Cav. Giovanni Branchi, sein Amt antrat, wagte er nicht nach Aden zu gehen, sondern ließ den Postdampfer bei Perim auf offenem Mere anhalten und sich auf einem Kriegsfahrzeug nach Assab übersetzen. Ein italienischer Autor bemerkt sehr treffend, daß der erste königliche Kommissär in Assab erschien „non come un rappresentante di un Governo forte e deciso nelle sue azioni, ma come un contrabbandiere."

Auf die Dauer ließ sich jedoch die englische Opposition nicht aufrecht erhalten; Italien behielt diese erste koloniale Warte, und England anerkannte sie im Jahre 1881.

Als Kuriosität mag hier noch angeführt werden, daß auch im Königreich Schoa eine italienische Besitzung existierte. Als nämlich die von der Italienischen geographischen Gesellschaft in Rom abgesandten Forschungsreisenden nach Schoa kamen, überbrachten sie dem König Menilek das Diplom eines Ehrenmitgliedes, obschon dieser damals noch keinen rechten Begriff hatte, was unter Geographie zu verstehen sei. Er war aber für die Ehre erkenntlich und schenkte der geographischen Gesellschaft ein größeres Territorium in Let Marefia. Die Wissenschaft hat daraus vielen Nutzen gezogen, indem Marchese Orazio Antinori sich dort häuslich einrichtete und Let Marefia zur wissenschaftlichen Beobachtungsstation machte. Der ehrwürdige alte Herr starb 1882 und wurde auf diesem Gute unter seiner Lieblingssykomore begraben.

Nachdem einmal Italien einen Stützpunkt in Assab gewonnen hatte, entwickelte es nach verschiedenen Richtungen eine sehr rege Tätigkeit, besonders auch in wissenschaftlicher Beziehung. Die italienischen Forschungsreisenden betrachteten jene Regionen als ihre eigentliche Domäne. Wir dürfen ruhig anerkennen, daß ihre

Leistungen bedeutend sind und ihre großzügigen Unternehmungen uns jene lange Zeit dunkel gebliebenen Gebiete ganz vorwiegend erschlossen haben. Den ersten bedeutenden Anlauf nahm die bereits erwähnte Expedition des Kapitän Antonio Cecchi, der mit Chiarini nach Kaffa reiste und vom März 1877 bis zum Januar 1882 unterwegs war.

Unglücklich verlief die Expedition Giulietti, welche von Beilul aus nach den Dankaligebieten unternommen wurde. Ungenügend vorbereitet, ohne Kenntnis der Routen und ohne einen Führer, der den Eingebornen gegenüber eine gewisse Garantie bot, wurde diese Expedition im Land der Birru von den herumstreifenden Dankali, die stets in bösem Rufe standen, niedergemacht.

Noch unglücklicher war die Idee, die Untersuchung und Bestrafung für diese Missetat den ägyptischen Behörden von Beilul anzuvertrauen. Da diese die Kolonisationsversuche der Italiener ohnehin mit scheelen Augen betrachteten, konnte die von ihnen übernommene Ahndung des Verbrechens nichts anderes als eine Komödie sein. Es kam dann auch wirklich gar nichts dabei heraus; aber zur Hebung des Ansehens der Italiener diente der Fall sicher nicht.

Dennoch ließen sich Momente herausfinden, um aus Assab ein nicht unwichtiges Operationsgebiet für den Handel mit den Hinterländern zu machen. Insbesondere kam Abessinien für die Einfuhr und Ausfuhr in ernstlicher Weise in Betracht. Die Küstenplätze von Suakin bis Zeila an der Tadjurabai und bis Berbera im Nordsomaliland wurden von ägyptischen Posten streng überwacht. Da die Beziehungen zwischen Aegypten und Abessinien sich sehr schlecht gestaltet hatten, wurde namentlich die Waffeneinfuhr scharf überwacht. Konnte sich Italien mit den abessinischen Machthabern gut stellen, so war Assab zunächst die einzige Eingangspforte, die dem ägyptischen und selbst dem englischen Machtbereich vollständig entzogen war. Ein Hindernis für die gesicherte Einfuhr und Ausfuhr bildeten freilich zunächst die dazwischen liegenden Dankaligebiete. Ihre Bewohner sind wie gesagt höchst unangenehm; durchziehende Karawanen wurden in der Regel ausgeraubt, das Leben der

Weißen gefährdet. Gelang es aber, die Dankalistämme zu gewinnen und durch geeignete Unterhandlungen mit ihnen eine bestimmte Handelsstraße zu sichern, so war damit ein großes Problem gelöst.

Um jene Zeit, d. h. gegen Ende der siebziger Jahre erschien nun auf dem Schauplatz eine Persönlichkeit, die in der Folge immer stärker hervortreten sollte, um nach und nach die ganze Situation zu beherrschen. Es war das der aus Rom gebürtige Graf Pietro Antonelli. Man hielt im römischen Ministerium so große Stücke auf ihn, daß er eine Zeitlang in der nordostafrikanischen Kolonial- und Handelspolitik geradezu ausschlaggebend wurde.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Antonelli große Geschmeidigkeit besaß, mit den Eingebornen geschickt zu verkehren verstand, diplomatisch fein angelegt war und seine Ziele mit einer Energie verfolgte, die sich zu einer eigentlichen Frechheit steigern konnte. Es war das seine Stärke, aber auch gleichzeitig seine Schwäche.

Man hatte Antonelli die Mission übertragen, von Assab aus einen Handelsweg durch die Dankaligebiete zu sichern, der nach den Seen von Aussa führte und in Schoa ausmünden sollte, wo der junge König Menilek die Italiener sehr liebenswürdig aufgenommen hatte. Womöglich sollten sich die Dankalistämme zu einem Freundschaftsvertrage herbeilassen; insbesondere mußte der Sultan Mohamed Anfari von Aussa gewonnen werden, und wenn er sich als zuverlässig erwies, sollten engere Beziehungen mit dem König von Schoa angeknüpft werden.

Antonelli hat dieses recht schwierige Problem gelöst. Mit Mut und Festigkeit wußte er die Eingebornen zu gewinnen; der Aussa-Sultan Mohamed Anfari zeigte sich zwar anfänglich mißtrauisch, ließ aber im Hinblick auf die ihm in Aussicht gestellten Geschenke mit sich reden und sagte seinen Beistand zu; ebenso erklärte der Schech Abdelraman-ben-Jusuf, daß er seine berüchtigten Dankalileute gehörig im Zaume halten werde.

Eine neue, ganz direkte Verbindung zwischen Assab und Schoa war über das Aussagebiet eröffnet. Dieser Handelsweg wurde

seiner Sicherheit wegen oft begangen, und Ende 1883 kam die erste große Karawane von Schoa nach Assab. Sie brachte Gold, Elfenbein und Zibet an die Küste und sollte in Italien die große Waffensendung abholen, die man Menilek versprochen hatte, aber aus unbekannten Gründen nicht abgehen ließ.

Und Waffen, gute moderne Waffen in genügender Zahl zu besitzen, war der heißeste Wunsch der Schoaner; ihre Erwerbung betrachtete Menilek geradezu als eine Lebensfrage; denn er war damals in etwelche Bedrängnis geraten. Der Kaiser Johannes hatte es ihm sehr verübelt, daß Menilek Anspruch auf die Kaiserkrone von ganz Aethiopien erhoben hatte, und wollte ihn dafür züchtigen, beziehungsweise die Unabhängigkeit von Schoa vernichten. Johannes war insofern im Vorteil, als er kurz vorher den Aegyptern eine schwere Niederlage beigebracht hatte und dabei in den Besitz von zahlreichen Kanonen neuester Konstruktion und über 10 000 guten Remington-Gewehren gelangt war. Das gab ihm eine Ueberlegenheit gegenüber den Schoanern.

Menilek verfügte damals über eine minderwertige Bewaffnung und fand es für klug, um Frieden zu bitten. Aber die von Kaiser Johannes gestellten Bedingungen waren sehr hart. Dieser verlangte einen jährlichen Tribut von 500 Sklaven, 50 000 Talern, 500 Mauleseln, 1000 Pferden, 50 000 Rindern und viel Korn und Honig. Außerdem sollte König Menilek mit einem Stein am Halse erscheinen und den Kaiser Johannes um Verzeihung bitten, daß er die Würde eines Negus Negesti erstrebt hatte. Diese allzu harten Bedingungen wollte Menilek nicht eingehen; er zog den Krieg vor. Es kam zu weiteren blutigen Gefechten, aber schließlich zu annehmbaren Friedensvorschlägen. Menilek verzichtete zunächst formell auf die Kaiserwürde und huldigte dem überlegenen Johannes.

Um aber die zukünftige Machtstellung von Schoa sicherzustellen, wurden von nun an möglichst große Mengen von Waffen eingeführt.

Während Antonelli die Route nach Schoa sicherte, begab sich von Assab aus eine zweite Expedition nach Nordabessinien zu Jo-

hannes. Sie wurde geleitet von Branchi und Bianchi und verfolgte den Zweck, dort gewisse Handelsrouten nach Assab festzulegen. Man glaubte umsomehr Entgegenkommen zu finden, als Massaua als Einfuhrhafen nicht in Betracht kam, weil dort der Handel von den ägyptischen Behörden scharf überwacht wurde; insbesondere hatte die Douane strengen Befehl, keine Waffen nach Abessinien durchzulassen. Freilich ließ sich dieses Verbot umgehen, sobald man den Beamten die genügenden Bestechungsgelder verabfolgte. Ich selbst erfuhr von einer dortigen schweizerischen Firma, daß ihr einträglichstes Geschäft in jenen Jahren die Einfuhr von Gewehren bildete.

Der Erfolg der Branchischen Expedition war nicht gerade befriedigend. Man konnte sich über die zu wählenden Handelsstraßen nicht einigen, und der schlaue Johannes fand, daß der Weg über Aussa jedem andern vorzuziehen sei. Es lag ihm offenbar daran, den nach Schoa führenden Handelsweg genau zu überwachen. Die Abessinier versuchten denn auch bald nachher, das Aussagebiet ganz zu unterwerfen; aber das Unternehmen endete nicht glücklich. Hunger, Mangel an Wasser und nächtliche Ueberfälle der Dankali zwangen die abessinischen Truppen, sich aus dem Gebiet von Mohamed Anfari zurückzuziehen.

Um die Bestrebungen der italienischen Mission völlig unwirksam zu machen, begab sich zu Anfang des Jahres 1884 eine angloägyptische Mission unter der Führung des Admirals W. Hewett nach Abessinien. Er kam von Suakin her, das er kurz vorher besetzt hatte, und ging von Massaua aus nach dem Hochplateau, um mit Johannes wichtige Abmachungen zu treffen. Man hat sich zu vergegenwärtigen, daß damals Aegypten in großen Nöten war. Die erhoffte Regeneration des Sudans, die durch die Initiative von Werner Munzinger so glänzende Resultate versprach, war durch die niedrigen Intrigen von Arakel Bey und anderen Kreaturen zerstört worden, und beutegierige Paschas bedrückten die Eingebornen, bis diese sich zuletzt empörten und der revolutionäre Mohamed Achmed unter dem Namen „Mahdi" mit seinem stets größer wer-

denden Anhang das ägyptische Joch abschüttelte. Ich war damals, es war Anfang 1882, längere Zeit in Suakin und erfuhr erst nach meiner Abreise, daß die Revolution in dieser Stadt bereits vorbereitet war, aber durch Zufall nicht ausbrach. Bald nachher hatte Osman Digma die Straße von Chartum nach Suakin gesperrt.[1] Aegypten beschloß im Einverständnis mit den Engländern schon Ende 1883, den Sudan aufzugeben und die Truppen zurückzuziehen. Es blieb ihnen nur der Weg nach Massaua offen.

Als Admiral Hewett ankam, legte sich Kaiser Johannes den Finger an die Nase und gedachte aus der neuen Situation möglichst viel für sich herauszuschlagen. Zum Ueberfluß hatte er während der Vertragsverhandlungen mit dem anglo-ägyptischen Abgesandten den zufällig (?) anwesenden französischen Vizekonsul von Massaua in einem Zimmer seiner Residenz versteckt, und diesem ließ er durch einen Diener regelmäßig die Hewettschen Vorschläge überbringen; der Franzose strich dann jedesmal mit einem Stift dasjenige rot an, was für Abessinien günstig war, während das für die anglo-ägyptischen Interessen Vorteilhafte blau angestrichen wurde.

[1] Zur Orientierung über den Fortschritt der revolutionären Bewegung des Mahdismus geben wir hier folgende Daten:

9. Dezember 1881: Die Mahdisten überfallen und vernichten ein ägyptisches Korps von 1400 Mann, welches der Mudir von Faschoda gegen sie aufgeboten hat.

7. Juni 1882: Ein Korps von 6000 Aegyptern, das von Chartum aus nach Kordofan geht, um El Obeid zu halten, wird fast völlig aufgerieben.

17. Januar 1883: Der Mahdi besetzt die Hauptstadt von Kordofan.

1. November 1883: General Hicks zieht mit 10 000 Mann den Rebellen entgegen. Seine ganze Expedition wird von 40 000 Sudanesen, welche der Mahdi in eigener Person befehligt, vollständig aufgerieben. Ein Diener Hicks ist die einzige Person, die sich retten kann, und erzählt, daß in wenig mehr als einer Viertelstunde alle Aegypter abgeschlachtet wurden.

4. Februar 1884: Der englische General Baker wird in der Nähe von Suakin mit seinen 3000 Mann Truppen bei El Teb von Osman Digma geschlagen. Sämtliche europäische Offiziere und zwei Drittel der ägyptischen Soldaten werden niedergemacht.

6. Februar 1884: Der ägyptische Befehlshaber von Sinkat, der mit 400 Mann abzog, wird von den Rebellen überfallen und mit allen seinen Leuten getötet.

Es kam am 3. Juni 1884 zur Unterzeichnung eines Abkommens, in welchem der freie Durchzug der ägyptischen Truppen über Abessinien zugesagt wurde; England erlangte die Entscheidung in allen Angelegenheiten zwischen Abessinien und Aegypten; dafür wurde das Bogosland mit den vorhandenen Festungen und allem Kriegsmaterial an Abessinien abgetreten und außerdem die Blockade für die Einfuhr von Waffen und Munition nach Abessinien in der Douane Massaua völlig aufgehoben.

Der Kaiser Johannes hatte damit sehr viel erreicht. Für ihn wurde nun Massaua zum Freihafen; ohne die Lasten der Bewachung und Verwaltung tragen zu müssen, konnte er über den Hafenplatz nach Belieben verfügen.

Dagegen mußte diese Wendung für Italien eine recht ungünstige Rückwirkung haben. Waren die Handelsrouten nach Assab durch die Dankaliländer wegen der Unzuverlässigkeit der Eingebornen und des Mangels an Wasser sehr fragwürdig, so war die Straße nach Massaua viel sicherer. Die Kolonie in Assab mußte vollends verkümmern, wenn, wie dies später in Aussicht stand, neue Handelswege von der Tadjurabai aus eröffnet wurden.

Es blieb für Italien kein anderer Ausweg, als die erythräische Besitzung zu vergrößern. Zunächst wurde die Hand auf Beilul gelegt und dann im Februar 1885 Massaua besetzt. Oberst Saletta hatte Truppen gelandet und Konteradmiral Caimi in einer Proklamation an die Eingebornen die Besitzergreifung offiziell angezeigt. Den Eingebornen wurde strenge Berücksichtigung ihres Eigentums und Schonung ihrer Gebräuche, sowie ihrer Religion zugesichert. Auf dem Kommandogebäude wehte noch für einige Monate die ägyptische Flagge neben dem italienischen Banner; dann wurde erstere heruntergeholt; die ägyptische Zivilbehörde mußte abdanken, und ihre Garnison wurde nach Suez eingeschifft. Auch in Arkiko und Monkullu wurde das italienische Banner aufgepflanzt.

Die Italiener haben rasch die Stadt Massaua baulich umgestaltet und wohnlich gemacht. Als ich mehrere Jahre später, es war im April 1891, die Stadt besuchte, hatte sie sich schon recht

gut entwickelt. Der neue Quai bot ein buntes Bild dar; in der Douane lagen große Mengen von Durrah, die für Abessinien bestimmt waren. Die nahen Cafés waren an den lauen Abenden sehr belebt; überall war das weiche süditalienische Idiom zu hören. Die Insel Tawlud war ganz überbaut; luftige Kasernen und Spitäler standen dort, die geradezu luxuriös eingerichtet waren. Der landschaftliche Hintergrund von Massaua ist großartig. Im Süden der leuchtende Golf von Arkiko, der malerisch vom Gebel Ghedem abgeschlossen wird; dann der grandiose Hintergrund der abessinischen Alpenwelt, deren Vorberge sich aus dem heißen, hier sehr schmalen Samhar rasch zu Höhen von 2000—3000 Metern erheben.

Die schmucke Hafenstadt war vordem ein elendes Nest, das unter türkischer Herrschaft ein Bild der Verlotterung darbot und ein Eldorado für Sklavenhändler, Spitzbuben und Verbrecher jeder Art bildete. Der Statthalter oder Naib von Arkiko, ein erstklassiger Spitzbube, vermittelte den Verkehr zwischen der Inselstadt Massaua und den umliegenden Stämmen, wofür er monatlich 1000 Maria-Theresia-Taler einstrich. Die Geldnot zwang die Türkei in den siebziger Jahren, diesen Platz an Aegypten abzutreten. Aber unter den beutegierigen Paschas dauerte die Mißwirtschaft fort, bis der Khedive Ismail in Kairo eingriff und unseren Landsmann Werner Munzinger dahin entsandte, ihn zum Gouverneur des ganzen Ostsudan ernannte und ihm den Rang eines Paschas verlieh. Munzinger war eine kräftige Natur und begann, den Augiasstall gründlich zu reinigen. Zunächst machte er den Naib und die kleineren Intriganten unschädlich; den Sklavenhändlern legte er gründlich das Handwerk. Massaua wurde gänzlich umgestaltet; Munzinger ließ einen breiten Damm erstellen, der die Inselstadt mit der Nachbarinsel Tawlud verband und dann sich nach dem Festlande fortsetzte. Eine ausgezeichnete Trinkwasserversorgung wurde erstellt; sie lieferte den laufenden Brunnen das kostbare Naß. Der Platz nahm einen erfreulichen Aufschwung; der Verkehr mit dem Hinterland war sehr rege geworden, und Italien fand

also bei der Besitznahme schon gute Vorbedingungen, die Munzinger geschaffen hatte. Der Verkehr mit dem Hinterland belebte sich; die ganze Küste von Assab bis nach Massaua wurde besetzt, die italienische Herrschaft nach den Hababgebieten ausgedehnt und auch nach dem Hochplateau bis zu den Bogosländern vorgeschoben. Es ging nicht ab ohne Friktion mit dem Kaiser Johannes; Ras Alula wurde recht unangenehm, und 1887 kam es zu einer schweren Katastrophe, indem bei Saati etwa 500 Italiener von den Abessiniern völlig aufgerieben wurden. Aber im großen und ganzen hat Italien seine erythräische Kolonie doch mit ziemlichem Glück begründen können. Gelegentliche Rückschläge bleiben ja nie aus.

Für Italien war es von größter Wichtigkeit, daß das Königreich Schoa fortwährend eine entschieden wohlwollende Haltung einnahm. Zwar wurde König Menilek II. kurz nach der Besetzung von Massaua offenbar von Kaiser Johannes davon benachrichtigt, daß man sich in Abessinien auf Angriffe der Italiener gefaßt halte und beim Eintritt dieser Eventualität auch auf die Mithilfe von Südabessinien rechne. Aber es paßte Menilek nicht, sich mit Italien zu überwerfen; er rührte sich nicht, und kein einziger Soldat wurde einberufen. Wohl aber bot er seine Vermittlung an, um Reibereien zu verhindern und kriegerische Verwicklungen zwischen Aethiopien und Italien zu vermeiden.

Als es trotzdem Johannes zum Bruche kommen ließ, verdoppelte Menilek seine Liebenswürdigkeit gegenüber den Italienern in Schoa, schickte eine große Karawane an die Küste mit Geschenken für den König Umberto und bat um genaue Mitteilung über alle Vorgänge.

Die italienische Regierung war ihrerseits auch nicht untätig und beauftragte den in Schoa weilenden Antonelli, am Hofe von Menilek mit verdoppelter Energie eine Aktion zu entfalten, die möglichst viel Vorteile verspreche und den schoanischen Herrscher in guter Laune gegenüber Italien erhalte. Antonelli war diplomatisch nicht unbegabt; er war schlau genug, um auch das Ewigweibliche für seine Zwecke dienstbar zu machen. Die Galanterie steckt dem Ro-

manen im Blut, und als großer Schwerenöter erlangte er die Gunst der Kaiserin Taitu. Diese hatte von jeher starke Neigung, sich mit der hohen Politik zu befassen, und vorläufig schwor sie nicht höher als auf Antonelli.

Bald kam ein neuer Anlaß, um sich den Italienern formell recht gefällig zu zeigen.

Die Aegypter hatten sich für einige Zeit in der großen Gallastadt Harar festgesetzt, gaben aber diese Besitzung angesichts der Sudanwirren später auf. Der Platz war herrenlos, und die größte Unordnung begann einzureißen. Unter dem ägyptischen Regime war manches in Harar besser geworden; wo der Aegypter, der ein geborner Ackerbauer ist, hinkommt, entstehen bald genug prächtige Gartenanlagen und sorgfältig unterhaltene Pflanzungen; insbesondere gewann der Kaffeebau, der früher unbedeutend war, in der Umgebung von Harar eine große Ausdehnung, so daß jährlich gegen acht Millionen Kilo Kaffee geerntet wurden. Die Bevölkerung nahm zu, und der Handel dehnte sich aus. Mit dem Abzug der Aegypter stellte sich ein starker Zerfall ein.

Man verfolgte diese Ereignisse in Schoa mit dem lebhaftesten Interesse, wartete aber untätig ab, weil man glaubte, daß eine europäische Macht die Hand auf Harar legen werde. England rührte sich nicht, und auch Italien machte keine Anstalten.

Menilek wurde von allen Seiten gedrängt, einen Vorstoß zu unternehmen, verhielt sich aber anfangs etwas zurückhaltend. Nach Mitteilungen, die mir Alfred Ilg machte, setzte dieser ihm mit allem Nachdruck die Wichtigkeit der Erwerbung der Gallastadt auseinander und drängte ebenfalls. Endlich eröffnete der schoanische König dem Kaiser Johannes, daß er vorzugehen gedenke. Dieser stimmte dem kühnen Plan zu und anerbot sich, ebenfalls mitzumachen. Aber Menilek kannte seinen Kaiser und wußte, daß dieser gern den Löwenanteil beanspruchte; er wollte die schöne Beute nicht teilen, sondern für sich behalten.

Ein Zwischenfall veranlaßte Menilek, noch etwas abzuwarten und den Italienern demonstrativ sein fortwährendes Wohlwollen

zu bezeugen. Im Frühjahr 1886 war eine italienische Handelsexpedition von Zeila nach Harar unterwegs; sie wurde geleitet vom Grafen Porro aus Mailand, aber in der Nähe von Harar meuchlings überfallen und vernichtet; acht Weiße büßten dabei ihr Leben ein, und nachweisbar waren es die Leute des Emir von Harar, welche diesen Ueberfall verschuldet hatten.

Die Sache kam dem in Schoa weilenden Antonelli sehr ungelegen; er fürchtete, daß sein Plan, eine engere Verbindung zwischen Italien und Schoa herzustellen, neuen Schwierigkeiten begegnen werde. Man erwartete, daß Italien die Vernichtung der Expedition Porro durch eine Strafexpedition rächen werde, sich vielleicht dauernd in Harar festsetze. Der Anlaß wäre allerdings günstig gewesen; aber die Italiener machten keinerlei Anstalten, die Verbrecher zu bestrafen, und nach klugem Abwarten griff Menilek kräftig ein und besetzte Harar. Er war schlau genug, bei diesem Anlaß seine wohlwollende Gesinnung nochmals zu betonen, indem er sofort von Harar aus an den italienischen Vertreter in Assab unterm 8. Januar 1887 folgendes Schreiben richtete:

„Der Emir Abdallah, welcher unsere Italiener getötet hat, ist mir auf seinem Pferde entwischt; aber ich, Gott sei Dank, habe seine Leute getötet, habe mein Banner in seinem Lande aufgepflanzt und meine Soldaten in seine Stadt gelegt. Ich habe, um den Italienern gefällig zu sein, den Ueberfall auf sie durch zahlreiche Tote gerächt. Ich werde nach diesem Brief eingehender Nachrichten senden."

Vom handelspolitischen Standpunkte aus bedeutete die Erwerbung von Harar den Beginn einer ganz neuen Phase.

Es war eine gewisse Gefahr vorhanden, daß der Handelsweg über Zeila eine starke Konkurrenz machte, und daher vordoppelte Italien seine Anstrengungen, um die Handelsstraßen mit dem von Natur aus reich gesegneten Schoa zu beherrschen.

Es gelang denn auch Antonelli, einen Freundschafts- und Handelsvertrag mit Menilek zu vereinbaren, und zwar im gleichen Jahre 1889, da der schoanische König nach dem Tode von Johannes zum Kaiser von ganz Abessinien ausgerufen wurde.

Nach langen Verhandlungen wurde dieser berühmte Vertrag im Lager von Utschalli unterzeichnet. Da sich in der Folge lebhafte Erörterungen daran knüpften, lassen wir ihn hier im italienischen Wortlaut folgen:

Vertrag von Utschalli

Art. 1. Vi saranno pace perpetua ed amizizia constante fra Sua Maestà il Re d' Italia e fra Sua Maestà il Re dei Re di Etiopia e fra i loro respetivi eredi, successori, sudditi e populazioni protette.

Art. 2. Ciascuna delle parti contraenti potrà essere rappresentata da un agente diplomatico accreditato presso l' altra e potrà nominare consoli, agenti ed agenti consolari negli Stati dell' altra. Tali funzionari godranno di tutti i privilegi ed immunità secondo le consuetudini dei governi europei.

Art. 3. A rimuovere ogni equivoco circa i limiti dei territori sopra i quali le due parti contraenti esercitano i diritti di sovranità, una commissione speciale composta di due delegati italiani e due etiopici traccerà sul terreno con appositi segnali permanenti una linea di confine, i cui capisaldi siano stabiliti come appresso:

a. la linea dell' altipiano segnalerà il confine etiopico-italiano;
b. partendo dalla regione di Arafali: Halai, Saganeiti ed Asmara saranno villaggi nel confine italiano;
c. Adi Nefas ed Adi Joannes saranno dalla parte dei Bogos nel confine italiano;
d. da Adi Joannes una linea retta prolungata da Est ad Ovest segnerà il confine italo-etiopico.

Art. 4. Il convento di Debra Bizen con tutti i suoi possedimenti resterà proprietà del Governo etiopico che non potrà servirsene per scopi militari.

Art. 5. Le carovane da e per Massaua pagherranno sul territorio etiopico un solo diritto di dogana dell' 8 per cento sul valore della merce.

Art. 6. Il commercio delle armi da e per l' Etiopia attraverso Massaua sarà libero per il solo Re dei Re di Etiopia.

Ogni qualvolta questi vorrà ottenere il passagio di tali generi dovra farne regolare domanda alle autorità italiane munita del sigillo reale.

Le carovane con carico di armi e munizioni viaggeranno sotto la protezione e con la scorta di soldati italiani fino al confine etiopico.

Art. 7. I sudditi di ciascuna delle parti contraenti potranno liberamente entrare, viaggiare, uscire coi loro effetti e mercanzie nel paese dell' altra e godranno della maggiore protezione del governo e dei suoi dipendenti.

E però severamente proibito a gente armata da ambe le parti contraenti di riunirsi in molti o in pochi e passare i respettivi confini allo scopo di procurarsi viveri e bestiame.

Art. 8. Gli italiani in Etiopia e gli etiopi in Italia e possedimenti italiani potranno comprare o vendere, prendere o dare in affitto e disporre in qualunque altra maniera delle loro proprietà non altrimenti che gli indigeni.

Art. 9. E pienamente garantita in entrami gli Stati la facoltà per i sudditi dell' altro di praticare la propria religione.

Art. 10. Le contestazioni o liti fra italiani in Etiopia saranno definite dall' autorità italiana in Massaua o da un suo delegato.

Le liti fra italiani ed etiopi saranno definite dalla autorità italiana in Massaua e da un delegato dell' autorità etiopica.

Art. 11. Morendo un italiano in Etiopia o un etiope in territorio italiano, le autorità italiane custodiranno diligamente tutta la sua proprietà e la terranno a disposizione dell' autorità governativa a cui apparteneva il defunto.

Art. 12. In ogni caso o per qualsiasi circostanza gli italiani imputati di un reato saranno giudicati dall' autorità italiana.

Per questo l' autorità etiopica dovrà immediatamente consegnare alle autorità italiane in Massaua gli italiani imputati di aver commesso un reato.

Egualmente gli etiopi imputati di reato commesso in territorio italiano saranno giudicati dall' autorità etiopica.

Art. 13. Sua Maestà il Re d' Italia e Sua Maestà il Re dei Re d' Etiopia si obbligano a consegnarsi reciprocamente i delinquenti che possono essersi rifugiati per sottrarsi alla pena, dai dominii dell' uno nei dominii dell' altro.

Art. 14. La tratta degli schiavi essendo contraria ai principii della religione cristiana, Sua Maestà il Re dei Re d' Etiopia si impegna d' impedirla con tutto il suo potere in modo che nessuna carovana di schiavi possa attraversare i suoi Stati.

Art. 15. Il presente trattato è valido per tutto l'impero etiopico.

Art. 16. Se nel presente trattato, dopo cinque anni dalla data della firma, una delle due parti contraenti volesse far introdurre qualche modificazione, potrà farlo, ma dovrà prevenire l' altro un anno prima, rimanendo ogni e singola concessione in materia di territorio.

Art. 17. Sua Maestà il Re dei Re d' Etiopia consente di servirsi del Governo di Sua Maestà il Re d' Italia per tutte le trattazioni di affari che avesse con altre Potenze o Governi.

Art. 18. Qualora Sua Maestà il Re dei Re d' Etiopia intendesse accordare privilegi speciali a cittadini di un terzo Stato per stabilire commerci ed industrie in Etiopa, sarà sempre data, a parità di condizioni, la preferenza agli italiani.

Art. 19. Il presente trattato essendo redatto in lingua italiana ed amarica e le due versioni concordando perfettamente fra loro, entrambi i testi si riterranno ufficiali e faranno sotto ogni rapporto pari fede.

Art. 20. Il presente trattato sarà ratificato.

In fede di che il conte Pietro Antonelli, in nome di S. M. il Re d' Italia e S. M. Menilek, Re dei Re d' Etiopia in nome proprio, hanno firmato et apposto il loro sigillo al presente trattato fatto nell' accampamento di Uccialli il 25 miazia 1881 — corrispondente al 2 maggio 1889.

(Bello Imperiale d' Etiopia.)

Per Sua Maestà il Re d' Italia,
(L. S.) Pietro Antonelli.

In deutscher Uebersetzung lautet der Vertrag:

Art. 1. Es besteht ewiger Friede und dauernde Freundschaft zwischen seiner Majestät dem König von Italien und seiner Majestät dem König der Könige von Aethiopien und deren respektiven Erben, Nachfolgern, ihren Untertanen und den von ihnen beschützten Völkern.

Art. 2. Jede der vertragschließenden Parteien kann bei der andern durch einen beglaubigten diplomatischen Agenten vertreten werden und kann Konsuln, Agenten und Konsularagenten in den Staaten der andern ernennen. Solche Funktionäre besitzen alle Vorrechte und Unverletzbarkeit nach den Anschauungen der europäischen Regierungen.

Art. 3. Hinsichtlich der Grenzen der Gebiete, über welche die vertragschließenden Mächte ihre Hoheitsrechte ausüben, wird eine besondere Kommission, bestehend aus zwei italienischen und zwei abessinischen Abgeordneten, eine Grenzlinie durch Aufstellung von dauernden Signalen festlegen. In der Hauptsache wird darüber festgestellt:

a. Die Linie bezeichnet auf dem Hochlande die äthiopisch-italienische Grenze.
b. Sie geht aus der Region Arafali, und die Dörfer Halai, Saganeiti und Asmara fallen dem italienischen Gebiet zu.
c. Adi Nefas und Adi Johannes auf Seite der Bogosländer fallen ebenfalls in italienischen Bereich.
d. Von Adi Johannes an bezeichnet eine gerade Linie von Ost nach West die italienisch-äthiopische Grenze.

Art. 4. Die Festung Debra Bizen mit ihren Besitzungen bleibt abessinisches Eigentum, darf aber nicht für militärische Zwecke verwendet werden.

Art. 5. Die Karawanen von und nach Massaua auf abessinischem Gebiet haben einzig den Zoll von 8 % ihrer Waren zu entrichten.

Art. 6. Der Waffenhandel von und nach Abessinien über Massaua ist einzig für den König der Könige von Aethiopien frei.

Wer die Erlaubnis für den Durchgang solcher Waren erhalten will, hat regelmäßig bei den italienischen Behörden ein Gesuch einzureichen, das mit dem königlichen Siegel versehen ist.

Die Karawanen mit Waffen und Munition reisen unter dem Schutz und unter Begleitung italienischer Soldaten bis an die abessinische Grenze.

Art. 7. Die Untertanen jeder der beiden vertragschließenden Parteien können mit ihrer Habe und ihren Waren frei reisen und ins Gebiet der andern übertreten, und sie genießen den vollen Schutz der Regierung und ihrer Organe.

Es ist indessen streng untersagt, daß bewaffnete Leute sich zusammentun und in größerer oder geringer Zahl die betreffenden Grenzen überschreiten, um sich Lebensmittel oder Vieh zu verschaffen.

Art. 8. Die Italiener in Aethiopien und die Aethiopier in Italien und in den italienischen Besitzungen können ihr Besitztum in keiner anderen Weise kaufen oder verkaufen oder irgendwie darüber verfügen wie die Eingebornen.

Art. 9. In beiden Staaten ist die freie Ausübung der eigenen Religion vollkommen gewährleistet.

Art. 10. Streitsachen zwischen Italienern in Aethiopien werden von der

italienischen Behörde in Massaua oder von einem Abgeordneten derselben entschieden. Streitsachen zwischen Italienern und Aethiopiern werden von der italienischen Behörde in Massaua und von einem Abgeordneten der äthiopischen Behörde entschieden.

Art. 11. Stirbt ein Italiener in Aethiopien oder ein Aethiopier auf italienischem Gebiet, so wachen die italienischen Behörden sorgfältig über sein Eigentum und stellen es der Regierung zur Verfügung, welcher der Verstorbene angehörte.

Art. 12. Auf alle Fälle werden die Italiener, die eines Vergehens angeklagt sind, von den italienischen Behörden gerichtet.

Daher muß die äthiopische Behörde es der italienischen Behörde in Massaua sofort anzeigen, wenn Italiener angeklagt werden, ein Vergehen begangen zu haben. In gleicher Weise werden Aethiopier, die angeklagt sind, auf italienischem Gebiet ein Verbrechen begangen zu haben, von der äthiopischen Behörde gerichtet.

Art. 13. Seine Majestät der König von Italien und Seine Majestät der König der Könige von Aethiopien verpflichten sich, gegenseitig Anzeige zu machen, wenn Verbrecher sich von einem Gebiet ins andere geflüchtet haben, um sich der Strafe zu entziehen.

Art. 14. Da der Sklavenhandel den Grundsätzen der christlichen Religion widerspricht, so verpflichtet sich seine Majestät der König der Könige von Aethiopien mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht, keine Sklavenkarawanen seine Staaten durchziehen zu lassen.

Art. 15. Der gegenwärtige Vertrag ist gültig für das ganze äthiopische Kaiserreich.

Art. 16. Wenn nach fünf Jahren, vom Tage der Unterzeichnung an gerechnet, eine der Vertragsmächte irgendwelche Abänderungen vorzunehmen gedenkt, so kann sie dies tun, muß aber vorher die andere ein Jahr vorher davon benachrichtigen. Einzig die Gebietsabtretungen bleiben.

Art. 17. Seine Majestät der König der Könige von Aethiopien willigt ein, bei allen geschäftlichen Verhandlungen mit anderen Mächten oder Regierungen, sich der Regierung Seiner Majestät des Königs von Italien zu bedienen.

Art. 18. Wenn Seine Majestät der König der Könige von Aethiopien beabsichtigt, den Angehörigen eines dritten Staates irgendwelche Privilegien zu gewähren, so wird stets, gleiche Bedingungen vorausgesetzt, der Vorzug den Italienern gegeben.

Art. 19. Der gegenwärtige Vertrag wird in italienischer und amharischer Sprache ausgefertigt, und wenn beide im Sinne vollkommen unter sich übereinstimmen, so werden sie amtlich und in jeder Beziehung gleich verbindlich.

Art. 20. Der gegenwärtige Vertrag wird unterzeichnet usw.

Dieser Vertrag war das Resultat langer Verhandlungen und Besprechungen zwischen Menilek II. und Antonelli, die sorgfältig im geheimen geführt wurden. Ich bemerke ausdrücklich, daß Alfred Ilg, der sonst vom Hofe in Schoa in vielen wichtigen Fragen um

seinen Rat gefragt wurde, von diesen Verhandlungen vollkommen ferngehalten wurde. Er hat mir auf mein wiederholtes Befragen stets geantwortet, es sei ihm zwar nicht unbekannt gewesen, daß Verhandlungen im Gange waren. Die Abmachungen seien aber durchaus geheim gehalten worden und er habe davon erst Kenntnis erhalten, als sich später gewisse Schwierigkeiten als Folgeerscheinungen einstellten.

Es ist dies sehr bezeichnend für den gewaltigen, ja geradezu ausschlaggebenden Einfluß, den Antonelli beim Kaiser Menilek erlangt hatte. Der gewandte italienische Diplomat, der Anschicksmann der italienischen Regierung, war damit auf seinem Höhepunkt angelangt — freilich bereitete sich bald genug ein jäher Sturz vor.

In Italien war man zunächst sehr befriedigt, und der damals allmächtige Ministerpräsident Francesco Crispi, den man so oft in der Kammer wegen seiner afrikanischen Politik angegriffen hatte, ja sogar in den Anklagezustand versetzen wollte, rieb sich vergnügt die Hände. Unseres Wissens nahm er davon Umgang, den Mächten den Vertrag mit Abessinien in extenso zu notifizieren; er beschränkte sich darauf, den europäischen Kabinetten einfach den Artikel 17 mitzuteilen, und das genügte schließlich, um ihnen für die Zukunft die nötigen Wegleitungen zu geben.

Analysieren wir den italienisch-äthiopischen Freundschaftsvertrag, so müssen wir zugeben, daß Italien sehr viel erreicht hatte. Für die Entwicklung von Massaua und der ganzen erythräischen Kolonie war es eine Lebensfrage, mit dem Hinterland Abessinien gut zu stehen. Es war eine sehr zu beachtende Leistung, daß Kaiser Menilek im Norden auf dem Hochplateau Gebietsabtretungen an Italien bewilligte. Es bedurfte der ganzen Autorität von Menilek, um damit nicht Widerspruch bei den Großen seines Reiches zu erregen.

Die rechtlichen Verhältnisse erschienen auf beiden Seiten, wo es sich um Grundbesitz handelte, klar umschrieben; das gleiche galt hinsichtlich der Gerichtsbarkeit.

Die Abschaffung des Sklavenhandels mußte in Europa den

allerbesten Eindruck machen; die humane Gesinnung des äthiopischen Herrschers erschien damit in günstigster Beleuchtung.

Im Artikel 18 erlangte Italien vor allen anderen europäischen Mächten eine entschiedene Vormachtstellung. Handelsunternehmungen und industrielle Projekte wurden sozusagen in erster Linie für die italienischen Staatsangehörigen vorbehalten.

Von ganz besonderer Bedeutung ist der Artikel 17, der denn auch bald genug zu lebhaften Erörterungen Anlaß geben sollte.

In deutscher Uebersetzung lautet dieser berühmt gewordene Artikel: „Seine Majestät der König der Könige von Aethiopien willigt ein, bei allen geschäftlichen Verhandlungen mit anderen Mächten oder Regierungen, sich der Regierung seiner Majestät des Königs von Italien zu bedienen."

Die Welt stand hier vor einem durchaus eigenartigen Modus procedendi im diplomatischen Verkehr nach außen. Wenn der italienische Text in Wirklichkeit dem natürlich allein maßgebenden amharischen Text — Menilek verstand ja die italienische Sprache nicht — entsprach, so war hier nur zweierlei möglich. Entweder wollte Italien dem Kaiser Menilek, der keine besonderen Vertreter an den europäischen Höfen unterhielt, die Mühe und auch die Spesen ersparen, welche der Verkehr mit den fremden Mächten mit sich brachte. Dann war dies der Gipfel der Liebenswürdigkeit und selbstloser Aufopferung. Oder aber Italien versteckte sich hinter diesen Artikel, um den Kaiser Menilek über das Ohr zu hauen. Bei einem Staatsmanne wie Crispi darf man schon auch an diese zweite Möglichkeit denken. Es ist klar, daß bei einer rigorosen Interpretation des Artikels 17 dem äthiopischen Kaiser jede Macht nach außen aus den Händen genommen war, daß er fortan nicht mehr direkt mit fremden Mächten verkehren konnte und daß also Abessinien sozusagen unter das Protektorat von Italien gestellt war.

Diese letztere Auffassung war in Italien ganz allgemein verbreitet; es schmeichelte der Nation, daß der mächtige Kaiser eines afrikanischen Reiches sich aus freien Stücken unter die Fittige der italienischen Regierung begeben hatte. Es erschienen bereits geo-

graphische Karten, in denen weite Gebiete von Abessinien als italienisches Protektorat eingezeichnet waren. Auch im übrigen Europa nahm man ziemlich allgemein an, daß der unwissende Menilek dem Machiavellisums eines Antonelli und Crispi in die Falle gegangen sei und sich die Bevormundung durch Italien gefallen lasse.

Es bewies das, wie wenig man in Europa über die in Abessinien herrschenden Anschauungen unterrichtet war.

Menilek selbst, der sein fortwährendes Wohlwollen gegenüber Italien bei jedem Anlaß in ganz unzweideutiger Weise kundgab und in ganz delikaten Situationen nie von dieser Haltung abwich, war vollkommen überzeugt von den ehrlichen Absichten der Italiener. Daß der Artikel 17 in dem Vertrag von Utschalli für ihn verhängnisvoll werde, hat er in keiner Weise geahnt; denn aus dem amharischen Text, der auf alle Fälle ausschlaggebend war, war das Zugeständnis eines italienischen Protektorates in keiner Weise herauszulesen.

Nach der Versicherung von Alfred Jlg, der das Amharische vollkommen beherrschte und dem die amharische Fassung des Vertrages vorlag, lautet der Artikel 17 im Urtext: „Der Kaiser von Aethiopien k a n n sich für die Geschäfte, die er mit anderen Mächten und Regierungen zu behandeln hat, der Hülfe der Regierung Seiner Majestät des Königs von Italien bedienen."

Also Menilek k a n n, sofern er es wünscht, sich der italienischen Regierung bedienen; aber er muß dies nicht, wie man aus der italienischen Fassung herauslesen kann. Antonelli hat also ungenau, ja dem Sinne nach direkt unrichtig übersetzt.

Es ist natürlich etwas ganz anderes, wenn der äthiopische Hof von einer Gefälligkeit Italiens Gebrauch machen kann, wenn er es für gut findet, oder auch darauf verzichtet, wenn es die Umstände erfordern, als wenn er die fremde Vermittlung regelmäßig zu beanspruchen gezwungen ist. Abessinien hat sich durch den Artikel 17 in keiner Weise gebunden, sondern sich volle Aktionsfreiheit vorbehalten.



Abessinischer Krieger

War es nun Zufall oder war es Absicht, daß dieser Artikel in der italienischen Fassung einen ganz falschen Sinn erhielt? Wir werden diese Frage später genauer erörtern.

Was die damalige Stellung von Alfred Ilg anbetrifft, so war zwar das Verhältnis zu Antonelli ein durchaus normales und freundschaftliches, wie aus dem gepflogenen Briefwechsel hervorgeht. Aber hinter den Kulissen war doch manches vorgegangen, was die Stellung unseres Landsmannes ändern mußte, sei es im günstigen Sinne, sei es in gefahrdrohender Weise. Mit dem Vertrag von Utschalli handelte es sich für Ilg einfach um Sein oder Nichtsein; erreichte der gewandte italienische Diplomat seinen Zweck, so mußte Ilg bald genug unbequem werden und schließlich weichen. Vorläufig war er allerdings noch nicht so weit, um dem mächtig gewordenen Antonelli in die Karten zu sehen.

Er war damals auch vom Hofe abwesend, indem er aus geschäftlichen Gründen 1888 in Europa weilte. Die Beschaffung von Münzpressen, Kugelgießformen, Waffen, Walzmaschinen und vielen anderen Dingen nahm ihn vollständig in Anspruch. Mitte Oktober verließ er Zürich, und schon am 2. November traf er in Aden ein. Am 25. Dezember war er in Harar, wo er recht ungünstige Nachrichten über die politische Lage in Abessinien erhielt. Die Beziehungen zwischen Kaiser Johannes und Menilek waren gespannt, und es bedurfte der Dazwischenkunft des Bischofs Matheos, um sie wieder zu bessern. Ungünstig für Schoa war es, daß England, Frankreich und Deutschland die Waffeneinfuhr nach Abessinien verboten hatten. In Harar brannte der Boden unter den Füßen, da man täglich eine Erhebung befürchtete, die darauf ausging, das verhaßte abessinische Joch abzuschütteln. Erst am 3. März langte Ilg in Ankober an, wo er vom Könige sehr gut aufgenommen wurde. Dieser mußte allerdings schon nach wenigen Tagen mit seiner ganzen Armee nach Norden abreisen, um einer bewaffneten Invasion vorzubeugen.

Bald darauf, nämlich am 29. März 1889, erhielt A. Ilg einen wichtigen Brief vom König, in welchem dieser ihm schreibt, daß

gerüchtweise verlaute, Kaiser Johannes sei im Kampfe mit den Mahdisten unterlegen und getötet worden. Das Gerücht sollte sich bald genug bestätigen, und es war klar, daß man vor weiteren wichtigen Ereignissen stand.

Mittlerweile wurde den ganzen Sommer hindurch mit Hochdruck gearbeitet, um eine Masse von Patronen herzustellen.

Dann aber folgten fröhliche Tage und glänzende Feste. Menilek II. hatte bald nach dem Tode von Johannes sich zum Kaiser erklärt und wurde fast überall im Reiche anerkannt.

Am 3. November 1889 fand in Antotto die feierliche Kaiserkrönung statt, wobei A. Ilg reichlich beschenkt wurde; er erhielt bei diesem Anlaß ein Pferd mit reichem Silbergeschirr, ein Maultier mit silberverzierter Seidendecke, einen Schild mit vergoldeter Silbergarnitur und die volle Ausrüstung eines Kriegers erster Klasse, in welcher er den Krönungszug mitmachte. Es sollte ihm auch der Salomonsorden verliehen werden; aber der Handwerker war damit nicht fertig geworden, so daß er ihn erst ein paar Wochen später erhalten konnte.

Inzwischen begaben sich Ras Makonnen und Graf Antonelli nach Europa, um in Rom die Aufhebung des Waffeneinfuhrverbotes zu erwirken, das naturgemäß gerade in diesem Moment dem äthiopischen Kaiser sehr ungelegen war. Später unternahm Menilek ähnliche Schritte in London und Berlin, indem er an die Königin Viktoria und an Kaiser Wilhelm schrieb.

VI.

Die Folgen des Vertrages von Utschalli

Seltsamerweise herrschen heute noch über diesen Vertrag in weiten Kreisen, selbst in solchen, denen man einige Urteilsfähigkeit zutrauen sollte, ganz sonderbare Meinungen. Vielfach hörte man die Absicht aussprechen, daß Menilek einen schlauen Schachzug vorhatte, indem er sich zunächst unter das Protektorat der Italiener begeben habe, um deren Unterstützung bei seinen Ansprüchen auf die Kaiserwürde zu erlangen, daß er dies jedoch nur mit der reservatio mentalis getan, das Protektorat wieder abzuschütteln, sobald er auf dem Kaiserthrone säße. Man soll nun den guten Menilek nicht pfiffiger machen wollen, als er in Wirklichkeit war – man tut Unrecht, ihn mit dem Reflex einer europäischen Diplomatenseele zu bespiegeln.

Es ist ja richtig, daß die Italiener damals gegenüber den Bestrebungen in Tigré die Kaiserkandidatur von Menilek kräftig unterstützten. Man muß sich vergegenwärtigen, daß zu jener Zeit die Beziehungen zwischen der italienischen Kolonie in Massaua und Nordabessinien nicht gerade herzliche waren; die Anhänger von Johannes betrachteten die Italiener mit Mißtrauen. Zwar wurde der bestehende Riß äußerlich einigermaßen geflickt, und namentlich hatte sich General Gandolfi alle Mühe gegeben, den gefürchteten Ras Alula friedfertig zu stimmen. Beide hatten sich sogar bei den Friedensverhandlungen wiederholt geküßt. Das will schon etwas heißen; denn so ein hartköpfiger Ras gibt seine derben Küsse nicht so leicht her.

Aber Ras Mangascha, der Sohn von Johannes, ging wiederum seine eigenen Wege, und als Kaiser Johannes starb, hoffte er

dessen Nachfolger zu werden; die Oberherrschaft von Schoa lehnte er zunächst entschieden ab.

Anderseits lag es Menilek II. vor allen Dingen daran, sich diesmal die Kaiserwürde nicht entgehen zu lassen; seine ganze Vergangenheit, seine Abstammung und seine hervorragenden Herrschereigenschaften ließen seine Kandidatur als gegeben erscheinen. Daß er auch von Italien unterstützt wurde, vergalt er dankbar durch wichtige Konzessionen, namentlich auch durch territoriale Abtretungen im Norden. Abessinien brauchte Geld und machte damals ein Anleihen bei Italien. So ist schließlich ein Freundschaftsvertrag zustande gekommen.

Es wäre aber grundfalsch, wenn man annehmen wollte, daß Kaiser Menilek unter dem Zwang der Verhältnisse sich durch ein italienisches Protektorat in irgend einer Form hätte binden lassen. Die Kaiserwürde wurde von ihm gewiß lebhaft begehrt; aber diese durfte er nur aus der Hand seines eigenen Volkes erhalten, nicht aber durch die Gnade einer europäischen Macht.

Ein äthiopischer Herrscher kennt seine Pflichten sehr genau; eine alte, tief eingewurzelte Tradition regelt alle diese Dinge, und niemals wird ein Kaiser auch nur den Schein irgendwelcher Abhängigkeit von einem fremden Staat aufkommen lassen. Menilek wäre sofort als Landesverräter unmöglich geworden, wenn er die Selbständigkeit von Abessinien preisgegeben hätte.

Wenn Antonelli und Crispi sich nur einigermaßen in die äthiopischen Landesanschauungen vertieft hätten, hätte es ihnen sofort klar werden müssen, daß die von ihnen versuchte Ueberlistung Abessiniens rasch genug einen kräftigen Widerstand auslösen müßte. Der Volkscharakter war schon damals recht gut erforscht. Die erwähnten Herren hätten sich wenigstens mit den klassischen Studien eines Werner Munzinger etwas vertraut machen sollen. Wenn sie dessen „Ostafrikanischen Studien" nicht im Original lesen konnten, so hätten sie sich leicht eine Uebersetzung herstellen können; das wäre entschieden billiger zu stehen gekommen als ein italienisch-äthiopischer Krieg.

Daß der italienische Ministerpräsident den Mächten kurz und bündig durch die Bekanntgabe des Artikels 17 anzeigte, nunmehr habe der diplomatische Verkehr mit Abessinien über Rom zu gehen, war eine unbegreifliche Naivität. Es war noch mehr, es war eine Farce, die leider das gute italienische Volk hoch genug zu stehen kommen sollte.

Wie Antonelli in einem seiner Berichte nach Rom darlegt, hatte Kaiser Menilek anfänglich nicht den geringsten Verdacht, daß der bekannte Artikel 17 des Freundschafts- und Handelsvertrages mit Italien irgendwie Anlaß zu Unannehmlichkeiten geben könnte. Das ist offenbar zutreffend; denn ich finde in Ilgs Tagebüchern noch während des ganzen Jahres 1889 auch nicht die leiseste Andeutung, daß man sich an dem Artikel 17 gestoßen hatte. Daß die Stimmung gegenüber Italien eine durchaus herzliche war, geht aus verschiedenen Tatsachen hervor.

Zunächst meldete der äthiopische Kaiser dem König Humbert seine Thronbesteigung mit folgendem Schreiben:

Der siegreiche Löwe vom Stamme Juda Menilek II., vom Herren erwählt zum König der Könige von Aethiopien, an Seine Majestät Humbert I., König von Italien. Gruß.

Durch den Willen Gottes und durch die Liebe des Volkes hat sich das Fest meiner Krönung zum Kaiser von Aethiopien am 3. November 1889 vollzogen.

Ich hoffe durch die Gnade Gottes und mit Hilfe meiner Freunde meine Feinde zu besiegen und das geeinigte Aethiopien zu einer starken Nation zu machen. Als heute noch lieber Freund mögen Sie Ihr Gebet mit dem meinigen vereinigen, daß der Allmächtige mir helfe, meinem Volke ein gerechter und weiser Herrscher zu sein.

Geschrieben in der Stadt Antotto am 20. November 1889.

Ende Februar 1890 treffen Antonelli und Makonnen, die von Europa zurück sind, im Hauptquartier des Kaisers ein. Ras Makonnen ist ganz entzückt von seinem Aufenthalt in Rom und zeigt sich gegen die in Abessinien lebenden Europäer äußerst zuvorkommend.

Aber wenige Monate nachher sollte sich das Blatt wenden. Menilek II. erhielt auf seinen Brief nach London ein Antwortschreiben der Königin Viktoria, worin diese ihm höflich, aber be-

stimmt mitteilte, daß sie nicht in der Lage sei, den von Menilek an sie gerichteten Brief direkt zu beantworten.

Ein ähnliches Antwortschreiben traf von Kaiser Wilhelm ein, das wir hier im Wortlaut folgen lassen:

Wir Wilhelm von Gottes Gnaden deutscher Kaiser, König von Preußen ꝛc. entbieten unseren Gruß an Menilek, König der Könige von Äthiopien. Eurer Hoheit Schreiben vom 6. Februar 1882 = 15. Dezember 1889 haben wir erhalten und daraus zu unserer Genugtuung ersehen, daß Euere Hoheit bestrebt sind, die freundschaftlichen Beziehungen, welche zwischen unserem in Gott ruhenden Großvater, Kaiser Wilhelm I., und Euerer Hoheit Vorgänger, dem König Johannes von Äthiopien, bestanden haben, fortzusetzen und zu befestigen. Euere Hoheit bitten wir überzeugt zu sein, daß diese Bestrebungen unsererseits stets freundschaftliches Entgegenkommen finden werden. Euere Hoheit führen in Euerem Schreiben Klage darüber, daß seit längerer Zeit Euerem Lande die Waffeneinfuhr abgeschnitten und daß infolge davon Euer Reich Angriffen ausgesetzt sei. Wie uns nun mitgeteilt worden ist, haben Euere Hoheit inzwischen mit Seiner Majestät dem Könige Humbert von Italien, unserem treuen Freunde und Verbündeten, einen Friedens- und Freundschaftsvertrag abgeschlossen, und die italienische Regierung, welche an dem Gedeihen Eueres Landes hervorragend interessiert ist, wird Euerer Hoheit Wünsche gewiß in wohlwollende Erwägung nehmen.

Wir empfehlen Euere Hoheit und Euer Land dem Schutze des allmächtigen Gottes.

Gegeben Berlin, 9. März 1890. Wilhelm I. R.

Man kann sich unschwer vorstellen, daß die Ueberraschung am äthiopischen Hofe ebenso groß wie unangenehm war. Dem Negus Negesti dämmerte einiges auf. Man wies ihn nach Rom; er konnte nicht mehr direkt mit den europäischen Regierungen verkehren. Die Königin Viktoria war wenigstens in der Form wohlwollend, indem sie Menilek noch mit „Majestät" anredete, während dagegen der deutsche Kaiser diese Anrede durchwegs vermied und beharrlich den Titel „Hoheit" anwendete, dagegen den König von Italien als „Majestät" behandelte. Damit war doch deutlich zum Ausdruck gebracht, daß man Menilek als Vasallen von Italien ansah. In dieser Beziehung herrschte in London wie in Berlin eine vollkommen übereinstimmende Auffassung. Menilek war also keine unabhängige „Majestät" mehr, er war nur noch „Hoheit"! Es scheint einiges in die klerikalen Kreise durchgesickert zu sein, wobei vermutlich die Kaiserin die Hand im Spiele hatte, und die abessi-

nische Priesterschaft begann plötzlich gegenüber den Europäern eine sehr unfreundliche Haltung einzunehmen.

Im Juli 1890 kam Graf Salimbeni mit seinem Sekretär nach Schoa, um in der Eigenschaft eines offiziellen Vertreters von Italien seine Tätigkeit als Generalresident bei Menilek aufzunehmen. Man empfing ihn sehr kühl.

Indessen anerkennt Ilg seinen verträglichen Charakter, der sehr vorteilhaft gegen den des Antonelli absteche. Aber seine Aufgabe war nicht gerade dankbar; namentlich bot die Grenzregulierung zwischen dem äthiopischen Gebiet und demjenigen der italienischen Kolonie erhebliche Schwierigkeiten.

Inzwischen war Ilg vom Kaiser in die Einzelheiten des Vertrages von Utschalli eingeweiht worden. Durch das bekannte Antwortschreiben der Königin Viktoria kam Ilg sofort auf die Vermutung, es möchte etwas in diesem Vertrage nicht in Ordnung sein. Unverzüglich verglich er den amharischen und den italienischen Text und entdeckte den dubiosen Artikel, dessen italienische Fassung das Verhalten Englands verständlich machte. Er war also der Erste, der den Kaiser aufklärte, daß die italienische Fassung des Artikels 17 einen ganz anderen Sinn hatte als der amharische Text.

Ich finde zum ersten Mal eine einschlägige Bemerkung in den Tagebüchern in einem Briefe vom 23. August an seinen Reisegenossen Zimmermann, die lautet: „Ob sich so leicht ein im Vertrage eingeschlichener Fehler wird gut machen lassen, ist eine andere Frage.“

Der durch diese eigentümliche Sachlage beunruhigte Menilek schrieb nun im September 1890 an den König von Italien nachfolgenden Brief:

Der siegreiche Löwe vom Stamme Juda, Menilek II., vom Herrn zum König der Könige von Aethiopien erwählt, an unseren Freund und Bruder, Seine Majestät König Humbert, König von Italien. Gruß!

Nachdem ich anläßlich des Festes meiner Krönung den befreundeten Mächten Europas die Nachricht von meiner Thronbesteigung übermittelt habe, fand ich in deren Antworten etwas, was für mein Reich demütigend ist. Der Grund liegt im Artikel 17 des Vertrages von Utschalli, vom 25. Miazya 1881. Nachdem wir den genannten Artikel von neuem studiert haben, haben wir festgestellt,

daß die amharische Fassung und die Uebersetzung ins Italienische nicht übereinstimmen.

Als ich den Vertrag aus Freundschaft für Italien gemacht habe, damit unsere Geheimnisse gewahrt bleiben und unsere Angelegenheiten nicht verdorben werden, habe ich gesagt, daß unsere geschäftlichen Angelegenheiten in Europa freundschaftlich mit Hilfe des Königreiches Italien behandelt werden könnten; aber ich habe keinen Vertrag gemacht, der mich dazu nötigt.

Ihre Majestät versteht wohl, daß eine unabhängige Macht die Mithülfe einer anderen nur aus Freundschaft suchen wird. Uebrigens wollen Sie den Artikel 19 des Vertrages von Utschalli wohl beachten, in welchem festgestellt wird, daß die beiden Texte in beiden Sprachen nur dann gültig sind, wenn sie genau übereinstimmen.

Der Artikel 17 sagt, daß ich mich der Vermittlung Italiens bedienen kann; aber er sagt nicht, daß ich einwillige, mich für alle Geschäfte mit den europäischen Mächten Italiens zu bedienen.

Als ich im Moment des Vertragsabschlusses mit Antonelli sprach, frug ich ihn sehr ernst, und er antwortete mir: „Wenn es Ihnen paßt, so können Sie sich unserer Vermittlung bedienen; wenn es Ihnen nicht paßt, können Sie frei darauf verzichten;" ich sagte ihm: „Von dem Momente an, da dies Sache der Freundschaft ist, warum sollte ich mich anderer Leute für meine Beziehungen bedienen?" Aber ich habe zu jener Zeit keinerlei bindende Verpflichtungen eingegangen und heute noch bin ich nicht der Mann, solche einzugehen, und Sie gleicherweise werden mir nicht sagen, sie anzunehmen.

Jetzt hoffe ich, daß Sie zur Ehre Ihres Freundes den im Artikel 17 begangenen Irrtum berichtigen lassen und den Mächten, denen Sie von dem genannten Artikel Mitteilung gemacht hatten, von dem Irrtum Kenntnis geben.

Ich bitte Gott, daß er Ihnen ein langes Leben schenke und unsere Freundschaft vor jeder Störung bewahre.

Es ist das eine kaiserliche Sprache, aus der das Selbstbewußtsein des Aethiopiers spricht und die man in Rom sicher verstanden hat.

Da Graf Salimbeni keinen Erfolg hatte, wurde Antonelli auf diesen Brief hin als außerordentlicher Bevollmächtigter beauftragt, die weiteren Verhandlungen aufzunehmen.

Er berichtet unterm 20. Dezember nach Rom, daß er vom Kaiser wenn auch nicht mit übermäßiger Wärme, so doch würdig und freundlich empfangen worden sei. Immerhin muß er ein Vorkommnis melden, das für die herrschende Strömung sehr bezeichnend ist. Makonnen hatte in Italien ein Anleihen von zwei Millionen für Abessinien kontrahiert. Kaiser Menilek selbst fand unter den obwaltenden Verhältnissen dieses Anleihen für gefährlich und be-

schloß die sofortige Rückzahlung. Da die Staatskasse hiefür nicht ausreichte, erließ er auf Ilgs Rat im Lande einen Aufruf zu freiwilligen Beiträgen. Der Erfolg war, daß von allen Seiten Kisten mit blanken Talern geschickt wurden, so daß das gemachte Anleihen in kürzester Frist zurückbezahlt werden konnte, obschon damals eine Hungersnot herrschte und man in Italien große Nachgiebigkeit erwartet hatte.

„Ma non è così; l' orgoglio è piu forte della fame“, schreibt Antonelli.

Und nun kamen Verhandlungen, die den Artikel 17 des Vertrages betrafen.

Ich lasse zunächst die Darstellung von Antonelli folgen:

Der Kaiser erklärte, daß der genannte Artikel ihm erst verdächtig wurde, als die Briefe von Kaiser Wilhelm und der Königin Viktoria eintrafen, aus denen er ersehen mußte, daß er von Italien abhängig sei. Diese Abhängigkeit sei für ihn demütigend, und es sei niemals gemeint gewesen, daß es so sei.

Der Kaiser fragte ihn an, ob der fragliche Artikel im Italienischen dem Sinne des amharischen Textes entspreche.

Ich antwortete Seiner Majestät, sagt Antonelli, daß die italienische Regierung jenen Artikel unterdrücken, aber nicht korrigieren könne, weil er von seinem Dolmetscher unrichtig übersetzt worden sei.

Er fügte jedoch schlauerweise hinzu, daß im Falle der Unterdrückung dieses Artikels Italien keine Verpflichtung übernehmen könne, welche die Unverletzlichkeit des äthiopischen Reiches sicherstelle.

Alsdann bemerkte Menilek, daß man eine Lösung finden müsse, die Italien befriedige, aber für Aethiopien nichts Entehrendes enthalte, da dieses niemals irgend ein Protektorat annehmen werde.

Den sehr belebten Verhandlungen wohnte auch Graf Salimbeni bei. Lange Erörterungen betrafen den Begriff Protektorat.

Es scheint, daß Antonelli alle möglichen Auswege versucht hat, um den Kaiser zu fangen; aber dieser war nun einmal mißtrauisch geworden. Auch die Kaiserin nahm lebhaften Anteil an diesen

Fragen und scheint bei ihrer temperamentvollen Art gelegentlich dem Abgesandten Antonelli eine sehr eindringliche Vorlesung über diplomatische Ehrlichkeit gehalten zu haben, soviel man mir damals darüber berichtete. Schließlich machte der italienische Diplomat den Vorschag, den Artikel 17 zu unterdrücken und an dessen Stelle die Bestimmungen zu setzen, daß der Kaiser von Aethiopien verhindern werde, daß irgend eine andere Nation das Protekterat über Abessinien erhalte und daß der Kaiser von Aethiopien die italienische Regierung beauftrage, die Rechte, die Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit des äthiopischen Reiches gegenüber anderen Mächten zu wahren.

Bei dem am Hofe mächtigen Ras Makonnen und beim Bischof Matheos wurde eingewirkt, um die Annahme dieser Aenderungen durchzubringen. Aber der Kaiser war nun einmal verstimmt und erklärte schließlich: Entweder sei der Artikel 17 zu „radieren", wie er sich ausdrückte, oder der italienische Text müsse so berichtigt werden, daß er dem amharischen Text entspreche. Als Makonnen für die Annahme der Antonellischen Vorschläge ein gutes Wort einlegen wollte, erklärte die Kaiserin kurz und bündig, er tue das, weil er von den Italienern bezahlt sei.

Der Standpunkt Menileks war der einzig logische. Die Sachlage war ja furchtbar einfach. War bei der Uebersetzung ein Fehler unterlaufen, so berichtigte man ihn einfach. Der Artikel 19 des Vertrages sagt ja ausdrücklich, daß der amharische und der italienische Vertrag verbindlich seien, wenn die beiden Auslegungen vollkommen übereinstimmen. Ist das nicht der Fall, so ist selbstverständlich nur der amharische Text verbindlich. Eine lange Diskussion war somit gegenstandslos, und bei einer halbwegs vornehmen diplomatischen Haltung Antonellis mußte sich die ganze Angelegenheit rasch erledigen lassen.

Daß in machiavellistischer Weise nun lange gemarktet wurde, ist nur so zu erklären, daß Antonelli von Rom aus schon vor dem Vertragsabschluß bestimmte Weisungen hatte, die ihm vom Ministerpräsidenten Francesco Crispi erteilt waren.

Es ist dies eine Vermutung, welche die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat, freilich sich nicht aktenmäßig feststellen läßt; denn bekanntlich sind die Akten über den italienisch-abessinischen Konflikt aus dem Archiv des Ministeriums verschwunden, und Crispi mußte gute Gründe haben, sie verschwinden zu lassen. Als Crispi starb, hatte seine Frau jene Akten rechtzeitig in Sicherheit gebracht; sie war also in die Sache eingeweiht.

Die ganze damalige Sachlage hat Makonnen wohl richtig beurteilt, wenn er sagte: „Conte Antonelli, il suo affare è finito."

In seiner letzten Zusammenkunft mit dem Kaiser und der Kaiserin machte Antonelli geltend, die italienische Regierung könne den Text nicht abändern, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben, und der Kaiser möchte es schriftlich geben, daß er den italienischen Text anerkenne. Darauf rief die Kaiserin aus: „Auch wir haben unsere Würde zu behaupten. Sie wollen, daß die anderen Mächte glauben, wir stehen unter Ihrem Protektorat. Aber das wird niemals der Fall sein."

Die Sitzung tönte in einem Mißklang aus, und Antonelli reiste im Februar ab, um nach Rom zurückzukehren. Ich kreuzte damals, es war Anfang April 1891, den flügellahmen Diplomaten in Port Said. Es sei hier bemerkt, daß Antonelli von Ilg und von seiner Umgebung wiederholt ermahnt wurde, den Bogen nicht allzu straff zu spannen und es nicht zum Bruche kommen zu lassen. Aber wie ich damals von Antonio Cecchi, dem berühmten Kaffeereisenden und Generalkonsul in Aden, erfuhr, war Antonelli vollkommen taub gegen alle noch so wohlgemeinten Warnungen.

Auch die Tagebücher von Alfred Ilg enthalten eine genaue Darstellung der erwähnten Vorgänge. Ich lasse diese hier folgen, weil sie jedenfalls der Wahrheit vollkommen entspricht. Er schreibt:

„Wie vorauszusehen war, suchte Antonelli die Schuld an der Uebersetzung auf Grasmatsch Josef abzuwälzen, der natürlich leichtes Spiel hatte, diese Zumutung zurückzuweisen, da er erstens nicht Italienisch versteht und zweitens sämtliche Unterhandlungen seinerzeit in amharischer Sprache gepflogen worden, wobei sich Antonelli

wohl gehütet hatte, die Idee eines Protektorates durchblicken zu lassen. Der Kaiser machte Antonelli den direkten Vorwurf, wissentlich nicht nur ihm, sondern sogar seine eigene Regierung getäuscht zu haben, zeigte sich aber bereit, entweder den Artikel 17, wie er im Amharischen besteht, stehen zu lassen oder aber dann den Artikel 17 in beiden Texten vollständig zu streichen. Antonelli suchte den Kaiser zu bewegen, stillschweigend bis zum Ablauf des Vertrages beide Texte anerkennen zu wollen, worauf natürlich der Kaiser aus guten Gründen nicht eintreten wollte. Nach langen Unterhandlungen, in welchen Antonelli sogar mit Drohungen Nachdruck zu verschaffen suchte, war schließlich ein Uebereinkommen getroffen, nach welchem der Artikel 17 vollständig annulliert, der Kaiser hingegen die italienische Regierung schriftlich mit seiner Vertretung beauftragte und sich engagierte, diese Vertretung allen Mächten anzuzeigen. Nachdem bereits die betreffenden Schriftstücke aufgesetzt, beiderseits auch unterzeichnet, kam plötzlich Antonelli, ob infolge Ankunft des Dr. Traversi von der Küste oder weil ihn sein Entschluß gereut, nach drei Tagen mit jenen Dokumenten zurück, sich beim Kaiser beklagend, man habe ihn getäuscht, das ihm vorgezeigte Brouillon habe anders gelautet als das von ihm mitunterzeichnete Original, hierauf vor dem Ras[1] sein Original zerrissen und die Unterhandlungen für abgebrochen erklärt. Seine Gründe sind durchaus haltlos; es müssen andere Gründe im Spiele sein, die ihn zu diesem Benehmen veranlaßten.

„Natürlich war der Kaiser höchst aufgebracht, daß Antonelli die stipulierte Konvention zerrissen, ohne ihm erst seine Klagen vorgelegt zu haben, und machte ihm auch seine Bemerkungen, die der Graf mit seinem Abschiedsgesuch erwiderte, und zwar sowohl für ihn als Graf Salimbeni und Dr. Traversi. Der Kaiser bewilligte ohne Zögern seine Abreise, und Knall auf Fall reisten hierauf die drei Repräsentanten der italienischen Regierung von hier über Harar ab, ohne jemanden, sogar der Kaiserin nicht, Adieu gesagt

[1] Wohl Ras Makonnen.

zu haben. Obwohl ostentativ genug, machte doch ihre Abreise nicht den geringsten Eindruck und scheint sich der Kaiser wenig darum zu kümmern, namentlich deshalb, weil er der festen Ueberzeugung, daß die italienische Regierung nicht ihn für eine Täuschung verantwortlich machen werde, an welcher er absolut keine Schuld trägt."

Soweit die Darstellung von A. Ilg, welche die damalige Situation scharf beleuchtet. Noch eingehender sprach sich Ilg in seinem Vortrage aus, den er 1896 im Schoße der zürcherischen Ethnographischen Gesellschaft gehalten hat. Da mir das Manuskript dieses Vortrages vorliegt, so gebe ich diese interessante Stelle wörtlich:

„Italien sandte Anfang 1890 den Grafen Salimbeni, um König Menilek zu beruhigen; doch dieser verlangte peremtorisch sofortige Avertierung der europäischen Mächte von der Unrichtigkeit des ihnen von Seite Italiens speziell mitgeteilten Artikels 17. Davon wollte aber weder Salimbeni noch der nachträglich Ende 1890 schleunigst nachgesandte Graf Antonelli etwas wissen, indem sie erklärten, daß die italienische Regierung es mit ihrer Ehre unvereinbar halte, ihr den europäischen Mächten angemeldetes Protektorat, weil auf einem Uebersetzungsfehler basiert, zu widerrufen. Graf Antonelli versuchte noch, den König dazu zu bringen, einen Additionsvertrag zu unterzeichnen, laut welchem der Artikel 17 abgeschafft, annulliert worden wäre, der aber dafür den neuen Artikel enthielt: ‚Der König der Könige von Aethiopien gibt der italienischen Regierung den Auftrag, die Rechte, die Unabhängigkeit und die Integrität des äthiopischen Kaiserreiches den andern Mächten gegenüber zu garantieren.' Doch auch hierauf wollte Menilek nicht eingehen, da obiger Artikel wieder nur eine andere, verdecktere Form des beanstandeten Artikels 17 war. Dasselbe Schicksal erlitt ein anderer Entwurf, in welchem es hieß: ‚Im Interesse des guten Einvernehmens zwischen Aethiopien und Italien sind König Menilek und P. Antonelli, bevollmächtigter Gesandter Italiens, übereingekommen, den Artikel 17 des Vertrages von Utschalli bleiben zu lassen.' Um aber dem König von Italien sein Vertrauen zu

beweisen, werde König Menilek ihn beauftragen, sich mit Aethiopiens Vertretung in Europa zu befassen. Bei der definitiven Redaktion dieses Entwurfes fand König Menilek, daß der Ausdruck ‚bleiben zu lassen' zu unbestimmt, und ersetzte denselben durch den Ausdruck ‚zu streichen' oder vielmehr wörtlich ‚zu radieren', und wurde dies Uebereinkommen von König Menilek wie dem bevollmächtigten Gesandten Grafen Antonelli unterzeichnet. Drei Tage nach der Unterzeichnung kam dann plötzlich Antonelli wütend zum Könige und behauptete, daß die Redaktion des Zusatzvertrages gefälscht sei, daß er nie den Ausdruck ‚zu streichen' angenommen habe, und zerriß den Vertrag mit den Unterschriften, verlangte auch Rückgabe des von ihm ebenfalls unterzeichneten Duplikates in Händen des Königs. Dieser aber, höchst erzürnt, erwiderte Antonelli, daß man nicht dulde, daß man ein Schriftstück mit seinem Siegel einfach zerreiße, daß er dergleichen diplomatische Unterhandlungen nicht kenne, und verweigerte die Herausgabe seines Duplikates. Darauf warf Antonelli dem Könige die Aeußerung entgegen, es sei dies Diebsarbeit, und hoffte vielleicht durch diese unverschämte Provozierung den König zu einem Gewaltakt zu verleiten, die jede weitere Erörterung unnötig gemacht hätte. Doch in ruhiger Würde antwortete König Menilek, er könne als Fürst nicht von dem Diener eines andern beschimpft werden, König Humbert möge dies selber tun, falls dies seine Absicht sei. Antonelli möge unverzüglich sein Land verlassen; mit ihm habe er nichts mehr zu verlieren. Antonelli raffte denn auch in aller Eile seine Sachen zusammen und zog ans Meer seiner Heimat zu, von Ras Makonnen bis nach Harar begleitet, welch letzterem der König noch den strengen Befehl gegeben, dafür sorgen zu wollen, daß Antonellis Maultier auf seinem Wege keinen Stein finde, über welchen es stolpern könnte. Nach alter Gewohnheit sandte Menilek dem Grafen Antonelli noch ein prächtiges Maultier mit reicher Ausrüstung zur Heimreise, und als Antonelli mit stolzer Gebärde dem Ueberbringer 50 Taler hinwarf, äußerte sich Menilek, dem dies überbracht worden: ‚Als Trinkgeld zu viel, zum Bezahlen zu wenig,

unsinnig wie seine ganze Handlungsweise.' Unverrichteter Dinge zog also Antonelli mit Salimbeni und Traversi sich aus Abessinien zurück, nachdem er dem Könige erklärt hatte, daß dem Abbruch der Verhandlungen die Kriegserklärung auf dem Fuße folgen werde."

Soweit die Darstellung der Vorgänge nach A. Ilg.

In Abessinien ließ man sich nicht weiter stören und hatte energisch auf die Erweiterung des Reiches Bedacht genommen. Die Truppen von Ras Makonnen hatten von Harar aus einen Vorstoß nach dem Ogaden unternommen und dieses teilweise erobert. Wie ich im Herbst 1891 dort vernahm, standen die südlichsten Vorposten der Abessinier bei Jme am mittleren Webi und unternahmen eine ausgedehnte Razzia, um bei den Ogadenleuten die stark dezimierten Viehbestände Abessiniens wieder zu ergänzen.

Sehr bezeichnend ist die damalige Haltung von Ras Makonnen, der trotz dem Abbruch der Beziehungen zu Antonelli Italien erneute Freundschaftsbeweise gab. Das ist echt abessinisch; denn wenn man einen gefährlichen Gegner vor sich hat, pflegt man ihn mit Artigkeiten zu überhäufen. Ilg aber bemerkt in seinen Tagebüchern: „Der Kaiser wird gut tun, sich mit den Italienern sehr in acht zu nehmen; sie wollen jetzt eine Doppelpolitik versuchen, mit dem Kaiser tun, als ob sie beste Freunde wären, dasselbe auch mit den Tigréfürsten, und dann gelegentlich die beiden gegen einander hetzen."

Ende Mai 1891 reiste Ilg nach Europa; er war schon Mitte Juli in Harar, Anfang August in Djbuti und traf Ende August in Zürich ein. Er spielte bereits eine politisch bedeutungsvolle Rolle. Der Antagonismus zwischen ihm und Antonelli begann seine ganze Schärfe anzunehmen. Der letztere hatte Ilg schon in Abessinien überall verleumdet und eröffnete in der italienischen Presse einen gehässigen Feldzug gegen unsern Landsmann. Die Partei Crispi schürte wacker, und die Stimmung gegen die Schweiz wurde deswegen in manchen Kreisen recht unfreundlich. Aus alledem geht hervor, daß man den bedeutenden Einfluß, den A. Ilg am äthiopischen Hofe gewonnen hatte, vollkommen richtig einschätzte.

Antonelli hätte nach seinem Mißerfolg in Abessinien alle Ursache gehabt, sich etwas zurückzuhalten; aber mit der Unterstützung von Crispi entfaltete er in Rom ein starkes Demagogentum und gelangte in die Kammer.

Crispi wurde Anfang 1891 (31. Januar) gestürzt und an seine Stelle Marchese di Rudini als Ministerpräsident berufen. Dieser nüchterne Staatsmann war eine durchaus vornehme Natur, und er suchte auf friedlichem Wege die Beziehungen zu Abessinien zu regeln. Aber Antonelli, der natürlich mit den Verhältnissen genau vertraut war, schuf ihm in der Kammer fortwährend Verlegenheiten. Daher suchte sich Marchese di Rudini authentisches Material zu verschaffen, und er wünschte eine private Zusammenkunft mit Alfred Ilg, welche in Rom erfolgen sollte. Rudini war eng befreundet mit dem damaligen Sindaco von Rom, dem Fürsten Emanuele Ruspoli, mit dessen Sohn Eugenio Ruspoli ich kurz vorher im Somaliland reiste und seit jener Zeit befreundet war. Der junge Fürst Ruspoli telegraphierte mir im Frühjahr 1892 von Rom aus, ob er zurzeit Ilg in Zürich treffen könne, da er in wichtigen Angelegenheiten mit ihm zu verkehren habe. Wenige Tage nach meiner telegraphischen Antwort erschien Eugenio Ruspoli in Zürich und wies mir einen Brief von Di Rudini vor mit der Bitte, meinen Einfluß bei Ilg geltend zu machen, damit er nach Rom komme. Ich übernahm diese Vermittlerrolle und suchte Ilg zu bestimmen, auf die Bitte des italienischen Ministerpräsidenten einzugehen. Aber er witterte eine Falle und lehnte dies schroff ab, indem er mir bemerkte: „Ich habe genug von den Italienern; ich habe soviel für sie getan und nur Undank geerntet. Ich gehe nicht nach Rom!" Ich bat meinen Freund Fürst Ruspoli, eine bessere Laune abzuwarten. Nachdem ich zwei Wochen hindurch Ilg wiederholt mit der römischen Angelegenheit belästigt hatte, hörte er wenigstens auf meine Argumente. Ich machte ihm klar, daß er es mit Männern von vornehmer Gesinnung zu tun habe und möglicherweise später wichtige Beziehungen mit diesen einflußreichen Persönlichkeiten unterhalten könne. Schließlich gab er seinen Widerstand auf und



Eroberung der italienischen Kanonen in der Schlacht von Adua
Nach einem Gemälde des abessinischen Malers Abba-Elias
im Privatbesitz der Familie Ilg

ging nach Rom, um Antonelli zu entwaffnen, ließ sich jedoch vom schweizerischen Bundesrate sicheres Geleit erwirken. Er wurde mit Auszeichnung im Palais des römischen Sindaco aufgenommen und war dort Gast. In diesem Hause verkehrte er mit dem Ministerpräsidenten, dem er die ganze Sachlage in Abessinien und namentlich auch das Verhalten Antonellis ohne jede Schminke dargelegt.

Bei dieser Gelegenheit machte man Ilg noch den Vorschlag, eine Audienz beim König Umberto nachzusuchen, da letzterer den lebhaften Wunsch geäußert hatte, unsern Landsmann persönlich kennen zu lernen. Indessen lehnte Ilg eine Vorstellung beim König ab mit der Begründung, daß Kaiser Menilek leicht mißtrauisch werden könnte. Um aber dem Wunsch des Königs dennoch zu entsprechen, wurde vereinbart, daß Fürst Ruspoli zusammen mit Ilg ausfahren und auf einem bestimmten Platz wiederholt an dem königlichen Wagen langsam vorbeifahren solle. So fand eine unauffällige Begegnung zwischen König Umberto und Alfred Ilg statt.

Nach Zürich zurückgekehrt, äußerte er sich mir gegenüber sehr erfreut über die gute Aufnahme in Rom und gab zu, daß ich ihm richtig geraten habe. Später, bald nach der Katastrophe von Adua, sollte sich die Tragweite dieses Besuches im ganzen Umfang bemerkbar machen.

Vorläufig war Di Rudini in der Lage, auf Grund von authentischen Tatsachen dem Demagogen Antonelli in der Kammer gründlich heimzuleuchten. Dieser wurde sehr verblüfft und hatte zunächst gar keine Ahnung, daß diese „lavata di testa completa“ von Zürich aus besorgt wurde.

Inzwischen gingen die Dinge in Abessinien nicht vorwärts, da der Kaiser gründlich verstimmt war. Auch war er durch innere Nöte stark in Sorge geraten. Die Italiener hatten 1889 eine Viehseuche in Massaua eingeschleppt, die sich über ganz Abessinien verbreitete und die Herden dahinraffte; dazu gesellte sich eine Blatternepidemie und eine Typhusepidemie, welcher zahlreiche Menschen zum Opfer fielen. Um das Unglück voll zu machen, traten die Raupen so massenhaft auf, daß sie die Saaten zerstörten.

Was sie etwa noch übrig gelassen, wurde durch die Heuschreckenschwärme vernichtet. Elend und Hungersnot wurden allgemein, da die Bauern keine Ochsen mehr zum Pflügen hatten und das Getreide zugrunde ging. Menilek mußte sich in einer Proklamation an das schwer heimgesuchte Volk wenden und ordnete öffentliche Gebete im ganzen Lande an.

Es kam nicht selten vor, daß wohlhabende Bauern ihre ganze Habe verloren und Selbstmord begingen. Ich habe im Frühjahr 1891 die Folgen dieses Elendes mit eigenen Augen ansehen können. Als ich mich von Massaua aus nach Monkullu und Saati begab, lagen am Wege Hunderte von Abessiniern, Männer, Frauen und Kinder, die mit dem Tode rangen; sie waren von Tigré herabgekommen, um in Massaua vielleicht eine Handvoll Durrah zu erbetteln, damit ihr Hunger gestillt werde. Viele ermatteten unterwegs und starben. Manche lagen am Wege, denen wir ein Stück Brot in die Hand drückten – sie hatten nicht einmal mehr die Kraft, dasselbe zum Munde zu führen; Säuglinge schrien und suchten die Mutterbrust; aber die Mutter war tot. Die schwedische Mission tat ihr möglichstes, um die Leute zu retten; aber bei diesem Massenelend war Hilfe unmöglich.

Im Herbst 1892 reiste A. Ilg wieder von Europa ab, um sich nach Abessinien zu begeben. Solange Di Rudini am Ruder war, erschienen kriegerische Verwicklungen nicht als wahrscheinlich; indessen arbeitete Crispi unaufhörlich an seinem Sturze, und er erreichte sein Ziel, indem 1893 Marchese di Rudini zurücktrat. Francesco Crispi wurde neuerdings Ministerpräsident, und damit hatte die Kriegspartei Oberwasser erlangt.

Noch im gleichen Jahre erschien der Italiener Dr. Traversi in politischer Mission in Abessinien und versuchte den Kaiser zu ängstigen, indem er neuerdings den Versuch unternahm, die Abhängigkeit Abessiniens von Italien zur Anerkennung zu bringen.

Nachdem Menilek den Vertrag von Utschalli gekündigt hatte, wurde ihm durch diesen italienischen Unterhändler bemerkt, das gehe nicht an. Er überbrachte auch Schreiben von England und Deutsch-

land, die in gleichem Sinne lauteten. Frankreich nahm eine schwankende Stellung ein und soll der italienischen Regierung mitgeteilt haben, daß die Kündigung des Vertrages unbeantwortet bleiben werde.

Unser Landsmann, der immer stärker in die auswärtige Politik Abessiniens eingriff, verhehlte seinem Kaiser den ganzen Ernst der Lage nicht und drängte ihn zu Kriegsvorbereitungen, da über kurz oder lang Italien zu einer Aktion übergehen müßte. Er empfahl auch eine engere Anlehnung an Frankreich.

Nach Ilgs Auffassung suchte Dr. Traversi einen Bruch herbeizuführen, und in italienischen Kreisen Aethiopiens sprach man es ganz offen aus, daß Italien bisher zu wenig erreicht habe und es nur eine Lösung für die Zukunft gebe, die darin bestehe, den König Umberto zum Kaiser von Abessinien krönen zu lassen. Mehr und mehr suchte sich Menilek nun an Frankreich anzuklammern, und er versprach, dieses Land soweit zu begünstigen, als es in seiner Macht liege.

Gegen Ende des Jahres 1894 reiste Ilg abermals nach Europa. Geschäftliche Aufträge, die für den äthiopischen Kaiser zu besorgen waren, dann eigene Angelegenheiten, insbesondere das Eisenbahnprojekt, von dem noch einläßlicher zu reden sein wird, und dessen Förderung nahmen ihn stark in Anspruch. Aber auch die politische Situation verlangte erhöhte Aufmerksamkeit, und ein reger Briefverkehr mit dem Kaiser erhielt diesen fortwährend auf dem laufenden. Auch mit der Kaiserin, die sich lebhaft um die politischen Vorgänge kümmerte, entspann sich ein Briefwechsel.

Schon von Djbuti aus läßt Ilg dem Kaiser Warnungen zugehen und gibt ihm den Rat, weder England noch Italien allzusehr zu trauen. Er schreibt ihm, daß die italienische Mission, mit der Oberst Piano betraut gewesen sei, zwar eine sehr gute Aufnahme in Abessinien rühmend anerkenne; aber trotzdem glaube man nicht an eine friedliche Lösung der Beziehungen zwischen Italien und Abessinien. Verdächtig sei, daß Graf Antonelli in geheimer Mission nach London geschickt worden sei. Auch habe sich der Oberst Piano im engeren Kreise geäußert, daß sich die obschwebenden Dif-

ferenzen nur durch Blei entscheiden lassen. Daher werde Aethiopien gut tun, seine Patronen nicht unnütz zu verschießen und sich von den Ereignissen nicht überraschen zu lassen.

Als erfreuliche Nachricht kann Ilg berichten, daß Frankreich gesonnen sei, der Unabhängigkeit des abessinischen Reiches möglichst Vorschub zu leisten. Es war dies um so erfreulicher, als der Vertreter Italiens in Paris, wie Ilg später in Erfahrung brachte, die Intrige begangen hatte, dem Minister Hanotaux zu berichten, Kaiser Menilek treibe ein zweideutiges Spiel, indem er Frankreich gegenüber Freundschaft heuchle, gleichzeitig aber alle politischen Briefe, die er von Ilg und Chefneux erhalte, der italienischen Regierung übermittle und so Frankreich wie Italien zu gleicher Zeit täusche. Indem Ilg dieses Manöver in Paris entlarvt, schreibt er dem Kaiser Menilek: „Ich habe wohl nicht nötig zu wiederholen, daß Eure Majestät von Italien nichts Gutes zu erwarten hat und daher im Verkehr mit dieser Macht die größte Vorsicht beobachten möge.“ (Brief an Menilek II. vom 10. Dezember 1894.) Auch die Kaiserin wird in gleicher Weise gewarnt, wie aus nachfolgendem Brief vom 9. Januar 1895 hervorgeht:

A Sa Majesté Taïtou, Impératrice d'Ethiopie.

Majesté, Enchanté de la lettre dont V. M. a bien voulu m'honorer, je me fais un plaisir de Vous envoyer ce que Vous demandez par Djbuti et Harar avec les explications nécessaires. J'espère que Monsieur Chefneux soit bien arrivé dans le beau pays de Votre Majesté et je suis persuadé qu'il y a été reçu comme un vieil et fidèle ami de l'Ethiopie. Ici en Europe l'Ethiopie gagne toujours des nouveaux amis et nous travaillons tous à la faire aimer et respecter.

Monsieur le ministre Crispi est beaucoup attaqué en Italie, mais il vient de marier sa fille avec un prince italien et le Roi Humbert le traite en ami.

L'Ethiopie a toutes les raisons de se méfier du ministre Crispi qui n'a jamais voulu du bien à l'Ethiopie. Une nouvelle preuve c'est l'expédition du général Baratieri à Adoua. J'espère que Sa Majesté ne se fâche pas aujourd'hui, le moment n'est pas encore venu de s'expliquer carrément avec l'Italie, mais ce qu'il faut surveiller c'est la conduite de Ras Mangacha au Tigré et des autres chefs là-bas et je crois que Sa Majesté fait bien d'aller pour quelques mois à Boroméda et même jusque dans l'Edjou.

J'espère aussi que Sa Majesté donne ordre à Abdurahman de se sou-

mettre ou alors d'y envoyer Dedjas Tessama et Fitaurari Taklé, il ne faut pas laisser échapper cette belle et riche province.

Que Votre Majesté me pardonne, si je me permets d'exprimer ma pensée, j'espère le faire pour le bien de la belle Ethiopie et dans l'intérêt de Leurs Majestés.

Que le Tout-puissant Vous garde dans sa sainte protection.

Votre bien dévoué Alfred Ilg.

Im Juli 1895 meldet Ilg dem Kaiser Menilek von Zürich aus, daß die Stimmung der französischen Regierung gegenüber Abessinien sehr günstig sei, dagegen England und Italien drohen, Aethiopien mit Krieg zu überziehen.

„Ich habe erfahren, daß die italienische Regierung den andern Mächten mitgeteilt hat, daß sie eine große Expedition in Aethiopien vorhabe, um Eure Majestät zu zwingen, ihr Protektorat anzuerkennen, daß sie auf die Neutralität der Mächte zähle, ebenso auf die strenge Unterdrückung der Einfuhr von Waffen und Munition nach Aethiopien. Ich habe ebenso erfahren, daß Italien 50 bis 60 Millionen zu entlehnen sucht, um diese Expedition zu unternehmen, und die Absicht hat, im Monat Oktober und November die Truppen zu schicken, vielleicht über Zeila bis Harar vorzudringen, obwohl ich überzeugt bin, daß Frankreich und Rußland sich mit aller Kraft widersetzen; nur kann man sich nie auf die Diplomatie verlassen. Auf alle Fälle ist es besser, sich auf seine eigene Kraft zu verlassen als auf diejenige anderer."

Kaiser Menilek wünschte den Krieg nicht. Er wies auf die gedrückte Lage des Landes hin, das durch die Plagen der letzten Jahre schwer gelitten hatte. Er übernahm nur ungern die Verantwortung, neuerdings das Leben seiner Soldaten aufs Spiel zu setzen und viele seiner Heerführer zu verlieren. Aber er sah doch klar ein, daß er sich zum Kampfe rüsten müsse, um sein Land zu verteidigen. Ohne daß jemand es bemerkte, ließ er strategische Straßen nach Tigré bauen und etappenweise Getreidemagazine mit Vorräten anlegen. Als er die Unmöglichkeit einsah, einem Kriege auszuweichen, die Haltung der Italiener in Tigré drohend wurde und General Oreste Baratieri auf dem Hochplateau ver-

schiedene Erfolge erzielt hatte, ja, Ras Mangascha ernstlich bedrohte, sammelte er sein Heer. Er wollte die Tigriner nicht im Stiche lassen, sondern das Ansehen des Reiches wahren. Am 17. September 1895 ließ er vor seiner Residenz die großen Standarten entfalten und durch Paukenschläge das Volk versammeln, um die Proklamation zum Kriege verlesen zu lassen.

Diese historisch denkwürdige Proklamation hatte folgenden Wortlaut:

Hört! Hört! Möge derjenige das Gehör verlieren, der Feind ist unseres Glaubens und unseres Vaterlandes.

Hört! Hört! Möge derjenige das Gehör verlieren, der Feind ist unseres Herrschers Menilek.

Hört! Hört! Möge derjenige das Gehör verlieren, der Feind ist der heiligen Jungfrau Maria.

Bis zu heutiger Stunde hat uns der Allmächtige die Gnade verliehen, unser Aethiopien zu erhalten, unsere Feinde zu besiegen, unser Vaterland wieder aufzurichten.

Durch die Gnade Gottes habe ich bis heute regiert und, sollte mein Tod nahe sein, mich bekümmert dies nicht; der Tod ist unser aller Schicksal. Bis zur heutigen Stunde hat mich Gott vor Demütigungen bewahrt; er wird uns auch in Zukunft beistehen.

Ein Feind hat das Meer überschritten, unsere Grenzen verletzt und bedroht unser Vaterland und unseren Glauben. Ich habe alles ertragen und nur zu lange gewartet; ich habe es getan, um unser Land zu schonen, das im Laufe der letzten Jahre durch Plagen aller Art so schwer geprüft worden ist. Aber der Feind rückt immer weiter vor; er untergräbt unseren Boden und unser Volk wie die Maulwürfe. Jetzt ist es genug.

Ich habe mich entschlossen, mit der Hilfe der Dreieinigkeit unser Land zu verteidigen und den Eindringling, der nicht hören will, mit Gewalt zurückzutreiben.

Möge derjenige, der die Kraft hat, mich begleiten und der Schwache und Kranke für uns und den Erfolg unserer Waffen zu Gott beten.

Die ganze aktive Armee (Wotader) erwarte ich in meinem Lager in Dschiru auf den 16. Oktober. Die Landarmee möge sich mit ihren Provisionen bereit halten, um zu jeder Stunde auf meinen Ruf aufbrechen zu können.

Möge auch nicht einer zurückbleiben; es komme ein jeder für seinen Herd, für sein Vaterland. Ich will meine ganze Armee um mich haben, hört es wohl!

Damit begann nun der denkwürdige Waffengang und das blutige Ringen zwischen dem bedrohten Abessinien und dem aggressiv gewordenen Italien. Der scharfe Antagonismus, der sich zwischen den italienischen Bestrebungen und den abessinischen Inter-

essen entwickelt hatte und Jahre hindurch andauerte, hatte sich zu einer Situation ausgereift, die nur noch auf dem Schlachtfelde entschieden werden konnte. Ganz Europa folgte damals mit Spannung den folgenden Ereignissen.

Auf abessinischer Seite trat die Persönlichkeit des Ras Makonnen ganz in den Vordergrund. Noch bevor er mit seinen Truppen von Harar abreiste, um sich ins Kriegslager von Menilek zu begeben, ließ er am 23. September sämtliche Italiener ausweisen, und die Franzosen benutzten die herrschenden Verwicklungen sehr geschickt, um sich beim äthiopischen Kaiser in Gunst zu setzen; sie hatten von Djbuti aus eine Menge von Munition und Waffen nach Schoa spediert.

Ich muß es hier unterlassen, eine Geschichte jenes Feldzuges zu schreiben, da mir die erforderliche militärische Einsicht fehlt. Doch darf ich wohl hervorheben, daß bei der Heerführung sich zwei Generäle als leitende Elemente gegenüberstanden, deren Feldherrentalent recht ungleichwertig war. Auf abessinischer Seite sehen wir Ras Makonnen, der als Heerführer glänzende Begabung entwickelte und deswegen als Liebling des Kaisers Menilek galt; auf italienischer Seite General Baratieri, der offenbar der Situation nicht gewachsen war. Er verstand es wohl, in Massaua glänzende Paraden abzuhalten, in Italien Knalleffekte herbeizuführen, sich in der Kammer umarmen zu lassen; aber einen wohl durchdachten Feldzugsplan vermochte er nicht zu entwerfen, noch weniger klare Befehle zu geben. Er gab sich einem gefährlichen Optimismus hin; sein Informationsdienst war mangelhaft, und er war so naiv, daß er nicht einmal merkte, wie die Abessinier zahlreiche Weibsleute ins italienische Lager geschickt hatten, um dort mit den Soldaten anzubandeln und alles auszuspionieren. Im abessinischen Heerlager war man stets über alles genau orientiert, was bei den italienischen Truppen vorging.

Es kam im Dezember die Schlappe von Amba Aladji und im Januar diejenige von Makalle; dann holte am 1. März 1896 Menilek zu jenem fürchterlichen Schlage bei Adua aus, der den

Italienern eine allgemeine und entscheidende Niederlage beibrachte. Daß der ewig zaudernde General Baratieri plötzlich einen Angriff auf die Hauptmacht der Abessinier befahl, ist auf verschiedene Weise erklärt worden. Nach der einen Version soll er den falschen Berichten geglaubt haben, daß im abessinischen Heerlager eine Hungerrevolte ausgebrochen sei; nach einer andern Version soll er gewußt haben, daß er das Oberkommando an General Baldissera abgeben müßte, und vorzeitig angegriffen haben, um sich den Ruhm eines Sieges zu sichern.

Beide Annahmen sind wohl irrig, und der französische Historiker Louis Morié bemerkt mit Recht, daß nach erfolglosen Unterhandlungen mit Menilek es der italienische Ministerpräsident Crispi war, der eine rasche Entscheidung herbeiführte. Dieser wurde in der Kammer lebhaft angegriffen und stand vor einer parlamentarischen Niederlage. Um sein wankend gewordenes Prestige zu retten, bedurfte er eines sensationellen Sieges. Er spielt Va banque und befahl dem General Baratieri, anzugreifen. Dieser war weniger durch militärische Fähigkeiten als vielmehr durch die Politik emporgekommen und wagte es nicht, seinem Parteiführer Crispi zu widersprechen.

Die Italiener hatten schon Mühe gehabt, bei ihrer Offensivstellung die Terrainschwierigkeiten zu überwinden; die Gebirgslandschaft erschwerte die Orientierung; topographische Karten fehlten; die Führung und den Aufklärungsdienst besorgten die Eingebornen, deren Zuverlässigkeit naturgemäß recht zweifelhaft sein mußte.

Diese Fehler rächten sich bald genug, und das Endresultat war eine vollständige Vernichtung der italienischen Armee.

Am 1. März 1896 erfolgte in der Nähe von Adua bei Abba-Garima der Angriff. Menilek selbst war davon überrascht; er hatte in der Nacht vorher lange gebetet und gedachte in der Frühe des folgenden Morgens zur Kirche zu gehen, als er das Vorrücken der Italiener noch rechtzeitig erfuhr. In drei Divisionen, die von den Generalen Da Bormida, Arimondi und Albertone befehligt wurden, gingen die Italiener zum Kampf über. Die Abessinier

waren numerisch stark überlegen; man schätzte ihre Truppen auf 120 000 Mann, die vielleicht nicht alle in Aktion kamen. Der abessinische Soldat, wenn er auch den europäischen Drill nicht kennt, weiß beim Angriff sich katzenartig an den Gegner heranzumachen und alle Vorteile des Terrains auszunutzen.

Einzelne Truppenkörper der Italiener gerieten bald in Verwirrung; sie begannen wohl sich mit erbittertem Mut zu schlagen; aber in dem scheußlichen Handgemenge unterlagen sie. Bald fluteten die italienischen Truppen, soweit sie nicht vernichtet waren, in der Richtung nach Asmara zurück. Die zurückgelassenen Leichen, die man zum Teil unbeerdigt gelassen, fielen den Geiern, Schakalen und Hyänen zur Beute, deren widerwärtiges Lachen Entsetzen einflößte.

Abessinischerseits hatte sich namentlich Ras Makonnen als Feldherr ausgezeichnet und vielleicht die Schlacht geradezu entschieden, die indessen von Kaiser Menilek geleitet wurde. Die Italiener hatten an Toten und Verwundeten über 8000 Mann verloren, darunter auch die Generale Da Bormida und Arimondi, die nebst 266 Offizieren gefallen waren. Aber auch die Abessinier hatten recht bedeutende Verluste; viele tapfere Führer hatten ihr Leben eingebüßt; die Toten schätzte man auf 7000 Mann und die Verwundeten auf 10 000 Mann.

Als der Ausgang der Schlacht von Adua in Italien bekannt wurde, war der erste Eindruck geradezu niederschmetternd. Crispi hatte sein Spiel verloren; und in diesem Moment wurde er sich wohl seiner ganzen Niedertracht bewußt. Er mußte vor der Oeffentlichkeit bekennen, das Unglück sei riesengroß!

Das war das Ende der fluchwürdigen Komödie, die Crispi und Antonelli Jahre hindurch in Abessinien gespielt hatten. Mit Leichtigkeit hätten sie durch ein ehrliches Vorgehen ihrem Lande große Vorteile zuwenden können; denn Menilek war ursprünglich den Italienern sehr gewogen. Ohne Opfer hätte Italien sich für seine afrikanische Kolonie am Roten Meer ein dankbares Hinterland schaffen können; ein gewinnbringender Handel war auf dem besten

Wege, sich zu entwickeln. Crispi und Antonelli hätten sich als große Patrioten den Dank ihres Vaterlandes erworben; so aber ernteten sie den Fluch der bösen Tat, und das gute, opferwillige Volk Italiens mußte natürlich die Zeche bezahlen.

Zahlreiche Familien wurden in tiefe Trauer versetzt; das Ansehen Italiens hatte gelitten, und noch klaffte eine schmerzhafte Wunde am Volkskörper — ungefähr 2000 Italiener waren in abessinische Gefangenschaft geraten und einem ungewissen Schicksal preisgegeben. Die Jammerbriefe, die damals der in Zürich weilende Alfred Ilg erhielt, legen beredtes Zeugnis ab von dem Kummer, den die Angehörigen der italienischen Gefangenen hatten, und den flehenden Bitten, seinen Einfluß zu verwenden.

Es verbreitete sich zudem die unheimliche Nachricht, daß die abessinische Soldateska die Gefangenen vielfach entmannt habe; die entsetzte Presse schlug Lärm. Die Tatsache war richtig; es sind solche Entmannungen vorgekommen. Ilg hatte zwar rechtzeitig an Menilek geschrieben, er möchte die Italiener human behandeln, und er erhielt auch aus dem Kriegslager die Antwort, daß strenge Befehle zur Achtung des Feindes erlassen wurden. Aber die genaue Ueberwachung der Soldaten war ein Ding der Unmöglichkeit, uno einzelne Ausschreitungen waren nicht zu vermeiden. Die Italiener hätten von vornherein wissen können, daß die Abessinier, besonders aber die Galla seit langer Zeit im Kriege die Entmannung anwenden; sie ließ sich nicht von heut auf morgen einfach verbieten. Erst eine längere Erziehung durch die staatlichen und kirchlichen Organe kann solche barbarische Sitten beseitigen.

Die Aufregung in Italien war eine derartige, daß das Land hart vor einer Revolution stand. Einem römischen Bericht der „Neuen Zürcher Zeitung" vom 6. März entnehme ich, daß man in Rom nach Bekanntwerden der Unglücksbotschaft von nichts anderem als von Afrika sprach. Die Zeitungen wurden den „Strilloni" geradezu entrissen. Die studentische Jugend, namentlich die Sozialisten und Republikaner, waren außer sich. In der Universität hörte man die Rufe: „Nieder mit Crispi." Vier Anhänger

des letztern hatten die unglückliche Idee zu protestieren. Sie wären beinahe gelyncht worden. Man verbrannte in den Räumen der Universität Crispi in effigie. Demonstrationen fanden auch in Neapel, Mailand, Turin, Genua, Forli und Bergamo statt. In Pavia verhinderte man die Abfahrt neuer Soldaten, indem Männer, Weiber und Kinder die Eisenbahngeleise aufrissen.

Die italienischen Kammern wurden schleunigst einberufen. Auf dem Montecitorio hatte sich eine gewaltige Volksmenge eingefunden; die Tribünen waren überfüllt. Ueberall verurteilte man die Großmannssucht Crispis aufs schärfste; diesmal konnte dieser nicht mehr wie früher durch aufgebotenes Militär die öffentliche Meinung einschüchtern.

In der Kammersitzung vom 5. März zeigte Crispi gleich bei der Eröffnung die Demission seines Ministeriums an. Diese Rücktrittserklärung wurde auf den Bänken der äußersten Linken, aber auch auf denen der Rechten mit ungeheurem Jubel und höhnischem Gelächter aufgenommen. Als Crispi versuchte, seine Rede zu Ende zu führen, entfesselte sich ein wildes Geheul; er mußte abbrechen, und der Kammerpräsident selbst erklärte, daß dadurch die Kammer ihre Ansicht genügend kund getan habe. Die Sitzung wurde aufgehoben, und die tumultuarischen Szenen spielten sich draußen weiter ab.

In Abessinien war die Erregung nicht minder groß. Die Freude über den gewonnenen Sieg war unbeschreiblich. Menilek war sofort nach der Schlacht von Adua mit seinem siegreichen Heer nach Schoa gezogen; er mußte sich beeilen, um nicht durch die bevorstehende Regenzeit überrascht zu werden. Gegen Ende Mai war er wieder zurück, und es war ein seltsames Schauspiel, als er in seiner Residenz einzog. Das Volk vergötterte seinen Herrscher; Freudenschüsse ertönten aus den eroberten Kanonen; die gesamte Gebirgsartillerie war nämlich den Italienern abgenommen und in der Hauptstadt aufgestellt worden. In dem bunten Trachtenbilde der abessinischen Großen erblickte man die glänzenden Galauniformen russischer Offiziere, welche als Vertreter des Roten

Kreuzes dem Empfang beiwohnten und einen scharfen Kontrast bildeten zu den durch Strapazen heruntergekommenen Trümmern des geschlagenen Heeres. Der Kaiser, der übrigens seine soldatische Ehre während des Krieges nie befleckt und möglichste Schonung befohlen hatte, war edelmütig und half den hungernden und abgerissenen Italienern, wo er konnte. Er ließ seine Magazine leeren, um ihnen bessere Kleider zu verschaffen. Italien hat auch ausdrücklich seine humane Gesinnung anerkannt.

Aber nicht nur in ganz Aethiopien, sondern auch in Europa war Menilek auf einmal die gefeiertste und populärste Persönlichkeit geworden. Während des Krieges nahm man besonders in den Kreisen des Dreibundes eine ausgesprochene Haltung zu gunsten der Italiener ein. Selbst die unabhängige schweizerische Presse nahm gegen Abessinien Partei; man griff damals unseren Landsmann Alfred Jlg vielfach offen oder versteckt an, und es wurde mir zeitweise einfach unmöglich gemacht, in der Oeffentlichkeit auf eine ruhige und sachliche Erörterung zu dringen. Die italienische Presse verlästerte unseren Landsmann, und die Preßlakaien Crispis beherrschten sogar in der Schweiz die öffentliche Meinung. Jlg wurde als Abenteurer dargestellt, der in fremdem Lande Intrigen angezettelt habe, um einer ehrenwerten europäischen Macht Verlegenheiten zu schaffen und den Schweizernamen zu diskreditieren. Es war umsonst, auf die Integrität Jlgs hinzuweisen und die beiden Italiener Crispi und Antonelli als die eigentlichen Uebeltäter zu erklären. Gegen die herrschende Strömung war nicht aufzukommen.

Aber die Niederlage von Adua erzeugte in ganz Europa einen überraschenden Umschwung in der öffentlichen Meinung.

Man wußte, daß Abessinien durch jahrelanges Elend geschwächt war. Und dennoch war eine so gewaltige Volkskraft übrig geblieben, daß eine gut bewaffnete europäische Macht niedergeworfen werden konnte. Diese Leistung erzeugte Achtung. Dann mußte man auch in Europa billigerweise zugestehen, daß Menilek und sein Volk für die heiligsten Güter, für die Freiheit und Unabhängigkeit ihres Landes in den Kampf gezogen waren und ihr Blut geopfert hatten.

Menilek wurde auf einmal als Held gefeiert; Berge von Briefen trafen in seiner Hauptstadt ein, um ihn zu verherrlichen; junge Mädchen aus Europa begannen für den Helden zu schwärmen und sandten ihm Glückwünsche. Ja, selbst aus Italien kamen begeisterte Zuschriften, ergänzt allerdings durch flehende Bitten für die Gefangenen. Es war symptomatisch, daß man sogar nach der Schlacht von Adua in der italienischen Hauptstadt, in den Straßen von Rom, vereinzelte Hochrufe auf Menilek hören konnte! Die rein menschlichen Empfindungen gelangten eben zum Durchbruch.

Das äthiopische Reich war nunmehr auf seinem Höhepunkt angelangt, hatte sich als afrikanischer Staat Achtung erworben, und die europäische Diplomatie begann ein lebhaftes Interesse für das Land zu entwickeln.

Alfred Ilg, der vor dem Ausbruch des Krieges zwischen Italien und Abessinien nach Europa gereist war, blieb bis nach der Entscheidung von Adua in Zürich, wo er für die abessinischen Interessen weit mehr tun konnte als in Afrika. Er war im ganzen optimistisch und hoffte auf einen Sieg der Abessinier. Immerhin gab es auch Momente, wo er mir gegenüber sich dahin aussprach, daß er die Sache nicht für durchaus sicher halte und daß die Lage kritisch werden könne, wenn der Krieg sich in die Länge ziehen sollte.

Von Italien aus fortwährend angefeindet, fiel er beinahe einer schlauen Intrige Crispis zum Opfer. Er hatte drei abessinische Prinzen aus Afrika mitgebracht, die er in einer Familie in Neuenburg ausbilden ließ; sie sollten insbesondere die französische Sprache erlernen.

Diese Prinzen waren Söhne der angesehensten Familien aus der Umgebung des Hofes: Prinz Gugsa war ein Sohn von Ras Dargié, dem Onkel des Kaisers, der einst König von Schoa hätte werden sollen, aber zu gunsten seines jüngeren Bruders verzichtete und immer von Menilek mit ganz besonderer Verehrung behandelt wurde. Sodann Kettau, ein Altersgenosse und intimer Freund Gugsas, dessen Vater bei der Kaiserin das Amt eines Hof-

meisters versah, und endlich Afwork, eine Art Präzeptor, der früher einmal in Italien gewesen und die Sprache kannte. Ein italienischer Lehrer in Neuenburg machte sich an die drei jungen Leute heran, um mit ihnen eine Flucht nach Italien zu verabreden. Dem Prinzen Gugsa hatte man hohe Ehren, vielleicht sogar eine zukünftige Krone in Abessinien versprochen, und der unerfahrene Mensch, nicht ahnend, daß ein Vaterlandsverräter zeitlebens ehrlos bleibt, ging auf die Intrige ein und floh nach Lugano, wo Dr. Traversi schon zwei Wochen lang gewartet hatte, um die jungen Abessinier in Empfang zu nehmen. Ich lernte Gugsa im Hause Ilgs kennen und hatte nicht gerade einen günstigen Eindruck von ihm erhalten. Er suchte Ilg zu täuschen, indem er zu Weihnachten 1895 bei ihm Geld erhob unter dem Vorwande, er wolle dem Kaiser Menilek eine wertvolle Uhr kaufen, um ihm eine Freude zu machen.

Gugsa spielte aber in den gleichen Tagen das unredliche Manöver, daß er aufs italienische Konsulat ging und diesem das Ansinnen stellte, ihm Beziehungen zum Ministerpräsidenten Crispi zu vermitteln, damit er nach Rom gehen könne. Diese Tatsache, von der Ilg keine Ahnung hatte, wurde mir im Vertrauen von Generalkonsul Francesco Lambertenghi mitgeteilt, in dessen Hause ich regelmäßig verkehrte. F. Lambertenghi war aber eine durchaus vornehme und rechtliche Natur, der Ilg hochschätzte und Gugsa barsch abwies. Er gab diesem abessinischen Herrn deutlich zu verstehen, daß er sich nicht zu der unwürdigen politischen Intrige herbeilasse, die der ihm durchaus unsympathische Crispi angezettelt hatte.

Die drei Abessinier kamen nach Rom, mußten aber sofort weiter nach Neapel reisen. Hier war Gugsa Gegenstand großartiger Ovationen, wurde dann nach Massaua eingeschifft und nach der italienischen Front beordert. Dort sollte er als Pfand für günstige Friedensbedingungen dienen; man berichtete nach dem Heerlager von Menilek, daß man seinen Vetter Prinz Gugsa ausliefern würde, wenn er Frieden schließe. Der Kaiser ließ berichten, daß er für diesen Prinzen keine Verwendung mehr habe; die Italiener

möchten ihn ruhig behalten. Gugsa reiste nach Italien zurück; in Neapel hätte ihn die Bevölkerung beinahe durchgeprügelt, und er mußte durch eine Hintertüre sein Hotel erreichen, um Insulten zu entgehen.

Ich hielt damals die Sache für verhängnisvoll und glaubte, daß die Crispische Intrige das Vertrauen zu Ilg in Abessinien erschüttert habe. Das war aber nicht der Fall.

Später versuchte Ilg beim Kaiser Gnade zu erwirken und den verführten Prinzen die Rückkehr in die Heimat zu gestatten. Der Kaiser gab schließlich seinen Widerstand auf; aber der edelangelegte Ras Dargié erklärte als Vater, daß sein Sohn für ihn tot sei. Der Vater von Kettau schnitt ein krummes Gesicht, so oft man von Gnade reden wollte, und sagte, er habe keinen Sohn mehr.

Bis zur Katastrophe von Adua hatte Ilg eine sehr zurückhaltende Stellung eingenommen. Die Stimmung ihm gegenüber gebot diese Haltung, da man in der öffentlichen Presse so ziemlich allgemein für Italien eintrat. Aber nach dem Siege der Abessinier hielt er nicht mehr zurück, sondern meldete sich zum Worte.

Auf meine Veranlassung hatte er in der Ethnographischen Gesellschaft auf der „Waag" in Zürich noch im Monat März 1896 einen Vortrag angekündigt, worin er sich vollkommen frei aussprechen durfte. Wenn irgend eine Persönlichkeit einen genauen Einblick in die italienisch-abessinischen Verwicklungen haben konnte, so war es Alfred Ilg. Er bot eine natürlich stark politisch gefärbte Darstellung, zu der sich das Publikum in ganz ungewöhnlicher Zahl drängte. Sie wurde auch in den maßgebenden Kreisen in Italien sehr lebhaft bemerkt, und bald genug wurde Ilgs Persönlichkeit ganz in den Vordergrund gerückt.

Im Süden der Alpen herrschte nämlich bei unseren italienischen Nachbarn stetsfort große Sorge um die in Abessinien gefangen gehaltenen Italiener, die man als Pfand bei den künftigen Friedensunterhandlungen behalten hatte. Was man freilich in der Heimat nicht wissen konnte, war die Tatsache, daß Kaiser Menilek für diese geradezu väterlich zu sorgen pflegte.

Wie sollten nun diese Gefangenen befreit werden? Eine Reihe von Versuchen waren recht ungeschickt eingeleitet. So nahm sich der Papst der Sache an und glaubte durch Entsendung des Priesters Macario etwas ausrichten zu können. Allein diese Mission war ganz verfehlt; sie trug dem heiligen Vater lediglich eine spitze Antwort von Menilek ein.

Schließlich kam man auf den einzig richtigen Ausweg. In Italien blickten Tausende nach der Schweiz, wo der einflußreiche Berater von Menilek immer noch weilte; man bestürmte Ilg mit Briefen, die über die Alpen kamen; vertraute Persönlichkeiten trafen sogar in Zürich ein. Die öffentliche Meinung Italiens wies darauf hin, daß der vielverlästerte Alfred Ilg die einzige Persönlichkeit sei, die aus der vorhandenen Not helfen könne. Und diese Volksempfindung war vollkommen richtig; man glaubte jetzt wieder an den vornehmen Charakter unseres Landsmannes, der alle Schmähungen vergessen und einer rein menschlichen Empfindung Rechnung tragen werde.

Marchese di Rudini, welcher unter den schwierigsten Umständen die Leitung des italienischen Ministeriums wieder übernommen hatte, nachdem Crispi der Volkswut hatte weichen müssen und im öffentlichen Leben seine Rolle ausgespielt hatte, erinnerte sich seiner früheren Bekanntschaft mit Ilg und ersuchte ihn dringend nach Rom zu kommen, um mit ihm über die Freilassung der italienischen Gefangenen zu beraten. Dieser wollte ein gutes Volk nicht entgelten lassen, was einzelne Führer gesündigt, und folgte der Einladung. Zweimal ging er hin; es wurden sehr eingehende Unterhandlungen gepflogen und offenbar die wichtigsten Punkte vereinbart, die einen dauernden Frieden mit Abessinien und Freigabe der Gefangenen sichern konnten.[1] Es wurde vereinbart, daß

[1] Ich bemerke, daß über diese Verhandlungen keinerlei Aufzeichnungen, überhaupt gar keine schriftlichen Dokumente existieren. Da sie eine äußerst delikate Angelegenheit betrafen, die man in keiner Weise gefährden durfte, wurde abgemacht, nur mündlich zu verkehren. Was ich darüber weiß, verdanke ich vertraulichen Mitteilungen A. Ilgs.



Menilek II.
(aufgenommen nach der Schlacht bei Adua)

Ilg sofort zu Kaiser Menilek abreisen und Major Nerazzini, der mit den abessinischen Verhältnissen vertraut war, als bevollmächtigter Spezialgesandter den Friedensvertrag abschließen solle.

Im Mai 1896, also zu der denkbar schlechtesten Reisezeit, verließ Ilg seine Familie und unternahm den schweren Gang nach Aethiopien. Es war ein Opfer, das er im Dienste der Menschlichkeit brachte. Ich begleitete ihn noch an den Bahnhof; er war sehr aufgeregt und keineswegs in bester Laune. Er sagte mir beim Abschied, daß er momentan die Stimmung des Volkes und des Hofes nicht genau kenne, möglicherweise unfreundlich oder gar mit Mißtrauen empfangen werde. Es war das ein allzu starker Pessimismus; denn als er in der Residenz des Kaisers ankam, wurde er vom Volke und seinem Herrscher aufs glänzendste, ja geradezu im Triumph empfangen. Dazu war auch Grund genug vorhanden; denn man sagte sich folgerichtig, daß Ilg an den erlangten Erfolgen auch einen erheblichen Anteil habe.

Ilg hatte nunmehr seinen Höhepunkt erreicht, und sein Einfluß war gewaltig gewachsen.

In der Schweiz fühlte man sich geschmeichelt, daß unser Landsmann von Rudini derart ausgezeichnet wurde; die Anhänger Crispis zeterten anfänglich, mußten aber bald schweigen.

Man verbreitete damals, daß Ilg von Italien gewaltige Summen für sein Entgegenkommen erhalten habe. Er wäre auch moralisch berechtigt gewesen, finanzielle Entschädigungen anzunehmen. Ich bemerke hier ausdrücklich, daß Ilg gar keine Entschädigung annahm, ja sogar auf eigene Kosten nach Abessinien reiste. Er ist bescheiden in den Hintergrund getreten, und Ehren haben andere eingeheimst.

Es gibt gewiß manche kluge Naturen, die deswegen Alfred Ilg als einen unpraktischen Schwärmer ansehen werden. Manche Menschen, die im übrigen recht ehrenwert sein können, verstehen eine so weitgehende Uneigennützigkeit und Aufopferungsfähigkeit nicht. Aber Ilg war eben einer solchen Aufopferung fähig. Sein Standpunkt war, nachdem er nun einmal in geschichtliche Ereignisse ein-

gegriffen und das endgültige Urteil einer unparteiischen Geschichte zu erwarten hatte, vollkommen richtig. Er hatte ja noch viele Gegner, besonders unter den Anhängern Crispis. Stets eifersüchtig bestrebt, mit absolut reinen Händen dazustehen, wollte er diesen auch nicht die kleinste Handhabe bieten. Nur so war er sicher, daß das beabsichtigte Friedenswerk zu einem günstigen Ende gelangen würde.

Nachdem der Kaiser von A. Ilg mit dem Stand der Dinge genau vertraut gemacht war, hatte der italienische außerordentliche Gesandte Major Nerazzini, der seine Aufgabe geschickt und taktvoll angefaßt hatte, einen guten Erfolg bei den Friedensunterhandlungen. Schon am 26. Oktober 1896 wurde der Vertrag in Adis Abeba unterzeichnet. Er hat folgenden Wortlaut:

Art. 1. Der Kriegszustand zwischen Italien und Aethiopien ist definitiv beendigt. Daher besteht ewiger Frieden und Freundschaft zwischen S. M. dem König von Italien und S. M. dem Kaiser von Aethiopien wie auch zwischen ihren Nachfolgern und Untertanen.

Art. 2. Der Vertrag von Utschalli, abgeschlossen am 25. Miazya 1881 (2. Mai 1889) ist und bleibt definitiv ungültig, ebenso seine Nachträge.

Art. 3. Italien anerkennt ohne Rückhalt die absolute Unabhängigkeit des äthiopischen Kaiserreiches als souveräner und unabhängiger Staat.

Art. 4. Die beiden Vertragsmächte, die sich noch nicht über die Frage der Grenzen einigen konnten, indessen den Wunsch haben, ohne Verzug Frieden zu schließen und so ihren Ländern die Wohltaten des Friedens zu sichern, sind übereingekommen, im Verlaufe eines Jahres vom heutigen Tage an gerechnet, durch Vertrauenspersonen S. M. des Königs von Italien und S. M. des Kaisers von Aethiopien, durch freundschaftliche Uebereinkunft die definitiven Grenzen festzusetzen. Bis diese Grenzen in dieser Weise festgelegt sind, kommen beide Vertragsparteien überein, den status quo ante zu beobachten, indem sie sich streng untersagen, daß weder der eine noch der andere Teil die provisorischen Grenzen überschreiten, die durch die Flüsse Mareb, Belesa und Muna bestimmt werden.

Art. 5. Bis daß die italienische und die äthiopische Regierung nach gemeinsamen Uebereinkommen die definitiven Grenzen festgelegt haben, verpflichtet sich die italienische Regierung, keinerlei Territorien an eine andere Macht abzutreten. Für den Fall, daß sie aus eigenem Willen einen Teil der in ihrem Besitze befindlichen Ländereien aufgeben will, wird sie diese an Aethiopien abtreten.

Art. 6. Um die kommerziellen und industriellen Interessen zu begünstigen, können zwischen Italien und Aethiopien weitere Vereinbarungen abgeschlossen werden.

Art. 7. Der gegenwärtige Vertrag wird durch die beiden Vertragsmächte den anderen Mächten zur Kenntnis gebracht werden.

Art. 8. Der gegenwärtige Vertrag soll durch die italienische Regierung im Verlaufe von drei Monaten, vom heutigen Tage an gerechnet, genehmigt werden.

Art. 9. Der gegenwärtige Friedensvertrag, der am heutigen Tage abgeschlossen wurde, wird in amharischer und französischer Sprache geschrieben, die beiden Texte haben absolut übereinzustimmen und sind in zwei Exemplaren auszufertigen, werden von beiden Parteien unterzeichnet, eines bleibt in den Händen S. M. des Königs von Italien und das andere in den Händen S. M. des Kaisers von Aethiopien.

Ein Zusatzartikel enthält noch die näheren Bestimmungen über die Freilassung der Gefangenen.

Am Tage des Vertragsabschlusses (26. Oktober 1896) meldete Menilek das Ereignis durch ein freundschaftliches Telegramm nach Rom an König Humbert. Es lautete folgendermaßen:

„Ich bin glücklich, Euerer Majestät Kenntnis zu geben, daß der Friedensvertrag heute unterzeichnet wurde. Gott erhalte immer unsere Freundschaft.

Da ich weiß, daß der 20. November ein großer Festtag für Ihre erlauchte Familie ist, freut es mich, daß mit dem Königlichen Wohlwollen Ihrer Majestät und dank dem bedeutenden Geschick von Nerazzini, Ihrem Gesandten und Bevollmächtigten, wir aus diesem wichtigem Datum einen Tag der Freude für die Väter und Mütter der italienischen Gefangenen machen können. Gott erhalte noch lange das Leben Ihrer Majestät. Menilek, Kaiser."

Nachdem der König von Italien am 16. November den Vertrag unterschrieben hatte, wurde er am 30. November vom Parlament mit einer starken Majorität angenommen. Begreiflich; denn man hatte von dem abessinischen Abenteuer ohnehin genug.

Am 20. November waren 200 italienische Gefangene nach der Küste abgereist, um in ihre Heimat zurückzukehren.

Ich erwähne hier noch eine recht rührende Geschichte, die beweist, wie human der äthiopische Kaiser denken konnte. Als Ilg an einem Sonntag durch den kaiserlichen Hof ging, wo die in der Hauptstadt internierten Soldaten beim Kaiser zum Essen geladen waren, hörte er einen italienischen Soldaten einen Brief vorlesen, worin ihm seine Mutter schrieb, daß sie nicht an seinen Tod glauben könne und der Mutter Gottes täglich eine Kerze weihe in der Gewißheit, daß sie ihr den Sohn zurücksenden werde. Ilg erzählte dies dem Kaiser. Bei der nächsten Einladung befahl dieser den Mann vor sich; Ilg stellte mit Hilfe einiger italienischer Offiziere

Nachforschungen an und brachte den Soldaten zum Kaiser. Menilek ließ sich den Brief übersetzen und erklärte darauf: „Ich will nicht, daß deine Mutter länger weine; ihr Glaube soll belohnt werden. Du bist frei und kannst sofort heimkehren."

Die Befreiung der italienischen Gefangenen fand natürlich in Italien ein freudiges Echo. Es war die große Tat, die ganz wesentlich das Verdienst Alfred Ilgs ist und ihm auch hoch angerechnet wurde. Sie bezeichnet auch das Ansehen und den starken Einfluß, den unser Landsmann am Hofe des äthiopischen Kaisers gewonnen hatte. Eine eigentliche Kriegsentschädigung soll Abessinien nicht verlangt haben, wohl aber eine Vergütung der ziemlich hohen Auslagen, die Menilek durch den Unterhalt so vieler gefangener Italiener erwachsen waren. Es ist denn auch eine ausreichende Vergütung durch Italien geleistet worden.

Die handelnden Personen dieses Dramas haben wechselnde Schicksale erlitten. Ilgs einflußreiche Gegner, Crispi und Antonelli, mußten rasch in der Versenkung verschwinden; ersterer hatte seine Laufbahn als Staatsmann für immer ausgespielt, und als er einige Jahre später starb, machte dieses Ereignis in der Oeffentlichkeit wenig Eindruck.

Antonelli erwischte mit der ihm eigenen Findigkeit nach dem abessinischen Schiffbruch noch zeitig genug eine anderweitige staatliche Versorgung. Crispi brachte ihn, so lange er noch am Ruder war, in Südamerika auf einen diplomatischen Posten unter; er mußte dies tun; denn Antonelli wußte eben zu viel. Verschiedene Umstände machten es wünschbar, ihm dort einen längeren Urlaub zu erwirken. Als er nach Jahren nach Europa zurückkehrte, starb er ganz unerwartet auf dem Dampfer wenige Tage vor dessen Ankunft in Italien.

Alfred Ilg, der auf dem diplomatischen Schachbrett seine Gegner vollständig matt gesetzt hatte, sollte diesmal nicht ganz leer ausgehen; auch ihm stand eine ganz bedeutende Aenderung seiner Verhältnisse bevor — eine überraschende Rangerhöhung war in naher Aussicht.

VII.

Die Übergangsperiode von 1889–1896

Es wurde mehrfach darauf hingewiesen, daß unser Landsmann infolge des Vertrages von Utschalli vielfach Gelegenheit fand, am äthiopischen Hofe wirksam in den Gang der politischen Verhältnisse einzugreifen. Die Situation hatte sich ganz naturgemäß entwickelt. Aber die hochoffiziöse Stellung Alfred Ilgs war vorläufig noch nicht in eine äußerlich erkennbare offizielle Form gekleidet. Bei dem durchaus feudalen Betrieb der ganzen Regierungsmaschinerie kann man dies verständlich finden.

Die Stellung als Ingenieur des Kaisers blieb zunächst bestehen; ja, die Tätigkeit nach dieser Richtung hatte in der Uebergangsperiode zu Beginn der neunziger Jahre entschieden einen immer größeren Umfang angenommen. Sie gestaltete sich auch so fruchtbar, daß wir ihrer hier eingehender gedenken dürfen.

Nach einem anderthalbjährigen Urlaub Ende 1889 aus Europa nach Abessinien zurückgekehrt, fand Ilg wieder eine Besserung der Lage vor. Das Gespenst der Hungersnot begann zu weichen; gute Ernten stellten sich wieder ein, und die Eingänge an Tribut gestalteten sich befriedigend.

Der Kaiser war gut gelaunt und zeigte ihm entschiedenes Wohlwollen; wenigstens schreibt Ilg: „Zu meiner großen Freude fand ich den Kaiser überhaupt nicht so brummig über meine lange Abwesenheit, wie ich befürchtete; im Gegenteil sagte er mir freundlich, er wisse bereits aus den besten Quellen, mit welchem Erfolge ich ihn und sein Land gegen anderwärtige hämische Angriffe verteidigt, und er werde mir Dank wissen. Tant mieux; hoffentlich vergißt er's nicht."

Zunächst setzte eine ungewöhnliche Bautätigkeit ein. Im Jahre 1892 war in Adis Abeba, wo sich der Kaiser zeitweilig aufzuhalten

pflegte, ein Teil seiner Häuser abgebrannt und sollte nun neu aufgebaut werden, da Antotto als Residenz aufgegeben wurde und Adis Abeba die künftige Hauptstadt werden sollte. Im Jahre 1893 wurde fieberhaft gearbeitet; in drei Monaten wurden etwa 50 Häuser erstellt.

„Es wimmelt von den braunen Kerlen, die Holz, Steine, Mörtel usw. zusammenschleppen; dabei haben wir Bleichgesichter die Dirigenten zu spielen, und ist es mir schon lieber, daß mein lieber Herr N. die Kraftausdrücke nicht vernimmt, mit welchen wir die architektonische Schönheit zu erhöhen suchen. Der Aethiopier hat eine ausgesprochene Abneigung gegen jede gerade Linie, und aus lauter krummen, unregelmäßigen Formen etwas Ordentliches herauszukriegen, haben wir noch nicht zustande gebracht.

„Bei meiner fieberhaften Tätigkeit entschwindet mir die Zeit wie im Traum und macht es mir ordentlich Angst, das Jahr sause an mir vorbei, ohne mir die Zeit gegeben zu haben, an die Rückreise zu denken."

Etwa sechs Monate hindurch mußte im Zelt gewohnt werden; doch wurden neben den kaiserlichen Bauten noch vor dem Eintritt der Regenzeit zwei Häuser für Ilg fertig, so daß er sich etwas wohnlicher einrichten konnte.

Ende 1893 war auch die Wasserleitung fertig, die nach den Gärten hinter den kaiserlichen Privatgemächern führte. Der Kaiser war überglücklich, daß so reichlich Wasser von selbst nach seinem Elfin floß. Sehr gefördert wurde im genannten Jahre auch der Bau einer Patronenfabrik und einer Getreidemühle; im folgenden Jahre entstand das Gerichtsgebäude mit Turmuhr und Glocke, was natürlich angestaunt wurde.

Im Dezember 1893 begleitet Ilg den Kaiser mit seinen Truppen auf einer interessanten Expedition nach dem Zuaisee. Ihr Zweck war, die literarischen Schätze und namentlich die heiligen Bücher, die man beim Eindringen Granjes und seiner kriegerischen Scharen nach den dortigen schwer zugänglichen Inseln geflüchtet hatte, wieder abzuholen. Der Zuaisee hat ungefähr die

Größe unseres Bodensees und konnte wegen der Verwilderung gewisser Gegenden nur auf dem Umweg über Mareco erreicht werden. Nach der Ankunft am See wurde mit dem Bau einer Flottille begonnen; in fünf Tagen wurden 60 Schilfboote angefertigt, die etwa 300 Personen zu tragen vermochten. Die Solidität der Fahrzeuge ließ allerdings sehr zu wünschen übrig. Zum Schutze der Flottille wurden einige Kanonen und eine Mitrailleuse mitgenommen.

Die Inselbewohner ließen sich in Unterhandlungen ein mit Rücksicht auf die Armee von etwa 40 000 Abessiniern, die sich am Ufer in Bereitschaft gestellt hatte. Der Inselfürst Alibo, vom Kaiser gut aufgenommen, unterwarf sich freiwillig; seinen Leuten wurde gute Behandlung zugesichert, sofern sie sich ruhig und gefügig verhielten. Der Kaiser ließ die vorhandenen fünf Kirchen durch einen Priester untersuchen, der ihm über die dort vorhandenen Kirchengeräte und Bücher Bericht zu erstatten hatte. Nach den umlaufenden Grüchten sollten dort auch große Reichtümer aufgestapelt sein.

Es sind im südlichen Teil des Sees fünf Inseln vorhanden, vier kleinere und eine große. Auf sämtlichen Inseln leben etwa 2000 Seelen. Die Häuser, 200 an der Zahl, sind von Bäumen und hübschen Kulturfeldern umgeben. Die Leute sind Ackerbauer und Fischer; seit der Invasion Mohammed Granjes führen sie ein unabhängiges Dasein; ihr Christentum, dem sie als echte Abessinier huldigten, ging nach und nach verloren; dagegen halten sie mit heiliger Scheu die vor mindestens 400 Jahren geschriebenen Kirchenbücher sorgfältig aufbewahrt. Manches ist tadellos erhalten geblieben, anderes etwas beschädigt. Der erste Wunsch der Leute war übrigens, wieder Priester zu bekommen, was ihnen auch zugesagt wurde.

Der See ist ungemein fischreich und wimmelt von Flußpferden, auf welche erfolgreich Jagd gemacht wurde. Auch soll nach den Angaben der Seebewohner ein seltsames Tier vorkommen, das Furcht einflößt und daher nie erlegt wurde. Was das für ein rätselhaftes Geschöpf ist, wurde bisher nie bekannt. Man hat den

Anwohnern 100 Taler versprochen, wenn sie ein solches Tier einliefern würden; aber bisher ist nie ein solches erlegt worden. Ob es sich nur um das Produkt einer etwas lebhaften Einbildungskraft handelt? Mir scheint das wahrscheinlich zu sein.

Die Umgebung des Sees ist wildreich; Spuren von Elefanten, Löwen, Büffeln und Gazellen waren häufig sichtbar. Auch der Strauß geht bis zu diesen Höhenlagen; wenigstens fand sich am Seeufer das Becken eines solchen, das in der Sonne gebleicht war.

In jener Periode erfolgte auch eine tiefgreifende Umgestaltung der abessinischen Verkehrsverhältnisse. Vor allen Dingen sollte ein regelrechter Postverkehr eingerichtet werden, und schon im Februar 1893 wendet sich der Kaiser an den schweizerischen Bundesrat mit dem Gesuch, in den Weltpostverein aufgenommen zu werden. Er beauftragte den Franzosen Chefneux, mit Bundesrat Droz, dem damaligen Vorstand des Departements des Aeußern, in Unterhandlungen zu treten. Bald genug fahndeten die Liebhaber eifrig nach den neuen abessinischen Briefmarken. Ferner entschloß sich der Kaiser zur Ausgabe eigener Münzen, was zur Erhöhung seines Ansehens beitrug. Eine weitere Neuschöpfung war die Erstellung telephonischer Verbindungen.

Nebenher ging eine rege kommerzielle Tätigkeit, bei der Ilg von seinem Geschäftsfreunde Zimmermann tüchtig unterstützt wurde. Damals scheint der Handel überhaupt einen mächtigen Aufschwung genommen zu haben; insbesondere wurde Harar zu einem blühenden Emporium, indem die Zahl der Kamellasten auf etwa 14 000 angestiegen war. Häufig hatte Ilg zwischen dem Kaiser und den Kaufleuten als Handelsrichter zu amten.

Der sich fortwährend steigernde Verkehr mußte naturgemäß auch Ilgs Eisenbahnprojekt in Fluß bringen. Immer wieder setzte er beim Kaiser an, um die Einwilligung zum Bau einer äthiopischen Bahn zu erlangen, die er als die Krone seiner Verkehrsschöpfungen betrachtete. Allerdings hatte sich in Abessinien eine Gegenpartei gebildet, die den Bahnbau fernzuhalten versuchte; doch gelang es schließlich, diese Opposition zu überwinden.

Im Jahre 1894 wurde endlich vom Kaiser an Ilg die Eisenbahnkonzession erteilt, was diesen mit hoher Befriedigung erfüllte. Ganz glatt scheinen die Verhandlungen mit dem Kaiser nicht verlaufen zu sein. Etwas mißmutig schrieb er damals:

„Mir wäre alles ganz egal, wenn ich nur mit meiner Eisenbahngeschichte einmal fertig würde. In allen Hauptpunkten sind wir einig; nur in einer einzigen Klausel blieben wir stecken, und zwar derart, daß ich erklärte, schließlich sei die ganze Unternehmung sein Interesse und mir bliebe nur die Mühe, Arbeit und Verantwortlichkeit, so daß mir auch gedient, wenn alles unterbliebe. Nach einigem Murren habe ich doch schließlich mit meinem Verhalten den Kaiser jetzt dazu gebracht, nach über monatlichem Gehenlassen, daß mir der Kaiser neulich sagte, ich brauche nicht gerade alles über den Haufen zu werfen; man müsse doch über die Sache reden und mir habe er ja noch nie Mißtrauen gezeigt. Ich antwortete ihm natürlich, daß ich jederzeit gern zu seinen Diensten sei, aber es mir nicht zu verargen, wenn ich eben Unternehmungen, die zu keinem Ende kämen, lieber verlasse, um andere in Arbeit nehmen zu können, als nutzlos Zeit und Mühe zu verlieren."

Für die ungewöhnliche Vielseitigkeit Ilgs ist sehr bezeichnend, daß er trotz einer enormen Arbeitslast noch Zeit fand, Beobachtungen in der ihn umgebenden Natur anzustellen. Er war stets von lebhaftem Interesse für die Tierwelt erfüllt; selbst die Kleinwelt war ihm eine Quelle der Freude und des Genusses. Einst bat ich ihn, der Naturgeschichte der in Abessinien so ungemein stark verbreiteten menschlichen Bandwürmer (Taenia mediocanellata) nachzugehen, und ich erhielt von ihm sehr wichtige Angaben über die Art und Weise der Infektion. Man weiß, daß diese durch Finnen erfolgt, die im Fleisch der Rinder sich entwickeln und bei der Gewohnheit der Abessinier, das Rindfleisch roh, womöglich noch warm zu genießen, ihren Weg dann in den Darm des Menschen finden. Es war mir völlig neu, aus den Ilgschen Erhebungen zu erfahren, daß eine Hauptquelle des Finnigwerdens der Rinder in den großen Tränkeplätzen zu suchen ist. Die vom Menschen abge-

stoßenen und mit einer Menge von Eiern angefüllten Bandwurmglieder werden zur Regenzeit weggeschwemmt und den Flußläufen zugeführt, wo sie durch Wasserstrudel zu größeren Ballen vereinigt werden, um dann an ruhigen Wasserstellen abgelagert zu werden. Manchmal haben diese zu Ballen vereinigten Bandwurmglieder die Größe einer Faust. Die in ihnen enthaltenen Eier sind sehr widerstandsfähig; durch Zerfall der Glieder werden sie frei und gelangen dann beim Tränken der Rinderherden in den Darm des Viehes, wo die Embryonen auswandern, um sich im Fleische der Rinder zu Finnen zu entwickeln.

Der berühmte Ameisenforscher August Forel bat Ilg, für ihn in Abessinien Ameisen zu sammeln und womöglich Beobachtungen über deren Lebensweise anzustellen. Mit Feuereifer machte sich dieser an die Aufgabe, und wir können uns nicht enthalten, den originellen Bericht an Forel hier im Wortlaut zu veröffentlichen:

Adis Abeba, den 19. Februar 1893.

Geehrtester Herr Dr. Forel!

In dankbarer Erinnerung der frohen Stunden, die ich Ihnen verdanke, mache ich mir das Vergnügen, Ihnen einige wenige Zeilen zukommen zu lassen, und hoffe, daß Ihnen dieselben nicht unwillkommen sein werden. Wie Sie wohl bereits vernommen haben, bin ich nach dreimonatlicher Reise wieder glücklich am Orte meiner Tätigkeit angelangt und arbeite ich wieder fröhlich drauf los, im Zurechtrichten verschrobener Köpfe meinem geehrten Herrn Direktor Konkurrenz zu bereiten (August Forel war damals Direktor der Irrenanstalt Burghölzli). Auf meiner Reise machte ich mir das Vergnügen, den Lieblingen meines Freundes nachzukriechen und muß ich offen gestehen, daß die flinken Kerle bedeutend in meiner Achtung gestiegen, als sie mich oft nötigten, zu allerlei Listen Zuflucht zu nehmen, wenn ich sie kriegen wollte; und anerkenne ich ebenso gern, daß es hie und da Individuen gab, die sich so energisch verteidigten, daß sie ein besseres Schicksal verdient hätten, als dasjenige, schmählich im Alkohol ein jähes Ende zu finden. Ich hatte sogar einmal das Vergnügen, einem regelrechten Feldzug von etwa 1000 Stück Ameisen zusehen zu können und war für mich und meine Freunde die ganze Geschichte so überraschend, daß wir kaum unseren Augen zu trauen wagten. Wie unsere Diener gesehen hatten, daß ich oft vom Maultier abstieg, um irgendein Paar Ameisen erbarmungslos im Alkohol zu ersäufen und wohl vermuteten, das sei zu medizinischen Zwecken, wurden sie selbst auf diese Dinge etwas mehr aufmerksam und kamen mir deshalb eines Tages zu berichten, wenn ich viele auf einmal wolle, so biete sich eine hübsche Gelegenheit, indem allabendlich etwa eine Stunde vor Sonnenunter-

gang auf einmal ein ganzes Heer geschlossen aus einem Loch herauskrieche, um nach einer halben Stunde wieder darin zu verschwinden.

Aufmerksam gemacht, wollte wissen, was da vorgehe, postierte einen Diener vor das betreffende Loch, bei welchem auch nicht ein Stück zu sehen war, und eilte rasch herbei, als man berichtete, die Geschichte gehe eben los. In der Tat sah ich einen dichtgedrängten Zug schwarzer, großer Ameisen aus dem Loch herauskommen und sich vor demselben zu einem hübschen Häufchen sammeln. Auf einmal bewegte sich das ganze Korps mit einem Führer an der Spitze rasch vorwärts und zwar in geschlossenem Zuge, ein Teil von kaum 50 Stück blieb noch einige Minuten vor dem Loche, um in demselben zu verschwinden.

Neugierig, was die kleinen Kerle wohl im Sinne hatten, folgte ich ihnen vorsichtig, um sie nicht zu stören und zwar etwa 20 Meter weit. Die Richtung ihres Zuges war gegen meine Reissäcke und hatte ich sie stark im Verdacht, mir Reis plündern zu wollen. Zu meiner großen Ueberraschung krochen die kleinen Kerle aber unter die Emballage meiner Wassersäcke, so daß man meinte, sie seien wohl durstig. Aber auch damit war's nichts. Als ich nämlich sachte die Emballage aufhob, fand ich meine Spitzbuben im heftigsten Kampfe mit den weißen Ameisen (Termiten), welche in der Wüste sich überall zeigen, wo etwas Feuchtigkeit in den Boden dringt. Trotz heftigster Gegenwehr packte schließlich einer um den andern dieser schwarzen Schlingel ein armes Termitchen zwischen seine glänzenden Zangen. Zu meiner größten Verwunderung sah aber, wie etwa zwei Meter vom Kampfplatz ein ziemlich großer Kerl einen um den andern der beutetragenden Plünderer in seinem Laufe aufhielt und sich schließlich fast alle auf demselben Platze mit ihren armen Opfern im Schnabel wieder versammelten. Aber noch nicht genug, etwa 30–40 Stück ließen ihre Beute fallen, gingen wieder zurück auf den Kampfplatz, und zu meiner größten Ueberraschung suchten sie diesmal keine weißen Feinde, sondern ihre schwarzen Genossen, von welchen sie einen um den andern ebenfalls in ihren Zangen zu dem Gros hintrugen, das immer noch auf demselben Platze wartete, und erst als keine Nachzügler mehr kamen, zog die ganze Gruppe eiligst ihrem Loche zu, um in demselben mit ihrer Beute zu verschwinden. Ob diejenigen schwarzen Ameisen, die von ihren Genossen heimgetragen wurden, am Ende gar tot waren, habe ich nicht konstatieren können.

Meine Reisegenossen, Herr L. Chefneux und Moudon, waren mit mir so überrascht über die musterhafte Ordnung, in welcher der ganze Feldzug verlief, daß sie den ganzen Abend nur noch Naturwissenschaft trieben.

Herr Chefneux war so freundlich, mir zu versprechen, Ihnen zwei Fläschchen mit Ameisen zukommen zu lassen, die ich von der Küste bis nach Alin-Amba am Fuße des abessinischen Hochplateaus für Sie gesammelt. In einem der Fläschchen sind nur Ameisen, die in dem Somali gesammelt, im andern sind solche vom Plateau von Harar (bis 2800 Meter über Meer) und den Dankaliländern (400–900 Meter über Meer). Hier droben werden ich Ihnen noch abessinische Ameisen sammeln und bei bester Gelegenheit zukommen lassen.

Und nun, geehrtester Herr Professor, nochmals meinen herzlichsten Dank für die mir bewiesene Freundschaft und tausend Grüße von Ihrem ergebenen

Alfred Ilg.

Aus diesen Zeilen ersieht man, wie der Laie auf dem Gebiet der Ameisenkunde dennoch das Zeug zu einem vortrefflichen Beobachter besitzt. In jenen Jahren wurde auch den ethnographischen Dingen lebhafte Aufmerksamkeit geschenkt und eine mustergültige Sammlung erworben, die später in der Schweiz lebhafte Beachtung erfuhr. Zurzeit ist sie noch sorgfältig gehütet im Besitz der nachgelassenen Familie.

Mehr und mehr wurde A. Ilg auch durch politische Fragen in Anspruch genommen. Es bereiteten sich Dinge vor, die erhöhte Wachsamkeit verlangten, und schließlich sollte sich jener kurze Sturm entfesseln, der das geeinigte äthiopische Reich auf eine harte Probe stellte, wie wir es bereits im vorigen Kapitel geschildert haben.

Ich finde in den Tagebüchern die Bemerkung, daß der Kaiser zu jener Zeit sehr nervös war. Den Eisenbahnprojekten war diese Situation nicht gerade förderlich, und Ilg schreibt: „Ich bin deshalb genötigt, mit äußerster Vorsicht vorzugehen, hoffe aber trotz alledem zu reüssieren; nur muß der heutige Sturm etwas verbraust sein.“ Aber die Wogen glätteten sich wieder, und bereits im April 1894 konnte er einem Freund und Reisegenossen schreiben:

„Frohe Nachricht! Mein Vertrag mit dem Kaiser für die Verwirklichung des Eisenbahnprojektes ist unterschrieben und gestempelt. Endlich, endlich nach so mancher schlaflosen Nacht kann ich ruhig und getrost mit frohen Hoffnungen in die Zukunft sehen. Von heute an habe ich mit meiner Eisenbahn nur noch mit Europa zu kämpfen; von Abessinien bin ich in dieser Beziehung unabhängig.“

VIII.

Alfred Ilg als Staatsminister von Abessinien

Als Ilg nach der Katastrophe von Adua wieder nach Abessinien kam, fand er wesentlich veränderte Verhältnisse vor. Das Land hatte sich zu erholen begonnen und das Volk seine nationale Gesinnung gewaltig gefestigt; die Erfolge gegenüber einer europäischen Macht hatten das Selbstvertrauen gehoben, zumal da der Abessinier ein stark ausgesprochenes Selbstbewußtsein besitzt. Nie hatte sich die nationale Einigkeit glänzender geoffenbart als in jenen kritischen Tagen, da ein mächtiger Gegner die Existenz des Reiches bedrohte. Abessinien hatte den Beweis geleistet, daß diese Einigkeit das Reich stark machte.

Der Kaiser Menilek wurde stark umworben; die europäischen Mächte schickten ihre Gesandtschaften nach der Hauptstadt und überbrachten reiche Geschenke, die zu den Füßen eines Herrschers niedergelegt wurden, der gezeigt hatte, daß er auf seiner „Majestät" beharrte und sich nicht einfach als „Hoheit" fühlte.

Es schmeichelte Menilek, daß die europäischen Mächte an die Bedeutung und Entwicklungsfähigkeit seines Reiches glaubten. Aber damit erwuchsen ihm auch neue Aufgaben. Bis dahin hatte die innere Politik überwogen, und auf diesem Gebiet war er durchaus feudaler Herrscher, der sagen durfte: L'état — c'est moi! Er verkörperte das Reich, dessen Wohl in seine Hände gelegt war. Natürlich hatten die Großen des Reiches auch einen gewissen Einfluß; eine Anzahl Vertrauensmänner gingen am Hofe aus und ein, um ihre Wünsche vorzubringen. Aber die letzte Entscheidung bei allen Staatshandlungen behielt sich der Kaiser vor. Es war seine persönliche Sache, wen er als Vertrauensmann ansehen wollte.

Als feiner Kopf übersah er die internen Verhältnisse voll-

kommen klar; sein gutartiger, zuweilen weicher Charakter verschaffte ihm überall Sympathien; daneben konnte er nicht nur sehr energisch, sondern gelegentlich geradezu starrköpfig werden. Trotzdem vertrug er Widerspruch; ja, er haßte die Schmeichler und brachte sein Vertrauen nur solchen Naturen entgegen, die durchaus ehrlich waren und es wagten, die ungeschminkte Wahrheit zu sagen.

Nun kam aber die äußere Politik hinzu, und Menilek mußte sich auf ein Parkett begeben, das für ihn ungewohnt war und auf dem er sich weniger sicher bewegte. Unser altes Europa betrachtete er aus der Ferne nicht ohne stille Bewunderung, aber auch mit entschiedener Vorsicht. Die Engländer beurteilte er ungefähr wie sein hochverehrter Vetter Ras Makonnen, der da meinte, sie gleichen den Katzen, die es gern haben, wenn man ihnen schmeichelt, die aber kratzen, sobald man sie wegnimmt. Er behielt stets in treuer Erinnerung, daß sie seinen Vorgänger Theodoros nicht eben glimpflich behandelt hatten. Im übrigen wahrte er im Verkehr alle höflichen Formen, wie er dies auch allen anderen fremden Nationen gegenüber zu tun pflegte, solange kein Grund zu vorsichtiger Reserve vorhanden war.

Die Sachen aber standen so, daß einem geregelten diplomatischen Verkehr mit den auswärtigen Mächten nicht mehr auszuweichen war, und dazu bedurfte es für Abessinien eines besonderen Staatsmannes, der dieser Aufgabe gewachsen war. Es wurde daher für das äthiopische Reich eine besondere Instanz geschaffen — ein Staatsministerium —, dem in erster Linie die Ueberwachung der auswärtigen Politik anvertraut werden sollte.

Wem dieses Amt zufallen sollte, darüber konnte unter obwaltenden Umständen kein Zweifel bestehen, und am 27. März 1897 wurde Alfred Ilg zum Staatsminister von Aethiopien mit dem offiziellen Rang einer „Exzellenz" ernannt. Aus dem Ingenieur des Kaisers war so der amtlich beglaubigte und hochstehende Staatsmann geworden, der nun ein volles Jahrzehnt hindurch als erster Ratgeber des Kaisers die Beziehungen zu den fremden Staaten zu regeln hatte.

Alfred Ilg war damit auf eine Stufe gelangt, die vorher niemals einem Europäer zuerkannt worden war und wahrscheinlich auch in Zukunft nie mehr von einem Europäer erklommen werden wird. Seine Stellung war höchst einflußreich; sie entsprach etwa dem, was in unseren Staaten ein Minister des Auswärtigen bedeutet; daneben übte er noch die Funktionen eines Ministers der öffentlichen Arbeiten im Kaiserreich aus.

Offenbar waren der Kaiser, die Großen des Reiches und die Volksmeinung darüber einig, daß A. Ilg billigerweise mit einer so hervorragenden Stellung betraut werden müsse. Man hatte ihn lange genug als Privatmann beansprucht; er hatte dem Staat unschätzbare Dienste geleistet; er hatte sich als zuverlässiger Freund des abessinischen Volkes ausgewiesen; die glänzenden Erfolge von Adua waren gewiß das Werk der tapferen Armee; aber auch Ilg gebührte ein wesentlicher Anteil, da er dem Kaiser oft genug kluge Ratschläge erteilt, dabei ihn rechtzeitig auf die heranziehende Gefahr aufmerksam gemacht hatte. Für gewisse Gegner Ilgs, die Ursache hatten, seinen geraden Charakter zu fürchten, dürfte diese Wendung nicht übermäßig angenehm gewesen sein.

Es ist richtig, daß diese Auszeichnung nicht mehr verfrüht war – in Abessinien geht's eben in solchen Dingen langsam vorwärts. Sollen wir ein akademisches Bild gebrauchen, so war A. Ilg viele Jahre hindurch sozusagen eine Art diplomatischer Privatdozent, der etwas lange auf Beförderung zu warten hatte; als diese dann endlich erfolgte, da ging's im Eilschritt – er wurde nicht allein Ordinarius, sondern gleichzeitig Geheimrat und Exzellenz!

Wie angesehen der neue Minister noch im Jahre 1912 war, bezeugt der Abessinienreisende Montandon, der von einem Gallahäuptling nach seiner Nationalität gefragt wurde und sich als Schweizer legitimierte, worauf der Häuptling meinte: Ah, wie Monsieur Ilg! Auf seinen Reisen im Lande wurde Ilg von Hunderten von Soldaten begleitet, und ehrfurchtsvoll kamen die Statthalter, um ihn zu begrüßen. Aber schon vor der Ernennung zum Minister war Ilg im Volke sehr populär gewesen, wie ich selbst zu

konstatieren Gelegenheit hatte. Ein Abessinier aus Godjam, zeitweilig Führer meiner Karawane im Somaliland während des Jahres 1891, unterhielt sich gelegentlich mit mir über abessinische Dinge, und es entstand folgendes Gespräch:

Hast du, Habeschi, schon einmal von einem Schweizer gehört?

Gewiß, wir haben auch einen Schweizer in Abessinien.

Wie heißt er?

Wer wollte diesen Schweizer nicht kennen. Er heißt Ilg.

Was ist er denn?

Oh, der ist beim Kaiser der einflußreichste Mann in Abessinien. Er ist viel mächtiger als ein Ras. Ein Statthalter oder Ras bedeutet gar nichts ihm gegenüber!

Mit der Ernennung zum Minister und mit der Verleihung des Attributes Exzellenz wurde ihm der höchste Orden von Abessinien, der Stern von Aethiopien verliehen. Er lehnte diesen jedoch ab mit dem Hinweis, daß noch kein Ras diesen Orden besitze. Erst später nahm er ihn an, und ein hübsches Dokument begründet in amharischer Sprache diese Auszeichnung.

Von nun an erschien der äthiopische Minister regelmäßig in dieser Eigenschaft im „Gothaischen Hofkalender".

Im Hinblick auf die vielen Repräsentationspflichten mußte natürlich auch die ökonomische Stellung des Ministers entsprechend geregelt werden. Man hat behauptet, daß Ilg bedeutende Einnahmen an Sporteln hatte, indem alle Gesuchsteller dem Minister eine gewisse Summe zu entrichten hatten. Wollte z. B. jemand eine Konzession von der Regierung erwerben und wandte er sich an Minister Ilg, so habe er eine bestimmte Quote an ihn auszuzahlen gehabt.

Ich bemerke hier solchen Angaben gegenüber, daß A. Ilg gar keine Sporteln erhoben hat. Er wurde vom Kaiser gelegentlich mit einer größeren Summe Bargeld bedacht; seine Bezahlung bestand aber der Hauptsache nach in einem Lehen, d. h. einem größeren Ländereienkomplex mit 870 großen Bauerngütern, deren Besitzer ihm tributpflichtig waren. Der Kaiser belehnte ihn mit der Landschaft Mullu, die ungefähr eine Ausdehnung hat wie die Kantone Schwyz



Minister Alfred Ilg in Amtstracht

und Zug zusammen. Es war ein schönes und fruchtbares Lehen, an Adis Abeba angrenzend, auf dem Ilg als Gouverneur schaltete. Wie hoch es eingeschätzt wurde, geht aus der Tatsache hervor, daß der Bischof Mathaeos sich vorher um dieses Lehen bewarb.

Ein strenger Herr gegenüber seinen Lehensleuten, fleißigen und friedlichen Bauern, war A. Ilg gewiß nicht. Tag für Tag erhielt er Besuch von diesen Bauern, die um Steuernachlaß einkommen wollten. Es kam vor, daß die Statthalter benachbarter Ländereien sich beim Kaiser darüber beklagten, daß Bauern in das von Ilg so milde verwaltete Gebiet auswanderten.

Man würde irren, wenn man annehmen wollte, daß die Tätigkeit des neuernannten Ministers sich zu einer Art Sinekure gestaltet habe. Der Kaiser ging mit gutem Beispiel voran und war stets ein unermüdlicher Arbeiter; aber auch von seiner Umgebung verlangte er völlige Hingabe im Amt. Daher erschien Ilg bereits am frühen Morgen in der kaiserlichen Burg, pflog Beratungen über die laufenden Staatsgeschäfte und kehrte abends selten früh in seine Privatwohnung zurück. Hier hielten ihn meistens noch Korrespondenzen bis gegen Mitternacht, oft auch noch darüber hinaus am Schreibtisch fest.

Am Hofe herrschte bei diplomatischen Empfängen eine peinlich zu beobachtende Etikette; bei Festlichkeiten liebte es der Herrscher, einen gewissen Prunk zu entfalten. Aber auch seine Umgebung war damit im Einklang, und Ilg erschien in solchen Fällen in reichgeschmückter Diplomatenuniform, die er auf Befehl des Kaisers hatte anfertigen lassen. Auch der schön verzierte Degen durfte dabei nicht fehlen.

Wir geben hier die Schilderung eines Empfanges, welcher der deutschen Gesandtschaft 1906 beim Kaiser in Adis Abeba bereitet wurde. Der sehr anschaulichen Darstellung, die uns Felix Rosen als Augenzeuge geliefert hat, entnehmen wir folgendes:

„Acht Tage nach unserer Ankunft in Adis Abeba ritten wir in großer Gala zu der Burg des Negus hinüber, wohin schon in den frühen Morgenstunden die Geschenke überbracht worden waren. Das

Außentor des „Gebi", vor welchem die Besucher sonst absitzen müssen, war für uns geöffnet, und in geschlossenem Zuge gelangten wir durch die langgestreckten Höfe an niedrigen Wirtschaftsgebäuden vorbei zu einer zweiten und dritten Pforte, an welcher uns im Namen des Negus Herr Staatsrat Ilg empfing. Zu Fuß betraten wir den letzten Hof, wo im Schatten schlanker Eukalyptusbäume, gegenüber der runden Hofkirche die kleine Audienzhalle steht, ein Holzbau in luftiger, durchbrochener Arbeit, halb im ägyptischen Muscharabiehstil, halb an die Schweizerhäuschen in Herrn Ilgs Heimat erinnernd.

Vor der Halle traten die Gardedukorps an. Wir stiegen die Stufen empor und verneigten uns vor dem Negus, der, nur von seinen Vertrauten und einigen Hofchargen umgeben, auf einem niedrigen Diwan saß und uns lebhaft bewillkommnete.

Rechts vom Thron standen vergoldete Sessel, auf welchen wir Platz nahmen. Gegenüber ließen sich die höchsten Würdenträger nieder, Ras Wolda Giorgis und Ras Tassama, Kamiasmatsch Ipsa, Meníleks Hofrendant und Palastverwalter, Staatsrat Ilg und ein paar graubärtige Generale.

Nach Erledigung der Begrüßung und der üblichen Fragen nach Befinden und Wohlergehen bat unser Gesandter um die Erlaubnis, dem König der Könige von Aethiopien die Gaben zu überreichen, welche Se. Majestät unser Kaiser uns zu überbringen befohlen hatte. Der Negus drückte durch eine leichte Verbeugung seine Zustimmung aus. Erwartungsvolle Stille herrschte.

So trat unser Gesandter, gefolgt von Graf Eulenburg, vor den Throndiwan hin, um dem Beherrscher Aethiopiens als Erstes das Großkreuz des Roten Adlerordens zu überreichen, das ihm Seine Majestät unser Kaiser verliehen hatte. Kurze, der Bedeutung des Augenblickes entsprechende Worte begleiteten den feierlichen Akt. Die Gardedukorps präsentierten; auf der nahen Terrasse wurde Salut gefeuert. Menilek, der sich von seinem Sitze erhoben hatte, verbarg die lebhafte Genugtuung nicht, die er empfand. Auf seinen Wunsch wurden ihm die Abzeichen des hohen Ordens, den Graf

Eulenburg auf einem seidenen Kissen in den deutschen Farben gehalten hatte, sofort angelegt, Stern, Kreuz und das breite von Schulter zur Hüfte reichende Ordensband. Zum Herrscher geboren, machte Menilek bei dieser Szene vorzügliche Figur, und voller Bewunderung lagen auf ihm die Blicke seiner Großen und Vertrauten. Herr Ilg hatte die begleitenden Worte unseres Gesandten mit lauter Stimme ins Amharische übersetzt; jedermann würdigte die in der Verleihung eines so hohen Ordens gelegene Wertschätzung."

Menilek wurde diesmal wieder offiziell als „Majestät" tituliert.

Auf dem Gebiete der inneren Angelegenheiten wurde Ilg stark in Anspruch genommen durch die neuzuerrichtenden Spitalbauten in Adis Abeba. Die Mutter der Kaiserin hatte in dieser Sache eine rege Initiative entwickelt, und der Kaiser bewilligte reiche Mittel für die Ausstattung, die natürlich von Ilg überwacht werden mußte. Das Institut wurde rasch vollendet und gereicht der Hauptstadt zur Zierde. Das ärztliche Personal bestand aus tüchtig durchgebildeten russischen Aerzten und ausgezeichneten Krankenpflegern und Apothekern, die zum Teil schon während des italo-äthiopischen Krieges mit dem russischen Roten Kreuz angekommen waren.

Viel Mühe verursachten sodann die zahlreichen Expeditionen, die im Anfang der ministeriellen Tätigkeit nach Abessinien kamen und denen Ilg als sachkundiger Berater an die Hand gehen mußte, auch beim Kaiser die erforderlichen Audienzen und Geleitbriefe auszuwirken hatte. Der Kaiser fand zwar nachgerade, daß der wissenschaftliche Drang der Europäer anfange, etwas stürmisch zu werden, und bei seiner diplomatischen Feinheit konnte er den Verdacht nicht los werden, daß hinter manchen dieser „wissenschaftlichen Expeditionen" sich politische Zwecke zu verbergen suchten. Er verlangte daher, daß die in seinem Lande herumreisenden Europäer sich die erforderliche Erlaubnis verschaffen sollten, und wies seine Gouverneure an, ihnen nur dann freien Durchzug zu gestatten, wenn ein kaiserliches Schreiben vorgewiesen werde; im andern Falle seien sie gehalten, fremde Expeditionen zu veranlassen, sich vorerst ein solches zu verschaffen.

Daß die große Expedition Vittorio Bottegos, eines trefflich geschulten Italieners, in Westabessinien ein tragisches Ende nahm, erklärt sich aus dem allgemeinen Mißtrauen der Abessinier einerseits, aus der Verquickung von geographischer Forschung und Politik anderseits.

Im Jahre 1897 kam der Prinz Henri d'Orléans nach Schoa und verursachte hier viele Umtriebe. Er gab vor, daß er nach Kaffa, nach dem Rudolfsee und nach Lado reisen wolle. Es wurde etwas viel Aufhebens von dieser prinzlichen Abessinienfahrt gemacht; aber sehr seriös war das Unternehmen nicht; dagegen bereitete es Ilg allerlei Verwicklungen. Täglich erhielt er von dem Prinzen etwa ein Dutzend Billets mit allen möglichen Anliegen; dann aber reiste der Prinz von Orléans ab, ohne Ilg Lebewohl zu sagen. Er war eben sehr ungehalten, daß dieser ihm beim Kaiser keine Dekoration verschafft hatte. In Wirklichkeit hatte unser Minister den Kaiser gebeten, dem Prinzen einen Orden zu verleihen, da es ihm, wie er an Chefneux schreibt, vollkommen gleichgültig sein konnte, ob ein Charlatan mehr oder weniger dekoriert sei. „Der Kaiser hat mir deswegen den Kopf gewaschen und gesagt, daß er nicht jemand dekoriere, der zu Pferde hiehergeritten, sonst aber kein Verdienst habe. Ich war zu gutmütig, um den Bittstellern die Antwort des Kaisers zu berichten", schreibt Ilg.

Zu jener Zeit gab ihm auch der Russe Leontieff viel zu schaffen. Es war das eine seltsame Figur, so eine Art Neuauflage des berühmten Abenteurers Benjowsky, ein Mann von äußerst angenehmen Umgangsformen, ja von geradezu faszinierendem Wesen, hinter welchem sich aber ein Charakter verbarg, der zu größter Vorsicht mahnte.

Graf Leontieff kam von Petersburg her, wo er Beziehungen am Hofe unterhielt und aus der Privatbörse des Zaren namhafte Summen bezog, die ihm das Reisen ermöglichten. Bei seiner Ankunft in Adis Abeba zeigte er sich ungemein splendid und warf mit reichen Geschenken um sich, was natürlich die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese interessante Persönlichkeit lenkte. Im übrigen

ging ihm schon von Paris her der Ruf voraus, daß er mit sehr distinguierten Persönlichkeiten verkehre. Er trug sich mit allerlei phantastischen Plänen, und solche Naturen können oft ganz brauchbare Dienste leisten. Freilich darf man sie offiziell nie zu nahe kommen lassen und muß sie im gegebenen Moment wieder abschütteln können. Er hat vielfach zwischen Rußland und Abessinien vermittelt, und Menilek II. ernannte ihn am 12. Juni 1897 durch ein besonderes Dekret zum Generalgouverneur der Aequatorialprovinz „en raison des services rendus par amitié à mon gouvernement".

Menilek, der für originelle Naturen stets ein hohes Interesse hatte, traute offenbar diesem findigen Russen die Fähigkeit zu, aus der Aequatorialprovinz etwas zu machen. Freilich mußte diese eigentlich erst erobert werden, wobei sich Leontieff mit den von ihm mitgenommenen Europäern keinen Zwang antat, sondern unter den Eingebornen nach echt russischer Art hauste. Es gingen ernste Klagen ein, die den Kaiser recht unangenehm berührten. Schon im April 1898 macht er deswegen dem russischen Grafen Bemerkungen, indem er ihm schreibt: „Je Vous avais dit que je Vous donnerai un pays que Vous organiserez d'après les lois de notre pays, mais je ne pensais pas que Vous exageriez les choses."

Mit Hilfe einer belgischen Gesellschaft sollten nun die Naturschätze der neuen Gebiete ausgebeutet werden. Es kam dann auch in der Tat eine Sendung Elfenbein nach Europa; Leontieff hatte diese Ware bei den Eingebornen auf eine nicht ganz einwandfreie Weise zusammengetrieben und durch Ankäufe von Zähnen vermehrt – dann aber blieben die Naturschätze aus, und Dividenden haben die Belgier nicht zu verteilen gehabt. Leontieff verließ mit dem Rest seiner Habe sein Abessinien, blieb für längere Zeit verschollen und tauchte dann im fernen Osten während des russisch-japanischen Feldzuges auf, wo er als Armeelieferant wieder zu Geld kam; seither aber ist er gestorben.

So vorsichtig Ilg dieser seltsamen Persönlichkeit gegenüber sich

verhielt, so wurde er doch später, wie wir an anderer Stelle zeigen werden, in eine recht unangenehme Situation verwickelt.

Etwas erfreulicher war eine Aufgabe, die im Grund genommen auch für Aethiopien einige Bedeutung hatte; wir meinen nämlich die Wildschutzbestrebungen.

Das Foreign Office in London hatte in jener Periode die Mittel und Wege beraten, wie der drohenden Vernichtung des afrikanischen Wildstandes am wirksamsten entgegengetreten werden könnte. Alle Mächte, die Kolonien in Afrika besitzen, waren zur Teilnahme an einer Konferenz eingeladen worden, die internationale Vereinbarungen feststellte. Der Vertreter Englands in Adis Abeba, Mr. John Harrington, verhandelte mit Alfred Ilg, um auch Abessinien zum Beitritt zu bewegen. Menilek als großer Freund der Tierwelt ließ sich leicht gewinnen. Der Abschuß der schönen Kudu-Antilope wurde gänzlich untersagt und die Elefantenjagd eingeschränkt, da ja der Kaiser ein fiskalisches Interesse an der Erhaltung dieser Dickhäuter hatte. Heute darf ohne besondere Erlaubnis selbst ein Gouverneur keine Elefanten jagen. Im Südwesten wurde stark auf das schöne Grevy-Zebra gejagt, an dessen Erhaltung die Wissenschaft ein großes Interesse hat, und es ist nunmehr auch der reiche Wildstand der Somaliländer gesichert.

Als gleichzeitiger Leiter der öffentlichen Arbeiten in Abessinien wurde Minister Ilg immer stärker in Anspruch genommen durch den Ausbau des Verkehrswesens. Schon im Mai 1900 erstattete er, der sich inzwischen aus geschäftlichen Gründen in Europa aufhielt, an der Hauptversammlung der zürcherischen geographisch-ethnographischen Gesellschaft über die Verkehrsverhältnisse in Aethiopien einen einläßlichen Bericht.

Schon damals bestand eine Telephon- und Telegraphenlinie zwischen Harar und Adis Abeba, ein regelmäßiger achttägiger Postdienst verband die Hauptstadt mit der Küste; weitere telephonische und telegraphische Linien waren in der Ausführung begriffen, so daß dieses Netz nach allen Richtungen im Reiche die Orientierung ermöglichte.

Die neue Münze, die sich beim Volke einlebte, erleichterte den Handelsverkehr. Längst war das Bedürfnis nach Kleingeld vorhanden; denn die Salzstücke oder Amule waren um so unbequemer, als zum Bezahlen von etwa 60 Centimes drei Pfund davon erforderlich waren und daher eine recht bescheidene Summe in Salzgeld schon eine Eselslast ausmachte.

Die Hauptsorge, die vorzugsweise auf den Schultern Ilgs lastete, bildete der Bau der äthiopischen Eisenbahn. Schon im ersten Jahre der ministeriellen Tätigkeit, nämlich Ende 1897, war die Finanzierung so weit vorgeschritten, daß mit dem Bau begonnen werden konnte. Der Gegenstand ist zu wichtig, um hier auf einigen Seiten abgewandelt werden zu können. Wir geben an der Hand der vorhandenen Dokumente eine eingehende Geschichte dieses Unternehmens, weil dabei seltsame Einblicke in die gewundenen Wege der europäischen Politik eröffnet werden.

Hier sei nur hervorgehoben, daß in der Folge diese Eisenbahnangelegenheit für Ilg eine stetige Quelle des Verdrusses werden sollte. Sein höchster Ehrgeiz, die im Innern Aethiopiens gelegene Hauptstadt Adis Abeba mit der Meeresküste durch eine bequeme Eisenbahnlinie zu verbinden, ist heute verwirklicht; aber nicht mit Freude sah er sein großes Lebenswerk der Vollendung entgegengehen – reiche Enttäuschungen warteten seiner. Schon 1902, da Ilg in Europa weilte, war Kaiser Menilek der Sache fast überdrüssig geworden, und als Ilg wieder nach Djbuti und Diredau zurückkehrte, erfuhr er, daß der Kaiser den Weiterbau der Bahn einfach sistiert hatte. In Eilmärschen zog Ilg nach Adis Abeba, um Ordnung zu schaffen, und bereits am zweiten Tag gelang es ihm, den Kaiser zur Zurücknahme des Verbotes zu bewegen.

Später kamen aber weitere Verwicklungen, und 1905 gedachte der Kaiser, durch verschiedene Vorgänge verärgert, den französischen Unternehmern den Weiterbau von Harar an gänzlich aus der Hand zu nehmen, und gab Ilg den wohlmeinenden Rat, alle seine finanziellen Interessen und sonstigen Ansprüche an die Engländer abzutreten. Letztere hatten sich anerboten, in weitgehender und durchaus

loyaler Weise sich mit Ilg abzufinden. Der Kaiser hatte das Dekret, das den Eisenbahnbau den Engländern übertragen hatte, bereits ausgefertigt (1905) und stand im Begriff, es abgehen zu lassen, als Ilg im letzten Augenblick seinen Herrscher beschwor, diesen Akt zu unterlassen.

Ilg stellte seinem Kaiser vor, daß es doch Frankreich gewesen sei, das bisher für die Eisenbahn große finanzielle Opfer gebracht habe, und es daher undankbar wäre, das Unternehmen den Franzosen aus der Hand zu nehmen, um es den Engländern auszuliefern.[1]

Es war wieder einmal bei Ilg der ehrliche Idealist mit dem nüchternen Geschäftsmann gehörig durchgebrannt! Leider wurde später seine noble Gesinnung von den damaligen leitenden französischen Staatsmännern (die ich natürlich nicht mit der französischen Nation identifizieren will!) sehr schlecht belohnt und Ilg von ihnen so unfein behandelt, daß er allerdings richtiger getan hätte, dem Rate des Kaisers zu folgen und den Engländern seine Interessen auszuliefern. Wie sehr Ilg Freude an seiner Lieblingsschöpfung erlebte, geht aus einem Brief an seinen Freund Walter Baumann in Zürich hervor, den ich hier im Wortlaut veröffentliche, weil er ein getreues Bild seiner damaligen Lage gibt:

Adis Abeba, 30. Juli 1905.

Geehrtester Herr Baumann!

Darf ich wohl auf Ihre freundliche Nachsicht rechnen, wenn ich erst heute Ihren lieben Gruß aus Assuan beantworte. Ich hoffe es; denn Sie wissen ja gewiß, wie ungemein rasch in Afrika die Zeit verfliegt und ganz besonders, wenn man so mit Tribulationen aller Art überhäuft ist, wie dies mir geschieht. Es scheint mir immer mehr, als ob mir hier die reinste Sysiphusarbeit zugefallen wäre. Wenn ich glaube, schließlich an einem Ende anzulangen, kraks, ist wieder irgend etwas los und heißt es fast wieder von vorne anfangen.

[1] Als Zeuge könnte John Harrington angeführt werden, der damals als englischer Vertreter in Abessinien die Interessen seines heimatlichen Landes in ebenso kluger wie energischer Weise verfocht. J. Harrington kann bestätigen, daß er Ilg im Namen Englands alle finanziellen Zusicherungen gab und mit Kaiser Menilek in Adis Alem die Depesche vereinbarte, die Frankreich die äthiopischen Bahnen aus der Hand genommen hätte. Nach vieler Mühe gelang es Alfred Ilg, den Kaiser an der Absendung der Depesche zu verhindern.

Sie haben ja gewiß vernommen, wie vor 3½ Jahren die französische Regierung unserer Gesellschaft der äthiopischen Bahnen mit einer jährlichen Subvention während 50 Jahren beigesprungen, dabei aber durch eine Konvention erstens die Gesellschaft so gebunden, daß ihr das Schnaufen fast vergeht, und zweitens durch jene Konvention sich nicht nur ganz unbefugt in die Souveränitätsrechte Aethiopiens mischte, sondern auch einen Protestationssturm der andern hier interessierten Mächte heraufbeschworen hatte. Die Folge war denn auch die Sistierung des Fortbaus der Eisenbahn von Diredaua nach Adis Abeba, eine ganz bedeutende Erkältung in den französisch-äthiopischen Beziehungen und drittens eine delikate und langwierige diplomatische Unterhandlung zwischen Frankreich, England, Italien und neuerdings auch Deutschland. So lange Minister Delcassé das Portefeuille des Auswärtigen in den Händen hatte, durften wir von ihm nicht eben viel hoffen; denn die leidige Faschodageschichte, bei welcher auch Aethiopien eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hatte, spielte bei Delcassé etwas wie „la corde du pendu", und er war deshalb nie sonderlich gut auf Aethiopien und was drum und dran hing zu sprechen. Mit wahrer Genugtuung begrüßten wir deshalb Herrn Rouvier als Minister des Auswärtigen, da er Aethiopien und unserer Bahn freundlich gesinnt war und als ganz außerordentlich gewiegter Finanzmann den Geldkalamitäten der Gesellschaft ein Ende bereiten konnte. Mit dem größten Erstaunen hörten wir nun, daß Herr Rouvier in den äthiopischen Angelegenheiten in die Fußstapfen seines Vorgängers getreten und im Begriffe stehe, mit London und Rom eine Konvention abzuschließen, die in der Hauptsache Aethiopien in drei Interessensphären teilt. Nicht nur ist ganz sicher vorauszusehen, daß Kaiser Menilek einer derartigen Konvention sein energisches Veto entgegensetzt; wir können ebenso sicher darauf rechnen, daß dadurch der so nötige Weiterbau der Eisenbahn auf Jahre hinausgeschoben wird und damit erstens der Fortschritt Aethiopiens in kommerzieller und industrieller Beziehung; zweitens kommt die Existenz unserer Gesellschaft ernstlich in Frage, da sie mit dem bereits erstellten Teilstück durch die Wüste selbstverständlich nicht bestehen kann. So stehen wir denn nach 3½-jähriger Diskussion und Unterhandlung vor der angenehmen Aussicht, noch einmal von vorne anfangen zu müssen. Hol' der Kuckuck die Diplomaten! Es ist mir vom staatsrechtlichen Standpunkt überhaupt unerklärlich, wie sich die drei beteiligten Mächte ihre Aktion in dem aufgeteilten Aethiopien vorstellen, um so weniger als diese vorläufige Aufteilung in drei Interessensphären nolens volens eine ökonomische bleiben muß. Wenn nämlich von den drei Teilnehmern sich auch jeder auf seinen Interessensektor beschränkt, so sehe ich doch nicht ein, wie sie es verhindern wollen, daß Deutschland, Oesterreich, Nordamerika usw. nach Gutdünken nach freier Konkurrenz in Aethiopien vorgehen. Was jene drei Mächte abmachen, ist natürlich weder für Kaiser Menilek noch für andere Mächte bindend. Man sollte doch meinen, die Marokko-Lektion hätte den gesunden Menschenverstand wecken helfen.

Selbstverständlich ist die Gegenwirkung auch hier in Aethiopien recht fühlbar geworden. Kaiser Menilek weiß ganz gut, daß er natürlich Abmachungen dieser Art zwischen den Mächten nicht verhindern kann, wohl aber ihre Anwendung

in seinem Reiche, und zwar auf die einfachste Weise, indem er sich und sein Reich einfach gegen alle Neuerungen abschließt und damit beginnt, daß er die Konzession für den Weiterbau der Eisenbahn verweigert.

Wie Sie sehen, ist also auch hier meine so langjährige Tätigkeit jetzt zu dem Resultate gekommen, noch einmal vorne anfangen zu müssen und zu sehen, wie es zu machen, daß das Kind nicht mit dem Bade ausgeschüttet wird. Diese leidigen politischen Zwiste hatten zudem natürlich auch die Beziehungen des diplomatischen Korps unter sich und mit den äthiopischen Autoritäten aus Rand und Band gebracht und ich weible als Friedensapostel von Pontius zu Pilatus und muß mich leider nur zu oft von allen scheel ansehen lassen, da man mir leider für alles eher Kredit geben will als für meine Haupteigenschaft als unabhängigem Schweizer und redlichem Makler. Hie und da würde ich am liebsten die Flinte ins Korn werfen und vom lieblichen Gestade des Zürichsees zusehen, wie sich die Herren Europäer am äthiopischen Löwentatzen Schrammen holen; aber Gott sei Dank gewinnt meine Tatkraft und mein so lange gehegtes Interesse an Aethiopien wieder die Oberhand und werfe ich mich immer neuerdings in den Strudel. Recht schwer wird meine Aufgabe namentlich dadurch, daß der Kaiser, durch diese politischen Händel und Eifersüchteleien selbst angeekelt, sich immer mehr zurückzieht und selbst den wohlgemeintesten Räten nur noch halbes Ohr leiht und zudem fast kaum mehr zu einer eingehenden Diskussion zu haben ist, sondern auskneift, wo es nur immer möglich. Die Hauptkraft und Resistenz dieser Orientalen liegt ja in der Kunst, alle Geschäfte in die Länge zu ziehen, damit Zeit zu gewinnen und auf diese Weise jede Initiative lahm zu legen.

Verzeihen Sie diese lange Jeremiade, mein lieber Herr Baumann; aber die Gewißheit, bei Ihnen das Verständnis für diese unerquicklichen Verhältnisse zu finden, hat mich ermutigt, Sie damit vielleicht zu belästigen.

Es freut mich, Ihnen mitteilen zu können, daß meine liebe Frau und meine vier Kinder sich alle stets der besten Gesundheit erfreuen. Auch meine europäische Dienerschaft befindet sich wohl, und die ganze kleine Ilgsche Kolonie zählt nun die Tage, die sie noch vom Wiedersehen der lieben Heimat und der Ihrigen trennen. Das wird mir wieder eine hübsche Arbeit geben, diese vielköpfige Familie von Afrika nach Turicum zu führen. Ich kann mich jetzt bald als Karawanenführer engagieren lassen, wenn's nichts mehr Gescheiteres zu tun gibt.

Und nun behüt' Sie Gott und genehmigen Sie die herzlichsten Grüße von meiner lieben Frau wie Ihrem ergebenen Alfred Ilg.

Wir gewinnen hier bereits einen Vorgeschmack von den Freuden und Leiden eines abessinischen Ministers. Wie es ihm mit seinem höchsten Ideal, der Schöpfung einer äthiopischen Eisenbahn erging, sollen die beiden folgenden Kapitel eingehender erzählen.

IX.

Geschichte der äthiopischen Eisenbahn

Erster Teil

Die Eisenbahn als rein kommerzielle Unternehmung

Die bedeutendste Schöpfung, die Alfred Jlg auf dem Gebiet des abessinischen Verkehrswesens aufzuweisen hat, ist ohne Zweifel der Bau einer Eisenbahn, die von der Hauptstadt nach der Meeresküste führt, um als Hauptverkehrsader den reichen Hilfsmitteln, den vielfach brachliegenden Erzeugnissen des von der Küste abgeschlossenen Landes einen richtigen Absatz zu ermöglichen.

Diese Eisenbahn hat eine bewegte Geschichte; sie bildete für Jlg das Schmerzenskind; eine Unsumme von Arbeit ist in ihr verkörpert; schwere Sorgen begleiteten von Anfang an dieses großartige Unternehmen; bittere Enttäuschungen blieben schließlich ihrem eigentlichen Schöpfer nicht erspart, indem andere ernteten, wo die treue Fürsorge unseres Mitbürgers gesät hatte.

Ich muß hier eingehender auf die Geschichte der äthiopischen Eisenbahnen eingehen, weil sie uns ein lehrreiches Stück der europäischen Tatkraft, aber auch ein seltenes Beispiel der verworrenen Winkelzüge europäischer Politik entrollt. Als Quellenmaterial benutze ich die Angaben A. Jlgs, sodann die im ganzen recht objektive Schrift von Th. Lennox Gilmour: Le chemin de fer Ethiopien et les Puissances (1906), sowie die amtlichen Aktenstücke, die aus dem französischen Ministerium veröffentlicht wurden; diese umfassen den Zeitraum von 1896 bis 1909.

Der Gedanke, eine Eisenbahnverbindung für Abessinien ins Leben zu rufen, beschäftigte A. Jlg schon in den ersten Jahren nach seiner Ankunft. Daß er 1878 volle sieben Monate brauchte, um

von der Küste aus endlich Ankober zu erreichen, also eine Strecke von etwa 700 Kilometern zurückzulegen, kam ihm als eine etwas schneckenhafte Geschwindigkeit vor. Seine erste Sorge ging dahin, die bestehenden Karawanenstraßen möglichst zu verbessern, die lästigen Tributabgaben von Stamm zu Stamm zu vermindern, die Sicherheit der Reisenden zu erhöhen. Durch Laufboten wurde ein einfacher Postdienst eingerichtet.

Der Verkehr begann sich in erfreulicher Weise zu heben; immerhin beschränkte sich der Handel auf solche Gegenstände, die bei leichtem Gewicht einen bedeutenden Wert repräsentierten. Schwerere Artikel, wie Kaffee, Häute, Wachs oder Eisenwaren erforderten zu hohe Transportspesen, um auch nur einen bescheidenen Gewinn zu sichern. Der Transport war nur möglich auf dem Rücken der Kamele und erforderte eine Zeit von mindestens sechs Wochen. Dabei mußte eine etwa 600 Kilometer breite Steppenzone im Dankali- und Somaligebiet durchzogen werden, deren Unwirtlichkeit erhöht wurde durch die recht unzuverlässige Bevölkerung. Eine Schädigung der Waren erschien fast unvermeidlich.

Der Gedanke an eine Eisenbahn beschäftigte Ilg ununterbrochen, und er versuchte zunächst beim König von Schoa Stimmung für sein Projekt zu machen. Er verfertigte ein hübsches Modell mit Schienen, Lokomotiven und Wagen, um das Interesse Menileks zu erwecken. Aber er erntete nur mäßigen Beifall; die Aufnahme der Idee war beim König ziemlich ungünstig. Dieser erinnerte sich aus seiner Jugendzeit, daß die Engländer bei ihrem Kampfe gegen Theodoros das Vorschieben von Truppen, Munition und Proviant dadurch erleichterten, daß sie von Arkiko aus eine kleine strategische Bahn erstellten. Der König hatte mit richtigem Blick sofort erkannt, daß es sich da um ein ziemlich gefährliches Projekt handle, das er nicht ohne große Besorgnisse auftauchen sehe und daher am besten abweise. Außerdem hätte eine Bahn niemals gebaut werden können ohne die Einwilligung des damaligen Kaisers Johannes, dessen Zusage nach der Meinung Menileks absolut nicht zu erhalten gewesen wäre.

Es mußte also zunächst abgewartet werden, bis günstigere Zeiten kamen. Erst als im Jahr 1889 Menilek zum Kaiser von ganz Abessinien gekrönt worden war, wurden die Unterhandlungen wieder aufgenommen. Aber erst am 11. Februar 1893 erhielt Ilg vom Kaiser das schriftliche Dekret, das ihn zum Studium der Eisenbahn und zur Bildung einer Gesellschaft offiziell ermächtigte.

Unter vielen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten aller Art wurden die einleitenden Schritte unternommen. Ein langjähriger Freund, Leon Chefneux, der seit 1882 in Aethiopien tätig war, wurde dafür gewonnen, in Europa die nötigen Kapitalien aufzutreiben. Man verlangte naturgemäß von allen Seiten eine genauere Handelsstatistik, bevor man Geld zusicherte. Abgesehen davon, daß eine solche nicht existierte, war auf Grund der bestehenden Handelsverhältnisse nicht auf eine Rentabilität der Bahn zu rechnen. Man mußte sich daher auf die Aussicht beschränken, daß durch die Schaffung einer Bahn eine gewaltige Verkehrssteigerung sofort eintreten werde. Es war das eine Vermutung, die sehr wahrscheinlich war, da Abessinien eine Masse von Naturprodukten erzeugt, die nur auf eine billige Transportmöglichkeit warteten, um ausgeführt werden zu können. Anderseits mußte bei einer Hebung des nationalen Reichtums in Abessinien auch das Bedürfnis nach europäischen Produkten sicher rasch in die Höhe gehen. Schwieriger war es, die Frage nach den Erstellungskosten der Bahn mit genügender Sicherheit zu beantworten, da eben durchaus eigenartige Verhältnisse vorlagen.

Als Ausgangspunkt der Bahn wurde Djibuti in Aussicht genommen. Von Zeila wurde abgesehen, da es unter englischer Oberherrschaft steht und keinen ordentlichen Hafen besitzt; Berbera hat einen schönen, geräumigen Hafen, war aber für eine Bahn nach Abessinien zu weit abgelegen.

Djibuti war damals nur von wenigen Kaufleuten bewohnt, besaß aber ausreichend Trinkwasser und einen ausgezeichneten Hafen. Frankreich hatte dort einen mäßig ausgedehnten Kolonialbesitz; aber es schien nicht wahrscheinlich, daß es weitere Eroberungsgelüste in der Richtung nach Abessinien habe.

Nachdem sich eine Kapitalgruppe schließlich gefunden hatte, handelte es sich um eine definitive Konzession, die von Kaiser Menilek erlangt werden sollte. A. Ilg bemerkt hierüber:

„So sehr der Kaiser eine Eisenbahn wünschte, war es doch eine schwere Aufgabe, ihn nicht nur von der Notwendigkeit, sondern auch von der Nützlichkeit einer finanziellen Beteiligung seinerseits an unserem Werke zu überzeugen, ihn zu bewegen, einen Teil der finanziellen Verantwortlichkeit zu übernehmen, politische Bedenken zu beschwichtigen, die von Seite einiger Großen des Reiches geäußert wurden. Engherzige, kurzsichtige Europäer, Neid und politische Eifersucht mischten sich in die Unterhandlungen, und oft hatte ich Lust, die Flinte ins Korn zu werfen, um so mehr, als ich mir nicht verhehlte, daß die größten Schwierigkeiten erst mit der Ausführung des Baues beginnen werden. Doch das felsenfeste Vertrauen in die Möglichkeit des Unternehmens, sowie die ebenso feste Ueberzeugung, daß nur durch eine bessere und raschere Verbindung mit der Küste es Abessinien ermöglicht sein werde, sich die Segnungen europäischer Kultur anzueignen und dadurch seine Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu wahren, hielten mich aufrecht im ungleichen Kampfe. Nach unzähligen Unterhandlungen, in welchen aufs genaueste jeder Punkt der Konzession disputiert worden war, erhielt ich endlich den 9. März 1894 die Konzession aus den eigenen Händen des Kaisers Menilek."

Dieselbe hat folgenden Wortlaut:

Konzessionsakte mit dem kaiserlichen Siegel.

Art. 1. Seine Majestät Menilek II., König der Könige von Aethiopien, erteilt an Alfred Ilg, Ingenieur, die Ermächtigung, unter dem Namen „Kaiserliche Gesellschaft von Aethiopien" eine Gesellschaft zu bilden, welche die Aufgabe übernimmt, den Bau und Betrieb einer Eisenbahn von Djibuti nach Harar, von Harar nach Antotto und von Antotto nach Kaffa und zum Weißen Nil durchzuführen.

Art. 2. Diese ganze Eisenbahnlinie wird, was die Vorstudien sowohl wie die Ausführung der Arbeiten und die verschiedenen Bedingungen der Erstellung anbetrifft, in drei Sektionen eingeteilt: Die erste von Djibuti nach Harar, die zweite von Harar nach Antotto, die dritte von Antotto nach Kaffa und dem Weißen Nil. Die gegenwärtige Abmachung bezieht sich nur auf die Linie von Djibuti nach Harar.

Art. 3. Die gegenwärtige Eisenbahnkonzession hat eine Dauer von 99 Jahren, gerechnet von dem Tage an, da der Bau vollendet ist und der Betrieb begonnen hat. Diese Stipulation gilt für jede der drei Sektionen.

Es wird weiter vereinbart, daß keine andere Eisenbahngesellschaft die Ermächtigung erhält, Konkurrenzlinien zu bauen, sei es vom Indischen Ozean und vom Roten Meer aus nach Aethiopien, sei es von Aethiopien nach dem Weißen Nil.

Art. 4. Wenn die Gesellschaft, die den Eisenbahnbau unternimmt, ihre Arbeiten auf der Linie von Djibuti nach Harar nicht innert zwei Jahren, vom Datum dieser Abmachung an gerechnet, in Angriff nimmt, so erlischt diese Konzession.

Art. 5. Die Gesellschaft ist verpflichtet, vom Beginn des Betriebes an bis zum Erlöschen der Konzession das Eisenbahnmaterial in gutem Zustande zu erhalten. Der Dienst soll ohne höhere Gewalt nicht unterbrochen werden.

Art. 6. Die Eisenbahngesellschaft wird auf ihre Kosten längs der Eisenbahnlinie eine Telegraphenleitung erstellen und auch für die zur Bedienung nötigen Angestellten sorgen. Der von der Gesellschaft erstellte Telegraph steht der äthiopischen Regierung für alle im Staatsdienst beförderten Depeschen zur Verfügung. Privatdepeschen werden ebenfalls abgenommen; jedoch ist hiefür eine später festzustellende Taxe zu entrichten. Genügt ein Telegraphendraht nicht mehr, so wird die Gesellschaft einen zweiten auf ihre Kosten erstellen. Der Telegraph wird überall erstellt, wo die Eisenbahn durchgeht.

Art. 7. Die Gesellschaft darf ohne einen Brief des Kaisers keine Truppen und kein Kriegsmaterial nach oder aus dem Lande befördern. Wenn die Gesellschaft solche Transporte ohne eine Ordre annehmen würde, so müßte sie die Eisenbahn der äthiopischen Regierung abtreten. Die Truppen und das Kriegsmaterial der äthiopischen Regierung werden zu einem Preise befördert, der gegenseitig zu vereinbaren ist; dabei ist der Preis für den Kaiser niedriger als für jede andere Person. Im Kriegsfall sind die Truppen und das Kriegsmaterial unentgeltlich zu befördern.

Art. 8. Für die Privatgüter setzt die Gesellschaft selbst ihre Tarife fest. Diese Tarife sollen die jetzigen Transportpreise nicht übersteigen, eher niedriger sein.

Art. 9. Die Rechte der Douane in Harar betragen gegenwärtig 5 % auf Rechnung des Kaisers; sie sollen eine Million Franken nicht überschreiten, um den Bau der Eisenbahn zu erleichtern und die Interessen der engagierten Kapitalien zu sichern. S. M. der König der Könige gewährt der Gesellschaft das Recht, auf der Douane 10 % von allen eingehenden und abgehenden Waren zu erheben. Aber dieselben sind auf 5 % herabzusetzen, sobald die Reineinnahmen der Gesellschaft 2 500 000 Fr. betragen. Wenn diese Einnahmen 3 000 000 Fr. erreichen, soll diese Douanegebühr ganz dahinfallen. Im Falle, daß die Einnahmen jährlich mehr als 3 000 000 Fr. betragen, soll der Ueberschuß zur Hälfte zwischen der Gesellschaft und der äthiopischen Regierung geteilt werden.

Art. 10. S. M. der König der Könige von Aethiopien wird anordnen, daß alle Waren, die Transportspesen zahlen und von Harar abgehen oder von Djibuti ankommen, zukünftig durch die Eisenbahn befördert werden.

An jedem andern Ort, wo Waren anlangen, erheben die Zollbehörden der Regierung dieselben Rechte am Orte.

Art. 11. S. M. der König der Könige von Aethiopien tritt der Gesellschaft das nötige Land auf der ganzen Strecke ab, wobei Waldungen, Minen und Wasser inbegriffen sind; dieses Land wird abgemessen und abgegrenzt. Die Breite der abgetretenen Landzone soll 1000 Meter betragen.

Art. 12. S. M. der König der Könige von Aethiopien wird die ganze Bahnlinie gegen alle Angriffe bewachen lassen. Zu diesem Zwecke werden die wachthabenden Soldaten unentgeltlich befördert.

Art. 13. S. M. der König der Könige von Aethiopien wird von allen Materialien und Werkzeugen, welche die Gesellschaft beim Bau aus dem Lande bezieht oder von auswärts einführt, keine Zollgebühren erheben. So lange die Bahn im Besitz der Gesellschaft ist, bleibt alles, was für die Bahn nötig ist, sei es Kohlen oder andere Waren, von Zollabgaben befreit.

Art. 14. Beim Erlöschen dieser Konzession geht die Eisenbahn mit ihrem ganzen unbeweglichen Material an die äthiopische Regierung über. Für das rollende Material und die Vorräte wird die Regierung eine Entschädigung leisten.

Art. 15. Die Gesellschaft, welche den Bau der Eisenbahn unternimmt, zahlt an S. M. Menilek II. für diese Konzession die Summe von 100 000 Talern; aber Seine Majestät erhält für diese Summe Aktien, die von der Gesellschaft ausgegeben werden.

Adis Abeba, am 9. März 1894 (nach abessinischer Rechnung
am 1. Megabit 1886).

Es ist wohl zu beachten, daß laut Artikel 1 Alfred Ilg alleiniger Inhaber dieser Konzession war und er allein das Recht erlangte, eine Gesellschaft zum Bau einer äthiopischen Eisenbahn zu bilden. Es wurde in Frankreich und England die Sache gewöhnlich so dargestellt, als seien Ilg und Chefneux gleichberechtigte Inhaber, was natürlich ganz unrichtig ist.

Nachdem zunächst die Bewilligung zum Bau der Eisenbahn vom Kaiser für das abessinische Gebiet erteilt war, handelte es sich darum, auch von der französischen Regierung die erforderliche Konzession zu erwirken, da die Bahn auf eine Strecke von etwa 90 Kilometern durch französisches Kolonialgebiet führt. Es war die Aufgabe von Chefneux, bei seiner Regierung in diesem Sinne zu wir-



Ansicht von Adis Abeba
(+ Gehöft von Alfred Ilg)

ken. Aber das Projekt fand in Frankreich durchaus nicht die günstige Aufnahme, auf welche man gehofft hatte.

Man glaubte nicht an die Möglichkeit, die etwa 350 Kilometer lange erste Sektion bis Harar zu erstellen, ohne in schwere Konflikte mit den Eingebornen zu geraten. Kurz vorher hatte der Gouverneur von Obok die Straße von Djibuti nach dem Innern verbessern lassen, mußte aber schon 5 Kilometer landeinwärts die Arbeiten einstellen, weil die Somali behaupteten, die Straße sei seit Jahrhunderten ausreichend gewesen und man wolle auf der neuen Straße nur Kanonen einführen. Sie drohten schließlich mit Krieg; daher ließ man die Sache französischerseits wieder fallen. Umsonst erklärte die Gesellschaft, daß Frankreich in seinem Schutzgebiet nicht in Verlegenheit gebracht werde und man sich selbst zu schützen wisse — die Sache wurde verschleppt. Erst der Sieg der Abessinier über die Italiener öffnete der französischen Regierung die Augen; am 27. April 1896 erteilte sie die vorläufige „Autorisation de passer", indem das Ministerium der Kolonien folgende Zuschrift an L. Chefneux richtete:

Monsieur,

Après un nouvel examen du projet que vous avez soumis à mon département pour l'établissement d'une voie ferrée partant de Djibouti et se dirigeant vers l'intérieur, et d'accord avec M. le Ministre des Affaires étrangères, j'ai l'honneur de vous faire connaître que je vous accorde en principe l'autorisation de donner suite à ce projet.

Il demeure entendu toutefois que si les travaux nécessaires à l'établissement de cette voie n'étaient pas exécutés dans les conditions spécifiées dans vos communications précédantes et dans un délai de trois ans, je me réserve de considérer l'autorisation accordée comme nulle et non avenue.

Le Ministre des Colonies: Guyesse.

In einem nachträglichen Erlaß gewährte dann am 5. November 1896 der Kaiser von Abessinien die von der Gesellschaft nachgesuchte Vergünstigung, die Bahn vorläufig nur bis an den Fuß des Plateaus von Harar erstellen zu müssen, um billiger bauen zu können.

Damit konnte nun die „Compagnie Impériale du Chemin de fer Ethiopien", die ihren Sitz in Paris hatte, an das Werk gehen. Sie hatte die lange Wartezeit bis zur Erlangung der französischen

Ermächtigung nicht vorbeigehen lassen, ohne die erforderlichen Vorarbeiten an die Hand zu nehmen. Man machte die Eingebornen mit der Sache vertraut, schloß mit einflußreichen Somalihäuptlingen Freundschaft und suchte das handelsstatistische Material zu sammeln. Der Handel Südabessiniens geht sozusagen ausschließlich über Harar. Es wurde damals festgestellt, daß auf das Jahr 1894/95 etwa 12 000 Tonnen Waren entfielen, die über 50 000 Kamellasten ausmachten. Der Export belief sich auf etwa 33 000 Kamellasten Kaffee, 1200 Lasten Häute, 500 Lasten Elfenbein; der Import betrug etwa 6800 Kamellasten Baumwollstoffe, 7500 Lasten Salz, 300 Lasten Maria-Theresia-Taler und 1000 Lasten für andere Waren (Waffen, Petrol, Zucker, Seide usw.).

Die gesamte Handelsbewegung ließ sich auf etwa 9 Millionen Taler oder 23 Millionen Franken veranschlagen. Die Transportkosten (187,50 Franken pro Tonne bei einer Durchschnittsdauer von 25 Tagen) betrugen etwa 2 270 000 Franken. Dieser Warenverkehr, nahm man an, werde vollständig auf die Eisenbahn übergehen, wozu noch ein reger Personenverkehr in Aussicht stand. Soweit afrikanische Bahnanlagen einen Schluß zuließen, rechnete man beim Bau mit der Summe von 100 000 Franken per Kilometer auszukommen. Die Spurweite wurde zu einem Meter bestimmt. Die Gesamtkosten der Eisenbahn, Verwaltungsspesen und Bauzinse inbegriffen, wurden auf 33½ Millionen Franken berechnet; das Aktienkapital betrug 18 Millionen; der Rest sollte durch Ausgabe von Obligationen beschafft werden.

Bald nachdem die Einwilligung der französischen Regierung erfolgt war, wurde mit dem Bahnbau begonnen. In Djibuti erstellte man zunächst Häuser für die Unterkunft des Personals und die Bahnhofanlagen. Mit dem elenden Ort, den einst die französische Regierung dem Sultan von Tadjura um 1000 Taler abgekauft hatte und der nur aus Somalihütten bestand, ging eine großartige Umwandlung vor sich. Mit Rücksicht auf den Bahnbau siedelte der Gouverneur von Obok nach Djibuti über. Es entstanden Regierungsgebäude, ein Spital, eine gute Wasserversor-

gung; Leuchttürme wurden erstellt und ein Hafendamm gebaut. Die Bevölkerung, die vordem aus einigen hundert Somali bestand, stieg rasch auf 12 000 Einwohner, darunter etwa 1000 Europäer. Frankreich war erstaunt und schickte bald genug ein Heer von Verwaltungsbeamten, die Mühe hatten, Unterkunft zu finden.

Unter den Eingebornen wuchs das Erstaunen, als sich in Djibuti Berge von Material anhäuften, aus dem die einst vielverlachte Eisenbahn entstehen sollte. Ueberall war man bestrebt, etwas von dem reichlichen Goldstrom auf die eigene Mühle zu lenken, und selbst unter den eingebornen Somali vollzog sich eine merkwürdige Wandlung; sie meldeten sich als Kamelführer oder Lastträger, bequemten sich später sogar dazu, Erdarbeiter zu werden. Allerdings leisteten andere entschiedenen Widerstand und verschmähten stolz jede Arbeit. Mit Verachtung sahen sie auf ihre Brüder herab, die sich unter das Joch der Europäer begeben hatten. Mit ihrem langen Stab, wagrecht über den Schultern getragen, lungerten sie längs der Bahnlinie herum und verhöhnten die „zahmen Nomaden", welche ihrer Beschäftigung oblagen. Letztere taten wohl daran, sich nicht allzuweit zu entfernen; denn die Aufnahme bei ihren Stammesgenossen wäre bös ausgefallen. Nach und nach sahen jene aber doch ein, daß ihre Brüder durch den zunehmenden Transport von Material, Wasser und Vorräten auf ihren vielen Kamelen zu Wohlhabenheit gelangten; der Neid regte sich, und schließlich bestürmten sie die Bahnunternehmung mit Fragen aller Art, wann auch ihnen Gelegenheit geboten werde, etwas zu verdienen.

Immerhin stellten sich Schwierigkeiten mannigfacher Art entgegen. Schon die klimatischen Verhältnisse waren wenig günstig. Die Hitze stieg selbst im Schatten auf 45 Grad Celsius; die an der Sonne liegenden Eisenbahnschienen waren so warm, daß ihr Anfassen unangenehm wurde. Die Beschaffung von Wasser, das zum Unterhalt von vielen Hunderten von Arbeitern nötig war und auch zur Mörtelbereitung verwendet werden mußte, war keine leichte Aufgabe. Wenn Lesseps seinerzeit am Suezkanal sich zu helfen wußte, indem er einen Süßwasserkanal anlegte, so versagte

hier dieses Auskunftsmittel; denn der Hawasch war zu weit entfernt, um das kostbare Naß zu liefern. Das Wasser mußte daher auf dem Rücken der Kamele oft aus einer Entfernung von 20 bis 30 Kilometern herbeigetragen werden.

Die Arbeiter verlangten hohe Löhne; dann zeigten sich manche Stämme feindselig, da sie einsahen, daß der Eisenbahntransport ihre Einnahmen durch den Kameltransport verminderе. Ueberfälle blieben nicht aus, und manche unvorsichtige Streckenarbeiter röteten mit ihrem Blute den trockenen Wüstensand. Die Schuld lag freilich nicht immer auf Seite der Eingebornen. Das Ewigweibliche bildete oft genug den Anlaß zu blutigen Zwisten; denn vor den fremden Eisenbahnarbeitern waren die Somalischönen nirgends sicher, und sie wurden oft genug überwältigt oder betrogen.

Man muß aber sagen, daß die Gesellschaftsorgane alles versuchten, um Zwistigkeiten zu verhüten. Mit Geld und guten Worten waren sie bestrebt, das gute Einvernehmen wieder herzustellen. An bedeutende Häuptlinge wurden monatliche Subsidien ausbezahlt, ein ganzer Stab von Unterhändlern und Kundschaftern besoldet, eine ausreichende Sicherheitspolizei geschaffen, die strengen Befehl hatte, Gewaltmaßregeln zu vermeiden. Es waren insbesondere junge Abessinier, die von einem Europäer befehligt wurden und die man längs der Bahnlinie in besonderen Wachtlokalen untergebracht hatte. Um die Pietät der Somali ihren Verstorbenen gegenüber zu schonen, änderte man das Trasse ab, wo Grabstätten vorhanden waren; auch auf Lagerplätze und Wasserstellen wurde Rücksicht genommen. Ging es nicht anders, so half man sich mit ernsthaften Verwarnungen durch die abessinische Regierung an die einzelnen Stämme, so daß schließlich ohne militärische Hilfe und ohne Blutvergießen der Schienenweg erstellt werden konnte. Wer sich in seine Kinderzeit zurückversetzt und sich erinnert, mit welcher Ehrfurcht er die erste heranbrausende Lokomotive betrachtete, wird das Erstaunen der Eingebornen begreifen, als diese die ersten kleinen Lokomotiven in der Wüste auf den provisorisch gelegten Schienen pfeifen hörten. In Scharen drängten sie sich an das Wunderwerk

heran; mit heiliger Scheu betrachteten sie den heraneilenden eisernen Elefanten und Allah Kerim! Tief prägte sich der Eindruck in die Herzen der afrikanischen Wüstensöhne ein.

So wurde schließlich auf Ende 1902 die ganze Bahn bis zum Plateau von Harar fertig gebaut; am 24. Dezember des genannten Jahres fuhr der erste fahrplanmäßige Zug in der vorläufigen Endstation Diridaua ein.

Wir geben hier noch Einzelheiten und Eindrücke auf Grund eines Berichtes von U. Kollbrunner, welcher diese Strecke kurz nach der Eröffnung befahren konnte und darüber eine Schilderung in dem Jahresbericht der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft Zürich für 1903/1904 veröffentlicht hat.

Wenn der Reisende in der Anfangsstation Djibuti ankommt, so begegnet er heute einem recht bunten Leben. Im europäischen Viertel, das sich scharf von dem Eingebornenquartier unterscheidet, herrscht ein reges Leben. Gewaltige Dampfer liegen beschaulich im Hafen; am Strande schossen Geschäftshäuser wie Pilze hervor; zwischen ihnen heben sich die Gebäude der Regierung und die Bauten der Messageries Maritimes hervor, deren Schiffe in der Tadjurabai anhalten. Gewaltige Kohlendepots wurden angelegt; nicht weniger als fünf Leuchttürme zieren die Bai; neben dem prächtigen Bahnhof mit luftigen Veranden befinden sich gut eingerichtete Reparaturwerkstätten. Eine Eisfabrik, mehrere Kalkbrennereien und Ziegeleien vervollständigen die Gebäudekomplexe. Die Straßen sind durch Velos belebt, oder zierliche Pferde ziehen graziöse, kleine Wagen. Ueber alles herrscht der Gouverneur, der eine zahme Löwin als Haushund besitzt.

Das Eingebornenviertel bietet dem Ethnographen eine bunte Musterkarte. Die Hütten sind durch schnurgerade, sich rechtwinklig schneidende Straßen abgeteilt. Die Galla, Somali, Dankali, Nubier, Abessinier und Neger sind streng von einander geschieden, so daß Raufereien selten entstehen und die Sicherheit gewährleistet ist. Eingeborne Polizisten, die ihre blaue Mütze kokett auf dem Kraus-

haar tragen, halten die Ordnung aufrecht, verschlafen wohl auch einen Teil des Tages.

Die Bahn, die Djibuti verläßt, führt zwischen dem Strand und dem Eingebornenquartier hindurch zunächst nach dem Plateau du serpent. Die erste Station liegt 7 Kilometer landeinwärts und heißt Ambuli. Es ist hier reichlich Wasser vorhanden, indem eine Zisterne von 8 Metern Durchmesser die Anlage von Gärten ermöglicht, zum größeren Teil jedoch Djibuti versorgt. Im übrigen besteht das benachbarte Terrain aus ganz kahlen, parallel verlaufenden Höhenzügen, die einigermaßen an unsern Jura erinnern. Nachher wird die Gegend ebener, ist aber ganz schwarz und macht den Eindruck, als seien vulkanische Kräfte erst vor kurzem tätig gewesen. Später bietet sich dem Auge ein wohltuendes Grün; aber dieses rührt nicht etwa von der Vegetation, sondern von oxydierten Kupferverbindungen. Nachher beginnt die eigentliche Landwüste, in der sich Tausende von Termitenbauten erheben, die von den sogenannten weißen Ameisen erstellt werden und der Gegend ein ganz eigentümliches Gepräge verleihen. Manche sind backofenartig, andere mehr säulenförmig und bis zu fünf Metern hoch.

Nach und nach macht sich etwas Vegetation bemerkbar; auf dem Boden treiben sich zierliche Gazellen herum; in den Lüften wiegen sich große Raubvögel. Endlich werden die Vorberge der Provinz Harar sichtbar; die Pflanzenwelt wird üppiger, schließlich außerordentlich reich und echt tropisch.

Verläßt man Ambuli in südwestlicher Richtung, so erreicht man beim Kilometer 19 die tief eingeschnittene Rinne des Chôr Schebeleh, über welche ein großer Viadukt von 156 Metern Länge führt. Die hier ansässigen Issa-Somali hat man zum Teil im Bahndienst verwendet, um sie zu entschädigen. Es liegen hier auch große Weidegebiete, die Schaf- und Ziegenherden unterhalten. Die Bahn verläuft nun in einer ziemlich ebenen Gegend und erreicht beim Kilometer 52 den großen Viadukt von Holl-Holl, der den gleichnamigen Chôr (d. h. eine zeitweise trockene Wasserrinne) in einer Höhe von 30 Metern überbrückt. In der Nähe ist eine Somaliansiedlung

entstanden. Beim Kilometer 70 ist das zweite Wasserreservoir vorhanden. Die Bahn macht, trotzdem die Gegend meist eben ist, viele Serpentinen, die man sich auf den ersten Moment nicht erklären kann.

Es finden sich nämlich hier viele Gräber der islamitischen Eingebornen, darunter auch eingefaßte Steinpyramiden von Heiligen. Die Gesellschaft hat mit den Angehörigen der Verstorbenen und mit den Häuptlingen unterhandelt, um diese das Bahntrasse störenden Gräber zu verlegen, bot ihnen sogar bedeutende Summen an; aber nie ging man auf dieses Anerbieten ein.

Um den Fanatismus der Mohammedaner nicht zu reizen, ließ man die Gräber unangetastet und umging sie einfach mit Serpentinen.

Beim Kilometer 88 erreicht man Ali Sabat und damit die Grenze zwischen französischem und abessinischem Gebiet. Jenseits liegt die erste äthiopische Station Daouanlé, wo die Fahne seiner Majestät des Kaisers, die rot-grün-gelbe Trikolore der Abessinier weht. Abessinische Soldaten empfangen die Reisenden im Namen ihres Herrschers, indem sie beim Herannahen des Zuges das Gewehr präsentieren. Der Bahnhof ist luftig gebaut und beherbergt ein gut eingerichtetes Büffet, wo man eine annehmbare Küche findet.

Die Linie führt jetzt durch bergige Gegenden, an nackten Felshängen hinauf mit einer maximalen Steigung von 25 ‰, um nachher wieder in einförmige Ebenen zu gelangen.

Beim Kilometer 200 mit der Station Adagalla ist man bereits auf eine Höhe von 881 Metern über dem Meere angelangt. Lästig werden in dieser Region die von Zeit zu Zeit aufsteigenden Sandhosen, die zuerst leichtere Gegenstände emporheben und schließlich die Eingebornenhütten „entwurzeln", so daß Matten, Lumpen, Tierhäute usw. herumfliegen; daß der aufgewirbelte Sand auch die Reisenden belästigt, liegt auf der Hand.

Bei Dschildessa tritt man in das Gebiet der Galla über; man erreicht ein sehr fruchtbares Ackerbauland und erblickt die Vorberge

von Harar, passiert die Station El Bah und gewinnt beim Kilometer 308 die Endstation Diridaua oder Adis Harar, welche in ungefähr 1200 Metern Höhe liegt.

Die ganze Strecke wird in 14 Stunden durchfahren. Man verläßt morgens 6 Uhr Djibuti am Golf von Aden und ist abends 8 Uhr in Diridaua, indem man 15 Stationen passiert. Daß man die Bahn nicht in der über 600 Meter höher gelegenen, sehr volkreichen Stadt Harar ausmünden ließ, hat seine ganz natürliche Ursache. Es waren zu große Terrainschwierigkeiten zu überwinden, die den Bahnbau über Gebühr verteuert hätten. Auch scheint es der Kaiser Menilek nicht ungern gesehen zu haben, daß man vorläufig die neu eroberte Stadt, die häufig genug zu Unruhen Anlaß gab, nicht berührte und die zweite Sektion nach Adis Abeba in Diridaua anschloß, das mehr Gewähr für einen sicheren Bahnbetrieb bietet. Der neue Ort hat sich ganz gut entwickelt. Neben den Verwaltungsgebäuden bestehen bedeutende Reparaturwerkstätten, einige gute Läden und sogar ein recht freundliches Hotel.

Später dürfte eine Flügelbahn für die etwa 60 Kilometer lange Strecke bis Harar erstellt werden; denn diese Stadt hat einen bedeutenden Verkehr und muß als wichtigster Handelsplatz ganz Abessiniens bezeichnet werden.

Wenn einst im Jahre nur wenige Karawanen für den Verkehr genügten, so erfolgte jetzt ein starker Umschwung, indem der jährliche Import auf 30 Millionen, der Export auf 20 Millionen anstieg. Eingeführt werden hauptsächlich Baumwollstoffe, Teppiche, Wollstoffe und Seidenstoffe, dann allerlei Nahrungsmittel und Getränke, Glaswaren, Seife, Petroleum, Farben, Messer, Uhren usw. Die Ausfuhr umfaßt Elfenbein, Zibet, Gold, Kaffee, Wachs, Ochsenhäute, Schaf- und Ziegenfelle; später dürften noch hinzukommen Kusso, Honig, Rinder, Maultiere und Pferde.

Für einzelne Güter bestehen niedrige Tarife, die bis 30 Franken per Tonne hinuntergehen, wodurch natürlich die Konkurrenz des Kameltransportes vollkommen ausgeschaltet wird.

Personenpreise (einfache Taxe) sind nicht übermäßig hoch ange-

setzt; für die erste Klasse bezahlt man bis Harar 110 Franken, zweite Klasse 32 Franken und etwa 12 Franken für die dritte Klasse.

Die Eingebornen benutzen die Eisenbahn sehr gerne und wählen die vierte Klasse, d. h. die Güterwagen und Viehwagen. Man verlangt von ihnen 5 Rappen per Kilometer.

Angeführt sei hier noch, daß die schweizerische Industrie beim Bahnbau stark beteiligt war, indem sämtliche Lokomotiven von der Lokomotivenfabrik Winterthur geliefert wurden.

Zweiter Teil

Die Eisenbahn als Werkzeug der europäischen Politik

Es lag von vornherein in der Absicht A. Ilgs, dessen kluge Politik das großartige Unternehmen ins Leben gerufen hatte, den rein objektiven, d. h. rein kommerziellen Charakter der abessinischen Eisenbahnen zu wahren. Zweifellos schwebte diese Richtlinie auch der „Compagnie Impériale des Chemins de fer Ethiopiens“ vor Augen, wenn auch naturgemäß die ganze Art des Vorgehens, insbesondere die Kapitalbeschaffung der Unternehmung eine französische Lokalfärbung verleihen mußte.

Leider trat eine bedauerliche Wandlung ein, deren vielleicht weittragende Konsequenzen einstweilen noch nicht übersehen werden können: die Politik mischte sich mit immer größerem Nachdruck in die Sache, und wir müssen hier die sehr gewundenen Wege derselben genauer verfolgen.

Die von A. Ilg unter Mitwirkung von Chefneux gegründete Gesellschaft förderte zwar den Bahnbau in erfreulicher Weise, machte jedoch bald genug die Entdeckung, daß die aufgebrachten Kapitalien nicht ausreichend waren. Man hatte die Erstellungskosten der ersten Sektion erheblich unterschätzt.

In Frankreich wurde das Unternehmen immer noch mit starkem Mißtrauen betrachtet. Umsonst appellierte man an die moralische Unterstützung der französischen Regierung; die großen Bankinstitute

in Frankreich, die um ihre mächtige Unterstützung angegangen wurden, verhielten sich ablehnend, und so mußte immer teureres Geld beschafft werden. Nachdem bereits 160 Kilometer ausgebaut waren, wandte man sich in der Verlegenheit nach England, und zwar mit Erfolg. Da die Engländer in ihrem Weitblick sich lebhaft für Abessinien zu interessieren begonnen hatten, schoß die „New African Company" beträchtliche Summen vor; in der folgenden Zeit gaben auch die „Oceana Consolidated Company" und die „New Egyptian Company" weitere Kapitalbeiträge. Ja, im Juli 1901 gaben alle drei Gesellschaften bekannt, daß sie ihre Interessen für die äthiopischen Eisenbahnen „erheblich verstärkt und ausgedehnt" hätten, und fügten hinzu, daß die englische Gruppe mit der französischen Gruppe eine Verschmelzung eingegangen habe und daß die so entstandene Gesamtgruppe unter dem Namen „International Ethiopian Railway Trust and Construction Company" die Bahnlinie weiter führen werde. Schon ein Jahr vorher hatte der Präsident der „New African Company" in einer öffentlichen Rede auf dieses Ereignis vorbereitet, worin er hervorhob, daß nach eingehendem Studium der afrikanischen Eisenbahnen die Möglichkeit erwogen worden sei, sich am Bau der Linie von Djibuti nach Abessinien hinein zu beteiligen. Dank den guten Beziehungen mit Paris hoffe man, sich mit den französischen Kapitalisten an dieser interessanten Linie beteiligen zu können, da dieselbe ein reiches Hinterland erschließe und den Besitzungen an der Somaliküste sowie am Roten Meere aufhelfe.

Nun fand man auf einmal auch in Frankreich, dieser Appell an die englischen Kapitalisten und der später erfolgte engere Zusammenschluß mit der französischen Gruppe, der ja vom rein kommerziellen Standpunkte aus als ganz natürlich erschien, sei von politischen Gesichtspunkten aus ebenfalls recht interessant!

Bevor wir indessen auf die öffentliche Bewegung, die nun einzusetzen begann, näher eintreten, müssen wir auf gewisse Vorgänge am kaiserlichen Hofe Meniliks zurückkommen.

Nachdem Abessinien 1896 bei Adua seinen glänzenden Sieg

über die Italiener erlangt hatte, beschäftigte sich die europäische Diplomatie sehr lebhaft mit dem aufstrebenden Reich, und Kaiser Menilek wurde eine viel umworbene Persönlichkeit. Der erste Staat, der eine regelrechte diplomatische Vertretung schuf, war Frankreich, das besonders gern gesehen war, weil es früher Abessinien gute Dienste geleistet hatte. Frankreich hatte sich bekanntlich geweigert, das von Italien beanspruchte Protektorat über Aethiopien anzuerkennen.

Lagarde, der spätere französische Minister in Adis Abeba, hatte schon in seiner früheren Stellung als Administrator der französischen Somaliküste rasch genug die Bedeutung Abessiniens für die Zukunft Nordostafrikas erkannt und richtete seine Anstrengungen darauf, den französischen Einfluß beim äthiopischen Kaiser zu verstärken. Lagarde wurde denn auch zum außerordentlichen Gesandten am Hof von Abessinien ernannt; er gewann bald großen Einfluß beim Kaiser, der ihm zweifellos sehr gewogen war. Die Politik, die Lagarde in Abessinien verfolgte, war klar vorgezeichnet; er suchte die Beziehungen dieses Reiches zu Frankreich so fest und so intim zu gestalten, daß letzteres in eine „situation privilégiée" gelangte, d. h. in Abessinien das politische und kommerzielle Uebergewicht erhielt.

In der französischen Presse hatte man dieses Vorgehen lebhaft unterstützt; etwas voreilig und unvorsichtig betonte dieselbe, daß Abessinien berufen sei zu einer Art „colonie en tous points française, le nom seul excepté". Hatte man da Adua schon wieder vergessen! Bei der feinen Witterung jenseits des Kanals hätte man sich vielleicht etwas mehr Zurückhaltung auferlegen sollen. In der Tat zögerte England nicht lange, um die erforderliche Remedur zu schaffen.

In jener Periode vollzogen sich im oberen Niltal wichtige Ereignisse. Der Aufstand der Sudanesen wurde blutig unterdrückt und Omdurroman besetzt. Der berühmte Zug Marchands, der dem Kaiser Menilek symbolisch die Verbindung von Westafrika mit dem Roten Meer veranschaulichen sollte, welche in Faschoda bereits mar-

kiert war, erhielt ein derbes Dementi durch England, das durch die Vorgänge in Madagaskar stark in Aufregung geraten war. Es entsandte im Frühjahr 1897 Sir Rennell Rodd nach Abessinien; dieser vereinbarte mit Kaiser Menilek einen Freundschaftsvertrag zwischen den beiden Mächten; gleichzeitig wurden die Grenzen im britischen Somaliland festgesetzt, und zwar in einer Weise, die am äthiopischen Hofe sehr befriedigte. England war endlich schlau genug, um durch Rennell Rodd ausdrücklich den Wunsch Englands auszudrücken, die Unabhängigkeit des äthiopischen Reiches anzuerkennen. Man hatte somit in Adis Abeba gut Wetter zu machen verstanden.

Um auch für später seiner Sache sicher zu sein, gab Rodd seiner Regierung zu verstehen, daß die britischen Interessen nur durch eine ständige Vertretung wirksam geschützt werden könnten. Die englische Regierung ernannte daher zum britischen Agenten einen jungen Offizier der indischen Armee, Kapitän John Harrington, der als Konsul von Zeila sich einige Kenntnis der Verhältnisse erworben hatte. Dieser begab sich anfangs 1898 auf seinen Posten und wurde vom Kaiser gut aufgenommen; schon 1900 rückte er zum britischen Generalkonsul vor; 1903 wurde er zum bevollmächtigten Minister ernannt.

Den Bestrebungen des französischen Vertreters Lagarde stellte sich Harrington rücksichtslos entgegen. Er vertrat die Politik der offenen Tür, überzeugt, daß es im Interesse Abessiniens liege, allen Nationen gleiche Freiheit zu gewähren. Von Anfang an begann er den französischen Einfluß auf das richtige Maß zurückzuschneiden, und allen Versuchen, in Abessinien eine bevorzugte Stellung für die Franzosen herauszubekommen, trat er sehr entschieden entgegen. Man hat sich diese Situation zu vergegenwärtigen, wenn man die spätere Entwicklung der Eisenbahnfragen verstehen will.

Nachdem die Kunde in die Oeffentlichkeit gedrungen war, daß englisches Kapital für den Bahnbau von Djibuti nach Harar herangezogen worden, machte sich in Frankreich eine lebhafte Gegenströmung bemerkbar. War dieser Schritt, der erst unternommen wurde, nachdem sich die französische Regierung und die französischen

Kapitalisten ablehnend verhalten hatten, vollkommen berechtigt und bei dem rein kommerziellen Charakter des Unternehmens auch vom moralischen Standpunkte aus betrachtet vollkommen einwandfrei, so hieß es auf einmal, die französischen Interessen seien verraten worden; die englische Habgier sei unersättlich; sie suche sich eines Unternehmens zu bemächtigen, das einen durchaus französischen Charakter besitze. Diese Gefahr müsse abgewendet und die äthiopische Eisenbahn für die Franzosen gerettet werden. Man wies auf den Suezkanal als Präzedenzfall hin. Französisches Genie, französischer Weitblick und französisches Geld habe diesen Verkehrsweg geschaffen; und nun kämen die Engländer hinterher und nähmen ihn in Besitz, indem sie die Aktien erwürben und die Franzosen verdrängten.

Daß man in dieser Weise argumentierte, ist allerdings verständlich und psychologisch naheliegend. Richtig ist es, daß die „International Railway Trust and Construction company", die ihren Sitz in London hatte, eine große Zahl von Aktien und Obligationen an sich brachte; ebenso erwarb sie sich das Recht des Baues für die fehlende Strecke, sogar Rechte für die späteren Sektionen.

In Frankreich rief man die Obrigkeit zu Hilfe; man peitschte das nationale Empfinden auf und verlangte kategorisch die Intervention der Regierung. Daß man dabei etwas allzu naiv verfuhr, war im Interesse der Sache zu bedauern. So erklärte der „Temps", daß die Bahnlinie durchaus unter französischer Kontrolle bleiben müsse, weil durch sie Aethiopien zu einer Art Kolonie werden könne, die alle Vorteile einer solchen verspreche, ohne daß man die Verantwortung auf sich nehme.

Une sorte de colonie! Das klingt in der Tat nicht übel. Aber man hätte doch in Frankreich wissen können, daß Kaiser Menilek ein ungewöhnlich intelligenter Mann war, der in politischen Dingen eine sehr feine Witterung besaß. Derartige Aeußerungen wurden ihm zugetragen; er war stets genau unterrichtet. Ein Monarch, der weniger Mißtrauen besaß als der äthiopische Kaiser, würde sich wohl höflich bedankt haben, wenn man sein Reich als „une sorte de colonie" hätte betrachten wollen.

Die Agitation in Frankreich setzte im Herbst 1901 mit allem Nachdruck ein; es erschienen zahlreiche Aufrufe, in denen Stellung gegen die fremde Kontrolle genommen wurde; die Presse wurde mit einschlägigen Artikeln überschwemmt; Versammlungen wurden veranstaltet und die französischen Handelskammern angerufen. Das Ministerium Waldeck-Rousseau mußte schließlich nachgeben, und am 6. Februar 1902 wurde zwischen dem Protektorat von Französisch-Somaliland und dem Verwaltungsrat der äthiopischen Eisenbahn ein Abkommen vereinbart, wonach unter gewissen Bedingungen, denen die Gesellschaft zustimmen mußte, die französische Regierung ihre finanzielle Hilfe zusicherte. Die Kammern ratifizierten dieses Abkommen; am 6. April 1902 wurde ein besonderes Gesetz erlassen, das im Original folgenden Wortlaut hat:

Art. 1. Sont approuvées les clauses et les conditions de la Convention conclue le 6 février 1902 entre le Protectorat de la Côte française des Somalis et la Compagnie impériale des chemins de fer éthiopiens.

Art. 2. Le versement de la subvention annuelle de 500 000 francs que le Protectorat s'engage, dans les conditions de l'article 2 de la susdite convention, à fournir pendant cinquante ans, à compter du premier juillet 1902, à la Compagnie concessionaire, sera garanti par le Gouvernement de la République française.

Art. 3. Cette subvention sera affectée comme gage spécial et par privilège, même en cas de rachat de la ligne ou de déchéance de la Compagnie, au payement des intérêts et à l'amortissement des emprunts à contracter par la Compagnie concessionnaire pour subvenir aux dépenses désignées à l'article 10 de la susdite convention.

Art. 4. La présente loi, délibérée et adoptée par le Sénat et par la Chambre des Députés, sera exécutée comme loi de l'Etat.

Unterzeichnet ist dieser Erlaß vom Präsidenten Loubet und gegengezeichnet von Delcassé, dem Minister des Aeußern, sowie vom Kolonialminister und Finanzminister.

Damit war allerdings die Hilfe Frankreichs gesichert; aber wenn man die einzelnen Paragraphen des Vertrages mit dem Protektorat der französischen Somaliküste einer näheren Prüfung unterzieht, erkennt man, daß dies unter recht bedenklichen Bedingungen geschah. Beispielsweise schreibt der Artikel 5 des neuen Abkommens vor, daß die bisherige Gesellschaft ihre Statuten in dem

Sinne zu revidieren habe, daß ihr ausschließlicher Sitz in Paris sei, in keine andere Stadt, also auch nicht nach London verlegt werden dürfe. Außerdem hat sich dieselbe unter das französische Gesetz zu stellen. Ohne Ermächtigung des Finanzministers und des Kolonialministers durfte ferner die Gesellschaft keinerlei Anleihen erheben und keine Obligationen ausgeben.

Damit war der bisherigen Gesellschaft nur noch eine Scheinexistenz übrig gelassen; das entscheidende Wort hatte die französische Regierung; denn ohne Zustimmung des Ministeriums durften auch keinerlei Statutenänderungen vorgenommen werden; die Wahl des Direktors und der Mitglieder des Verwaltungsrates bedurfte der Bewilligung des Ministeriums. Natürlich waren (Art. 12) auch Regierungskommissäre vorgesehen, welche sowohl in Paris, wie auf der Bahn selbst den Gang der Dinge genau zu überwachen hatten. Endlich war es dem Protektorat vorbehalten, vom 1. Januar 1920 an die erste Sektion zu jeder beliebigen Zeit an sich zu ziehen.

Daß man von Europa aus in die Rechte eines völlig unabhängigen Reiches in Afrika eingriff, liegt auf der Hand. Mit einer rührenden Naivität suchte man sich in Abessinien das Recht der Kontrolle anzueignen, ohne auch nur ein einziges Mal den dortigen Herrscher, Menilek II. anzufragen, ob er mit diesem Eingriff in seine Rechte einverstanden sei.

Durch die Konvention von 1902 wurden aber nicht allein äthiopische Interessen berührt, sondern auch solche anderer Mächte. Speziell England und Italien taten sofort die nötigen Schritte, um ihre Interessen zu wahren. Sie konnten unmöglich zugeben, daß vom grünen Tische aus in Paris eine Vorzugsstellung für Frankreich dekretiert wurde, indem man durch einen Beschluß der Kammern sich eine Art Monopol in Abessinien verschaffte. Die Handelsinteressen anderer europäischer Mächte waren verletzt worden; die Opposition mußte naturgemäß einsetzen. Französische Politiker haben den Vorwurf erhoben, daß John Harrington die Hauptschuld treffe, daß später die ehrgeizigen Ansprüche Frankreichs ruiniert wurden; aber wenn die Politik seiner Staatsmänner zunächst eine

Niederlage erlebte, so darf man niemanden als ihnen selbst die Schuld beimessen.

Kaiser Menilek fand rasch genug heraus, daß seinem Lande eine Gefahr drohe; er war bereits durch Italien gewitzigt worden; die gleichen Erfahrungen sollten sich mit Frankreich nicht wiederholen. Fehlte noch etwas, um ihm die Augen völlig zu öffnen, so war dies nach dem Vertrag vom 6. Februar 1902 nicht mehr der Fall. Er erklärte dem Vertreter Frankreichs ohne Rückhalt, daß er erstaunt und entrüstet sei über die Bestimmungen jener Konvention, wollte sogar die Arbeiten einstellen lassen. Der französische Einfluß war jetzt ziemlich auf dem Nullpunkt angelangt, und als Minister Lagarde den Kaiser bat, seine Zustimmung zu den Vertragsbedingungen auch für abessinische Gebiete zu geben, erhielt er einen ganz kategorischen Abschlag. Der Kaiser erklärte, daß seine Rechte verletzt seien und Frankreich darauf ausgehe, seinen Besitz auf Kosten Abessiniens zu vergrößern, was er in keiner Weise anerkenne. Gegenüber der bisherigen Eisenbahngesellschaft zeigte er das größte Mißtrauen; immerhin gelang es dieser ja dank der diplomatischen Klugheit A. Ilgs, die Eisenbahnlinie bis Diredaua weiter zu führen und Ende 1902 zu eröffnen. Aber der Kaiser blieb verstimmt, und als zu Anfang 1903 eine große Eröffnungsfeierlichkeit stattfinden sollte, bei der man Menilek, der früher schon seine Beteiligung zugesagt hatte, große Huldigungen darbringen wollte, sagte er plötzlich sein Erscheinen schroff ab. Infolgedessen unterblieb die geplante Feier.

Um den Franzosen einen deutlichen Wink zu geben, schloß er bald darauf — es war am 15. Mai 1902 — mit der englischen Regierung, also nicht mit einer Gesellschaft, einen Vertrag ab, worin er dieser das Recht erteilte, über abessinisches Gebiet eine Eisenbahn zu bauen, die den Sudan mit Uganda verbinden sollte und verpflichtete sich im weitern, im Gebiet des Blauen Nils, am See Isana und am Sobat keine Werke zu bauen oder bauen zu lassen, die den Abfluß nach dem Nil hemmen.

Ein Zwischenfall, der sich im März 1904 ereignete, ist bezeichnend für das Mißtrauen, das den Kaiser fortwährend beherrschte.



Abessinische Eisenbahn. Viadukt von Holl-Holl



Abessinische Eisenbahn. Station in Diredaua

Der Administrator der Bahngesellschaft, Chefneur, teilte Menilek mit, daß der Betrieb bis Diredaua auf große Schwierigkeiten stoße, die aber gehoben werden könnten, wenn der Kaiser in einem Briefe die Ermächtigung wiederhole, daß die Bahnlinie bis Adis Abeba fortgesetzt werden könne, was ja schon früher vereinbart worden war. Menilek gab diesen Brief, der ja noch kein eigentliches Dekret war, verlangte aber am folgenden Tage dieses Schriftstück zurück und weigerte sich, es wieder auszuhändigen, weil er den Verdacht hatte, es könne mit dem Brief Mißbrauch getrieben werden.

Wie verworren die ganze Sachlage geworden war, geht aus den Verhandlungen vom 1. April 1905 im französischen Senat hervor. Graf d'Aunay interpellierte die Regierung über die äthiopische Eisenbahn und wies darauf hin, daß ein allfälliger Rückkauf, der vom 1. Januar 1920 an stattfinden könne, vom Negus nicht anerkannt werde und in England auf Widerstand stoße. Delcassé als Minister des Aeußern antwortete, daß man einfach auf die Konzession von 1894 zurückgreifen werde, die eine Fortsetzung der Bahn bis an die Westgrenze Aethiopiens vorsehe; freilich bedürfe es für jede Sektion einer besonderen Zustimmung des Kaisers; für das Stück Diredaua-Adis Abeba besitze er in einem Brief vom 8. August die gewünschte Zustimmung Menileks. Er sei der Ansicht, daß die Linie bis zur abessinischen Hauptstadt einen französischen Charakter beibehalten müsse. Da der Telegraph bis nach Adis Abeba funktionierte, wurden diese Verhandlungen sofort berichtet und dem Kaiser übermittelt. Schon zehn Tage später, nämlich am 11. April, berief er die Vertreter der Mächte zu einer außerordentlichen Sitzung im kaiserlichen Palast ein und ließ ihnen zu Handen ihrer Mächte eine Art Ultimatum zugehen. Es ist nicht ohne Interesse, über diese denkwürdige Sitzung Details zu erfahren, die am 18. Mai 1905 von der „Dépêche Coloniale" veröffentlicht wurden.

In der Sitzung waren anwesend die Vertreter Frankreichs, Englands, Italiens, Rußlands, Minister A. Ilg und mehrere Ras, sowie einzelne hochgestellte Beamte Abessiniens. Nach der üblichen

Begrüßung ergriff zuerst der Kaiser das Wort, indem er folgende Rede hielt:

„Sie wissen, meine Herren, wie sehr ich seit mehreren Jahren bestrebt bin, meinem Lande eine Eisenbahn zu verschaffen, deren Bau von mir bewilligt worden ist.

„Es ist Ihnen bekannt, mit welcher Befriedigung ich diese Bahn in Diredaua ankommen sah. Ich konnte hoffen, daß nach dieser ersten Anstrengung die Eisenbahn bald bei Adis Abeba ankommen werde. Nun, seit drei Jahren stehen die Arbeiten still. Sie kennen die Gründe. Die Zeit vergeht in unfruchtbaren Diskussionen; ich habe gehofft, daß diese Eisenbahn sobald als möglich ihren großen Anteil an der Entwicklung unseres Reiches bringen werde; denn das ist mein lebhafter Wunsch.

„Ich hoffte auch, daß sie mir persönlich ein Mittel werde, um einen Herzenswunsch zu verwirklichen: den Wunsch, die befreundeten Nationen in Europa zu besuchen.

„Wie ich Ihnen sagte, sehe ich zu meinem lebhaften Bedauern, daß Monate und Jahre vergehen, ohne daß meine Freunde in dieser Frage einig geworden sind.

„Um diesem Zustand ein Ende zu bereiten, habe ich Sie heute zusammenberufen.

„Ich möchte Sie bitten, Ihren Regierungen die Entscheidungen zur Kenntnis zu bringen, welche ich bezüglich der Eisenbahn zu treffen gedenke. Ich wäre glücklich gewesen, wenn ich hätte sehen können, daß durch eine gemeinsame Verständigung der verschiedenen Mächte, denen ich einzeln die nötigen Garantien gebe, der Bahnbau sobald als möglich gesichert würde.

„Bis jetzt habe ich keinerlei Vorschläge von Ihrer Seite.

„Wenn ich keinen Vorschlag von Ihren Regierungen erhalte, keinen Vorschlag, der Ihre internationalen Interessen in Uebereinstimmung bringt und dem bisherigen Konflikt ein Ende macht, so werde ich, um den Bau der Eisenbahn zu sichern, in die Notwendigkeit versetzt, den Bahnbau selbst unternehmen zu müssen, ohne dabei

die Mitwirkung von irgend einer Seite nachzusuchen oder anzunehmen.

„Ich wäre Ihnen verbunden, wenn Sie diese Mitteilung Ihren Regierungen zur Kenntnis bringen wollten."

Der anwesende Minister A. Ilg wurde beauftragt, diese Rede des Kaisers Satz für Satz aus dem Amharischen zu übersetzen.

Nach der Rede des Kaisers bat Sir John Harrington als Vertreter Englands ums Wort. Er erklärte, daß seiner Meinung nach die Eisenbahn ihren kommerziellen Charakter beibehalten müsse und nicht zu einem politischen Werkzeug werden dürfe. Wenn sie bis zur Hauptstadt ein französisches Unternehmen werde und einzig unter der Kontrolle Frankreichs bleibe, so müsse er seinem französischen Kollegen zu seinem Bedauern erklären, daß dies unvereinbar sei mit der Unabhängigkeit Aethiopiens, worauf Lagarde eine hastige und nervöse Bewegung machte.

Der Kaiser verdankte Harrington seine Mitteilungen und erteilte dem Minister Frankreichs das Wort. Lagarde antwortete ausweichend, daß er sich jetzt nicht in diese Frage einmischen wolle, und versteckte sich hinter seine Regierung. Der Herzog von Gaetano als Vertreter Italiens befürwortete ein internationales Vorgehen. Der Vertreter Rußlands, Likatscheff, beschränkte sich darauf, zu erklären, daß er die Ansichten des Kaisers beförderlichst seiner Regierung zur Kenntnis bringen werde.

Die europäischen Kreise in Adis Abeba waren überrascht von der entschiedenen Haltung des Kaisers, die von allen einflußreichen Ras gebilligt wurde.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dabei deutsche Einflüsse mit im Spiele waren. Zu jener Zeit war nämlich eine deutsche Gesandtschaft unter der Führung von Dr. Friedrich Rosen in Abessinien eingetroffen und machte einen längeren Aufenthalt. Man verhandelte auch über die Eisenbahnangelegenheiten und gab dem Kaiser zu verstehen, daß unter Umständen auch deutsches Geld zu haben sei. Ich habe damals auch durch Briefe aus Deutschland von hochstehender Seite erfahren, daß man dort den lebhaften Wunsch

habe, sich am Eisenbahnbau zu beteiligen. Im weiteren machte auch die „National Bank of Egypt“ Anstrengungen, um beim Eisenbahnbau Gelder vorzuschießen, falls der Kaiser selbst den Bau an die Hand nehmen wolle.

Dem Kaiser Menilek war übrigens ursprünglich der Gedanke durchaus sympathisch, die äthiopische Eisenbahn zu internationalisieren. Jedoch trat die von Delcassé verfolgte Politik allen dahingehenden Bestrebungen entgegen. Indessen gab es auch in Frankreich eine starke Strömung für die Internationalisierung, und einsichtige Männer erkannten klar genug, daß die Delcasséſche Politik das französische Ansehen in Abessinien nur schwächen mußte. Die angesehenen Handelskammern von Marseille und Rouen sprachen sich nachdrücklich dahin aus, daß es das Richtigste sei, der Bahngesellschaft den rein kommerziellen Charakter zurückzugeben und diese in dem Sinne zu neutralisieren, daß sich an der Verwaltung Frankreich, England und Italien gleichmäßig beteiligen. In den übrigen Handelskreisen teilte man diese Auffassung; dagegen vertrat das „Comité de l'Afrique française“ die Meinung, daß die Regierung wenigstens für die Linie von Djibuti bis Adis Abeba an dem ausschließlich französischen Charakter festhalten solle.

Ende 1906 war es dann Frankreich gelungen, mit England und Italien ein internationales Abkommen zu treffen, in welchem die Souveränitätsrechte des Kaisers von Abessinien als unantastbar erklärt wurden, dagegen Frankreich das Recht zugesprochen wurde, die Bahn bis Adis Abeba auszubauen; die Weiterführung bis nach dem Weißen Nil fiel England zu, und Italien wurde ermächtigt, eine Eisenbahn von der Eritrea nach der Benadirküste zu bauen.

Dem Kaiser teilte man von diesem Abkommen gerade nur das mit, was ratsam war, obschon dieser sich vorbehalten hatte, die Linie nach Adis Abeba selbst zu bauen und sogar begonnen hatte, mit der englischen „Bank of Abessinia“ Unterhandlungen wegen der erforderlichen Gelder anzuknüpfen.

Zu jener Zeit wurde der Kaiser krank; die Spannkraft seines Geistes hatte abgenommen und damit auch seine Zurechnungsfähig-

keit. Schließlich gelang es Frankreich durch allerlei Mittel, die im einzelnen recht interessant sind, einen Vertrag zu erhalten, der sich einfach über die frühere Gesellschaft und deren Anspruch hinwegsetzte. Ein Strohmann, Dr. Vitalien, wurde vorgeschoben, und dieser erwarb für die französische Regierung am 30. Januar 1908 eine neue Konzession, in welcher die Rechte der früheren Gesellschaft aufgehoben wurden. Ja, es wird darin im Artikel 1 auch die Strecke von der abessinischen Grenze bis Diredaua mit einbezogen und nur angeordnet, daß die alte Gesellschaft dafür entschädigt werden solle. Ferner wurde der neuen Gesellschaft bewilligt, eine Taxe von 6 % der transportierten Waren zu erheben, wovon allerdings 2 % der äthiopischen Regierung abgeliefert werden müssen. Artikel 16 sieht einen Vertreter Abessiniens im Verwaltungsrat vor, dessen Gehalt und Befugnisse mit denen der übrigen Verwaltungsräte übereinstimmen. Artikel 18 bestimmt endlich, daß diese neue Konzession an keine andere Gesellschaft abgetreten werden darf.

Für die bisherige Gesellschaft, die bereits gezeigt hatte, daß sie leistungsfähig sei, brachen böse Zeiten an, und Ilg schreibt wohl ganz zutreffend, daß der Kampf um die Eisenbahninteressen ein „widerliches Gepräge" angenommen habe.

„Unter dem Vorwande, bestehende Mißwirtschaft aufzudecken, wurden Kommissionen ernannt, die Organe der Gesellschaft wie Missetäter verhört, mit Konfiskation der Eisenbahn gedroht und diese sogar von der französischen Regierung ausgesprochen; des Kampfes müde, sah sich die Gesellschaft im Juni 1907 gezwungen, ihre Bilanz zu deponieren und Liquidation der Gesellschaft einzuleiten."

Es geschah dies in einem Schreiben von Henri Duros, der am 1. Juni 1907 als Vizepräsident dem französischen Minister der Kolonien folgende Erklärung einhändigte:

Monsieur le Ministre,

J'ai l'honneur de vous informer que, pour nous conformer à l'invitation formelle du gouvernement, nous avons décidé de déposer ce soir, à quatre heures et demie, au Tribunal de Commerce, le bilan de la Compagnie impériale des Chemins de fer éthiopiens.

Nous avons le devoir de vous faire savoir une dernière fois que, pour sauvegarder les intérêts de nos actionaires et de nos obligataires, nous entendons laisser entièrement au gouvernement la responsabilité d'une telle mesure.

Veuillez agréer, etc.

Le Vice-Président:
Henri Duros.

In der Tat hatte die äthiopische Eisenbahngesellschaft von allen Seiten nur Fußtritte bekommen; es wurden ihr niedrige Motive unterschoben, Intrigen aller Art gegen sie gesponnen, obschon die Betriebsergebnisse sich günstig gestalteten. Wollte sie neue Obligationen ausgeben, so wurde ihr dies vom Ministerium untersagt; auf Kaiser Menilek wurde von den Mächten ein Druck ausgeübt, bis er die im Vertrag von 1894 festgesetzten 10 %, die von den Waren erhoben werden durften, einfach beseitigte. Ras Makonen in Harar half mit, die Schwierigkeiten zu vermehren, ebenso der Gouverneur von Djibuti, der drohte, Kamelkarawanen zu organisieren, um durch den Landtransport die Eisenbahn zu schädigen. Es war System in der Sache; Mittel und Wege findet man schließlich immer, wenn man eine unbequeme Gesellschaft mürbe machen will.

Der amtliche Liquidator wurde in der Person des Henri Vacher in Paris bestellt und die Ablösung der bisherigen Gesellschaft eingeleitet, nachdem diese beim Ministerium energischen Protest gegen allerlei Verleumdungen eingereicht hatte. Am 4. Januar 1909 machte das französische Kolonialministerium der bisherigen Gesellschaft die Mitteilung, daß am 6. Januar der provisorische Direktor Fillonneau den Bahnbetrieb übernehmen werde. Der berühmte Dr. Vitalien, der die neue Konzession schlau erworben hatte, geriet damit wieder in die Versenkung, und sein Name verschwindet für immer. Man scheint ihn mit einer Arztstellung in Harar abgefunden zu haben.

Wenn die französische Regierung es für zweckmäßig und notwendig erachtete, die äthiopische Eisenbahn, die von Alfred Ilg ins Leben gerufen wurde, in ihre Hand zu bekommen, so mochte sie dafür ihre guten Gründe haben. Es fällt uns natürlich nicht ein, ihr dies Recht bestreiten zu wollen. Sie besaß ja die Macht, und Recht ist

heute nur das, was man mit Hilfe der Macht behaupten kann. Wir wollen auch gar nicht die Mittel kritisieren, welche die Machthaber in Frankreich angewendet haben, um zum Ziele zu gelangen. Die Politik setzt sich bekanntlich über manches hinweg, was in der gewöhnlichen bürgerlichen Moral als anstößig gilt.

Dann aber hatte man sich mit der Privatgesellschaft, die das Werk bis Diredaua erstellt hatte, wenigstens in halbwegs anständiger Weise auseinanderzusetzen. Vorab mußte Alfred Ilg, der ursprünglich alleiniger Inhaber der Konzession war, mindestens in bescheidener Weise entschädigt werden.

War es doch Ilg und kein anderer, der in zäher Ausdauer den Kaiser Menilek endlich dahinbrachte, daß er seine Zustimmung zu dem großen und nützlichen Werk gab. Frankreich hat es wesentlich Ilg zu verdanken, wenn sein Somali-Protektorat wertvoll wurde.

Wenn das öde Djibuti, einst ein trauriges Dorf, nach und nach zu einem blühenden Handelsemporium wurde, so hat Ilg dazu ganz wesentlich beigetragen. Frankreich hat dies insofern zugestanden, als es Ilg zum Offizier der Ehrenlegion ernannte – eine Auszeichnung, die Ilg durchaus verdient hat und deren er stets würdig blieb. Nicht nur die geschäftliche Moral, sondern die elementarste Forderung der Delikatesse verlangte, daß diesen hohen Verdiensten einigermaßen Gerechtigkeit werde. Aber damals schwebte über den Wassern der Geist eines Delcassé und eines Pichon, und so wurde Alfred Ilg einfach an die Wand gedrückt. Der alten Gesellschaft ging es nicht viel besser.

Obschon Kaiser Menilek den neuen Konzessionär ermächtigt hatte, die erste Sektion um den Erstellungspreis zurückzukaufen, zwang die französische Regierung die Gesellschaft, ein Privatwerk, das sie geschaffen und für das sie effektiv über 40 Millionen verausgabt hatte, um den billigen Preis von etwa 18 Millionen abzutreten.

Ein nüchterner Geschäftsmann würde vielleicht Ilg den Vorwurf machen, daß er den richtigen Moment verpaßt habe. Nachdem englische Finanzkreise begonnen hatten, sich an der Bahn zu be-

teiligen, wäre es für ihn ein leichtes gewesen, seine Aktien vorteilhaft an die Engländer abzutreten und sich ganz von dem Unternehmen zurückzuziehen. Er hätte damit ein nettes Benefiz gemacht und sich weiteren Aerger erspart. Aber als ehrlicher Idealist konnte er sich nicht dazu entschließen; er fürchtete, daß dadurch für Abessinien neue Schwierigkeiten entstehen könnten. Eifersüchtig auf seinen fleckenlosen Ruf als Kulturbote bedacht und ganz aufgehend in seiner hohen Mission, die er bisher glänzend erfüllt hatte, wollte er jeden Schein vermeiden, als ob er seine Stellung zu materiellen Vorteilen ausnütze. Seinen Feinden wollte er keinerlei Handhabe zu Angriffen bieten, lieber ökonomische Einbuße erleiden. Auch glaubte er bei den Franzosen doch noch etwas Sinn für Recht und Billigkeit voraussetzen zu dürfen.

Kaiser Menilek hatte unrecht getan, eine neue Konzession zu verleihen, wodurch Ilg geschädigt wurde. Als einzige Entschuldigung kann man anführen, daß er krank und nicht mehr völlig zurechnungsfähig war. Ich habe zufällig ein Telegramm gesehen, das der französische Minister Pichon nach Adis Abeba sandte und worin empfohlen wurde, mit allen Lockmitteln auf den Kaiser Menilek einzuwirken. Liegt man auf dem Krankenbett und ist man geistig schwer geschwächt, so sagt man schließlich zu allem Ja, nur um endlich Ruhe zu haben.

In der zusammenbrechenden Eisenbahngesellschaft war überdies allerlei vorgegangen, was die Interessen Ilgs schwer schädigen mußte. Bei dem allgemeinen Sauve qui peut suchte sich jeder Einzelne an irgend ein Wrack anzuklammern und die persönlichen Interessen zu retten, so gut es ging.

Ilgs langjähriger Freund, Mitarbeiter und Geschäftsanteilhaber Léon Chefneux nahm schließlich eine Haltung ein, die etwas überraschen mußte, um mich hier recht schonend auszudrücken. Er verstand zwar, sich in Frankreich überall in den Vordergrund zu stellen; er galt als der große Franzose, der in Afrika den Ruhm seiner Nation mehren half. Bei der Liquidation bezog er wohl seine Quote; aber er entzog sich der Pflicht, für seinen Geschäftsfreund zu sorgen.

Er überließ Ilg mit seinen Ansprüchen der Gnade, respektive Ungnade der neuen Männer, die nicht mehr von dem vornehmen Geiste eines Carnot und eines Loubet beseelt waren, sondern die äthiopische Eisenbahn lediglich als gute Beute betrachteten.

Nur ungern habe ich diese Dinge in der Oeffentlichkeit angedeutet. Es sind mir so viel Einzelheiten bekannt geworden, daß ich aus verschiedenen Gründen vorläufig von deren Veröffentlichung absehen will. Ich trete daher auch nicht auf das tragische Ende einer anderen einflußreichen Persönlichkeit ein, die stark in die Eisenbahnangelegenheit verwickelt war und Enthüllungen zu gewärtigen hatte.

Man wird mich, so hoffe ich wenigstens, in Frankreich nicht falsch verstehen. Es liegt mir durchaus fern, wegen dieser Vorkommnisse der französischen Nation irgend einen Vorwurf zu machen. Ich empfinde dieser Nation gegenüber nur Hochachtung und bin mir stets bewußt, wieviel ich ihrer großen Geisteskultur verdanke. Man darf niemals ein Volk verantwortlich machen für unfeine Handlungen einzelner Staatsmänner. Man kann diese nur beklagen, aber nicht ändern. Wir haben vorläufig noch keinen europäischen Areopag, der mit unnachsichtlicher Strenge über die Handlungen gewisser Staatsmänner wacht und deren sittlichen Wert beurteilt. Es bleibt zurzeit kein anderer Weg, als sich an die öffentliche Meinung zu wenden.

Und gerade in Frankreich dürfte man einem solchen Appell gegenüber nicht ganz taub sein. Sehen wir doch gerade jetzt, daß das französische Volk im Momente des Unglücks eine moralische Kraft offenbart, die groß dasteht und unsere aufrichtige Bewunderung erregt.

Man wird auch in Frankreich verstehen, daß einzelne egoistische Staatsmänner unseren Landsmann Alfred Ilg, der gerechterweise mit der Würde eines „Officier de la Légion d'honneur“ ausgezeichnet wurde, in einer Weise benachteiligten, die wenig rühmlich ist. Man kann an maßgebender Stelle recht gut wissen, daß Frankreich ohne Ilg niemals eine äthiopische Eisenbahn erhalten hätte und daß

Ilg damit auch zur Hebung der französischen Kolonie im Somaliland sehr viel beigetragen hat.

Wir erinnern nochmals daran, daß Minister Ilg allein es war, der vermöge seines Einflusses bei dem Kaiser Menilek II. unter Hintansetzung seiner eigenen Interessen die äthiopische Bahn für Frankreich gerettet hat und verhinderte, daß sie in den Besitz Englands gelangte. (Vgl. unsere Anmerkung auf S. 128.) Seine Noblesse ist ihm von gewissen französischen Staatsmännern (für die ich das ehrliche Volk natürlich nicht verantwortlich mache) sehr schlecht gelohnt worden.

Das Lebensideal Alfred Ilgs ist heute zur Wirklichkeit geworden. In seinem Todesjahr wurde die äthiopische Eisenbahn bis Adis Abeba fertig gebaut. Möge nun die öffentliche Meinung in Frankreich eine baldige Remedur für Ilg verlangen; denn in dem widrigen Schauspiel des Prozessierens mit der französischen Regierung mußte dieser als Ausländer naturgemäß den kürzeren ziehen.

X.

Ministerielle Tätigkeit Jlgs bei der Erweiterung des äthiopischen Reiches

Wir berühren nun eine Seite der Jlgschen Wirksamkeit, die ebenso bedeutungsvoll ist wie seine Schöpfungen auf dem Gebiet des Verkehrswesens. In den ersten Jahren, nachdem unser Landsmann sein neues Amt angetreten hatte, spielten die Verhandlungen mit den europäischen Kolonialmächten eine ganz hervorragende Rolle. Es war dies die Periode, da die großäthiopische Politik am kraftvollsten einsetzte und die Grenzen des Reiches eine gewaltige Erweiterung erfuhren.

Kaiser Menilek hegte den großen Plan, das alte Aethiopien wieder in seinem ganzen Umfange herzustellen, also die Grenzen seines Reiches bis an den Weißen Nil vorzuschieben. Sodann galt es, eine genaue Abgrenzung gegen die englischen, französischen und italienischen Besitzungen vertraglich festzustellen, um damit zukünftigen Verwicklungen aus dem Wege zu gehen. In geographischen Dingen, die hier stark mitspielten, hatte der Kaiser natürlich nicht immer ein genaues Urteil, obschon er im Laufe der Zeit durch Jlg einiges Verständnis von Karten erlangt hatte. In der Hauptsache aber mußte der sachkundige Minister aushelfen.

Der Kaiser ließ die großen Ideen nicht aus dem Auge; aber als orientalischer Herrscher pflegte er sich Zeit zu lassen. Wenn der Araber sein ewiges Bukra, Inschallah! Morgen, so Gott will! auf der Zunge hat, so huldigte Menilek nur zu gern diesem Spruch. In seinen westabessinischen Unternehmungen mußte er eigentlich von Jlg zu einer entscheidenden Aktion gedrängt werden. In den neunziger Jahren waren die Engländer und Franzosen im Sudan tätig, und Jlg sah nur zu klar voraus, daß dabei Abessinien zu kurz kommen mußte, wenn es nicht energisch eingriff. Daß England beispiels-

weise nach dem herrlichen und fruchtbaren Alpenland Kaffa lüstern war und es immer sein wird, konnte man verschiedenen Anzeichen entnehmen. Ilg drängte denn auch fortwährend, damit Abessinien das Prävenire spiele.

Die Vorbereitungen zu den verschiedenen Expeditionen hatte Ilg zu überwachen, und besondere Mühe erwuchs ihm da, wo ein geordnetes Zusammenwirken abessinischer und europäischer Unternehmungen erfolgen sollte. Bekanntlich hat Abessinien zu Ende der neunziger Jahre eine ganz großzügige Aktion in Gemeinschaft mit Frankreich vereinbart und auch wirklich durchgeführt. Es waren also innerpolitische und außerpolitische Fragen gleichzeitig zu beherrschen, und wir lassen in chronologischer Reihenfolge die einzelnen Phasen der Unternehmungen vorüberziehen.

Im August 1897 erfolgte zwischen dem Negus und dem mit besonderer Mission betrauten Major Nerazzini, der in Abessinien seiner Intelligenz wegen gern gesehen war, eine genaue, definitive Abgrenzung der italienischen Besitzungen. Im Norden wurden für die erythräische Kolonie im allgemeinen die Grenzen beibehalten, wie sie im Vertrage von 1896 vorgesehen waren; Sarue mit Godofelassi und Agame verblieben bei Aethiopien. Im Süden hatte Italien die Benadirküste am Indischen Ozean übernommen, und die Abgrenzung gegen Aethiopien folgt im allgemeinen einer Linie, die 180 Meilen von der Küste landeinwärts liegt und am Djuba nördlich von Bardera bis Lugh geht.

Im gleichen Jahre hatte Lagarde mit dem Negus die Grenze nach dem französischen Somaliland vereinbart und die englische Sondergesandtschaft von Sir Rennell Rodd die Abgrenzung im Süden gegen Harar und das Ogaden einerseits und am Djuba anderseits für die englischen Ansprüche vorgenommen.

Der fruchtbarste und volkreichste Teil des Somalilandes, d. h. das ganze Ogaden befand sich nunmehr im Besitz von Abessinien. Die unbotmäßigen Somali revoltierten zwar bald nachher (1899); man weiß aber, daß sie sich nach einer gehörigen Züchtigung wieder für längere Zeit still zu verhalten pflegen. Und die Züchtigung war

exemplarisch genug. Ras Makonnen, dessen Schneid allgemein bekannt war, entsandte erst seinen Lieutenant Benti, der 2000 Somali niedermachte, und als es noch keine Ruhe geben wollte, ging er selbst von Harar aus nach dem Ogaden, begleitet von einigen englischen Offizieren, und brachte den Ogadenleuten nach einem wilden Gefecht, in welchem 7000 Mann fielen, eine entscheidende Niederlage bei. Seither haben die Revolten aufgehört, indem der Hauptagitator sich auf englisches Gebiet zurückzog.

Ein bedeutungsvolles Unternehmen war der 1898 ausgeführte Kriegszug nach Kaffa, dem herrlichen Bergland, das durch seinen Reichtum an Kaffee und Zibet zur Berühmtheit gelangte. Es war immer von Aethiopien abhängig gewesen und hatte zuletzt unter der Oberherrschaft des Königs von Godjam gestanden. Als die Italiener und die Sudanesen den Kaiser Johannes hart bedrängten, suchte sich Kaffa unabhängig zu machen. Der König Sawo-Teheno ließ die christlichen Kirchen verwahrlosen, begünstigte den Islam und sperrte seine Grenzen gegen die Fremden. Ein Feldzug, den der König von Godjam gegen ihn unternommen, fiel unglücklich aus. Da entsandte Menilek II. seinen Vetter Ras Wolde Giorgis, einen bedeutenden Feldherrn, nach Kaffa, und dieser hatte schließlich Erfolg; Kaffa ergab sich im Oktober 1897 und der tapfere König, der sich geschickt verteidigt hatte, wurde gefangen nach Adis Abeba gebracht. Sein Stolz war ungebrochen; der Kaffakönig, äußerlich eine prachtvolle Männergestalt, zeigte sich noch in den Ketten, die übrigens mehr symbolisch waren, trotzig und ungebeugt. Meniiek hatte seine Freude an dem rassigen Aethiopier und behandelte ihn gut. Er wurde in Adis Abeba interniert und später auf eine Festung gebracht, im übrigen ziemlich frei gehalten. Seine Krone wurde jahrelang von einem Ort zum andern geflüchtet und verborgen gehalten; schließlich soll sie in einer Waldkapelle aufgefunden worden sein. Der Kaiser sprach den Wunsch aus, Ilg möchte sie heimnehmen. Menilek übertrug die Verwaltung Kaffas seinem Vetter Wolde Giorgis, der seines neuen Amtes mit viel Takt und großem Erfolg waltete.

Ras Wolde Giorgis begnügte sich nicht mit der Unterwerfung Kaffas, sondern rüstete zu Beginn des Jahres 1898 eine Armee von 30 000 Mann aus, um die Gebiete des Omo zu unterwerfen und bis zum Rudolfsee vorzudringen. Er wurde begleitet von Lieutenant Bulatowitsch, der kartographische Aufnahmen machte. Er fand in dem bisher noch so gut wie unbekannten Lande nur wenig Widerstand; dagegen litten die Truppen unter den Strapazen und Entbehrungen. Dennoch gelangte er bereits am 26. März an den Rudolfsee und hißte hier bei der Einmündung des Omo die äthiopische Flagge. Er hatte bei seinem Vormarsche verhältnismäßig wenig Leute verloren, dagegen in kurzer Zeit ein Land von etwa 40 000 Quadratkilometern Ausdehnung erobert. Am Nordende des Rudolfsees wurden abessinische Militärposten zurückgelassen. Gleichzeitig, nämlich im März 1898, nahm Kaiser Menilek offiziell Besitz von dem Gebiet der im Süden wohnenden Boran-Galla, das im Osten des Rudolfsees gelegen ist. Kurz vorher hatte Apte Giorgis eine Parallelaktion mit einem Heer von 15 000 Mann unternommen, um den Engländern zuvorzukommen, welche Miene machten, diese Region zu erwerben. Alfred Ilg hatte dieser Expedition, die bis zum 5. Grad nördlicher Breite vordrang, einen jungen französischen Forschungsreisenden, Léon Daragon, nachgeschickt; dieser erstellte eine Karte des bisher unbekannten Gebietes. Als die Expedition zurückkehrte, errichtete sie überall starke Militärposten.

Zu diesen im ganzen glücklichen und mit vielem Erfolg gekrönten Eroberungszügen gesellten sich noch weitere, welche im Westen bis zum Weißen Nil vordrangen. Abessinien und Frankreich operierten hier zusammen, um der Welt symbolisch anzudeuten, daß Frankreich, von Westen her durch Afrika vordringend, Aethiopien die Hand reiche, um eine Ausmündung nach dem Roten Meer zu gewinnen. Frankreich ging damals darauf aus, die englische Verbindung Kapstadt-Kairo zu paralysieren. Der freigewordene Sudan fand europäische Bewerber, und Frankreich versuchte seine Flagge am Weißen Nil zu hissen.

Es erfolgte der berühmte Zug Marchands vom Kongo aus-

gehend über Bahr el Gazal nach Faschoda. Von Abessinien wollte man ihm die Hand reichen und durch große Aktionen von Adis Abeba aus ins Niltal eindringen, damit auch Aethiopien bei diesem Anlaß auf seine Rechnung komme.

Von der Küste her sollte Bonvalot der Marchandschen Expedition hilfreich entgegenkommen; aber schon vorher hatte Lagarde, der französische Vertreter am abessinischen Hof, den Hauptmann Clochette vorausgehen lassen. Lagarde hatte als Diplomat nicht immer eine glückliche Hand, und seine Anordnungen führten zu Zwistigkeiten unter den Franzosen, bei denen schließlich Bonvalot seine Mission an Bonchamps abgab. Dieser drang nach dem Westen vor, vereinigte sich mit der Mission Clochette und gelangte von Goré aus bis an den Zusammenfluß des Akoba und Baro, mußte dann aber wegen Mangels an Lebens- und Transportmitteln umkehren.

Glücklicher war die Expedition der Abessinier, die von Ras Tessama befehligt wurde. Sie ging ebenfalls von Goré südlich über den Akobo hinaus. Der Fitaurari Haïle wurde mit 800 Mann an den Weißen Nil gesandt; dieser pflanzte an der Einmündung des Sobat in den Nil die äthiopische Flagge auf. Der russische Oberst Artamanoff hatte diese Truppen begleitet, schwamm in den Nil hinaus und pflanzte auf einer benachbarten Insel die französische Trikolore auf, um damit die Besitznahme des linken Nilufers für Frankreich zu vollziehen.

Es war jedoch nicht gelungen, Marchand die Hand zu reichen. Der an das Höhenklima gewöhnte Abessinier verträgt die Natur des Tieflandes nicht gut. Man war zudem in die Regenzeit hineingekommen; die Fieber dezimierten die Truppen derart, daß sie davon absehen mußten, am Weißen Nil ein Fort anzulegen und einen ständigen Militärposten zu errichten. Dieses Teilunternehmen in dem Plan einer franko-äthiopischen Aktion im Niltal wurde daher wieder aufgegeben und der Rückzug unternommen.

Die Mission Marchand traf verspätet in Faschoda ein, so daß man ihr keine Unterstützung vom Sobat her bringen konnte. Ein

Genfer Maler, Maurice Potter, hatte sich der Expedition Ras Tessamas angeschlossen, verunglückte aber leider beim Rückzug, indem er im Buschland aus dem Hinterhalt angefallen und durch einen Lanzenstich getötet wurde. Die Abessinier nahmen dafür furchtbare Rache, indem sie die umwohnende Bevölkerung drei Tage lang verfolgten und zahlreiche Eingeborne abschlachteten.

Eine Parallelaktion im Norden wurde von Ras Makonen mit sehr viel Erfolg durchgeführt. Dieser zog mit seinen Truppen dem Blauen Nil entlang, drang in das Gebiet der Beni Schangul vor und besetzte sogar einen Teil der Provinz Fazokl. Er brachte aus seinen glücklichen Kämpfen mehrere Flaggen der Mahdisten nach Hause, wovon er eine seinem langjährigen Freunde Ilg schenkte.

Endlich traf auch Marchand mit seinen Leuten zu Anfang 1898 im Nilbecken ein und besetzte am 10. Juli dieses Jahres Faschoda, nachdem er die Besatzung des Mahdisten verjagt und etwa 100 Mann derselben getötet hatte. Hierauf wurde die französische Flagge gehißt. Das Ereignis verursachte in ganz Europa eine gewaltige Aufregung, wohl am meisten in London, wo man wegen dieser Ueberrumpelung durch die Franzosen in hellen Zorn geriet. Im August kam von Chartum her eine kleine Flottille mit etwa 1300 mahdistischen Soldaten, die von dem Emir Said-Dejhein befehligt wurden und den Versuch machten, Faschoda zurückzuerobern und die Franzosen aus ihrem befestigten Lager zu vertreiben. Der Kampf dauerte über zwölf Stunden und endigte mit einer völligen Niederlage der Mahdisten, die etwa 700 Mann verloren, während die Franzosen nur fünf Verwundete hatten. Marchand gewann den Sultan der umwohnenden Schilluk zur Unterzeichnung eines Protektoratsvertrages. Allein die Freude sollte nicht allzulange dauern.

Am 19. September traf ein Brief von Sirdar Kitchener in Faschoda ein, worin die Eroberung Chartums gemeldet wurde. Englische Truppen folgten nach, und auf Befehl Kitcheners wurde Faschoda von ihnen eingeschlossen. Kühl erklärte man den Franzosen, daß hier die Entschließungen der beiden Regierungen abzuwarten seien, und neben der französischen Flagge wurden auch die



Ankunft des an einer Kette gefesselten Königs von Kaffa in Adis Abeba

englische und die ägyptische gehißt. Inzwischen zog Kitchener nilaufwärts bis zur Einmündung des Sobat, besetzte dieses Gebiet und ließ ein halbes Bataillon Infanterie mit Artillerie zurück. England war schon früher durch die Vorgänge in Madagaskar hochgradig nervös geworden; Faschoda wurde als Schlag empfunden, den man nur durch Drohungen parieren konnte. Frankreich mußte in den sauren Apfel beißen, und Marchand mit seinen heroischen Soldaten desavouieren; man hat diese Demütigung lange nicht verwunden. Am 12. Dezember 1898 räumte Kommandant Marchand die Stadt Faschoda, die seit 1884 aufgegeben war und nunmehr eine englische Garnison erhielt. Aber auch Menilek, der zum erstenmal aus seiner Neutralität herausgetreten und ein ehrlicher Verbündeter Frankreichs geworden war, mußte seine Aspirationen im Niltal aufgeben und sich vor den englischen Ansprüchen zurückziehen. Ein großes Unglück war das für sein Land gerade nicht. Marchand zog sich über Abessinien nach der französischen Besitzung Djibuti zurück, von wo der Kreuzer D'Assas ihn und seine Gefährten nach Frankreich zurückbringen sollte. Kaiser Menilek, dessen ritterliche Art bekannt ist, hatte den Befehl gegeben, Marchand bei dieser Reise durch die abessinischen Gebiete überall mit den größten Ehren zu behandeln. Jener war ja in diesem Falle ein Alliierter Abessiniens, der als Gast kam und zudem ein Franzose von hohen militärischen Leistungen. Es hat denn auch schon Ras Tessama dem französischen Helden in Goré, wo Marchand Ende Januar 1899 eintraf, einen grandiosen Empfang bereitet. Am 10. März 1899 hielt Marchand seinen Einzug in der äthiopischen Hauptstadt Adis Abeba. Der Gouverneur dieser Stadt entsandte seine ganze Armee, um Marchand die militärischen Ehren zu erweisen. Er zog im Triumph ein und wurde vom Kaiser in mehreren persönlichen Audienzen in Gegenwart Minister Ilgs empfangen.

Marchand verkehrte viel im Hause Ilgs, der ihn mit seinen Herren auch zu Gast geladen hatte. Als er nach Frankreich kam, wurde er bekanntlich von seinen Landsleuten mit großer Begeisterung empfangen und gefeiert. Der kühne Reisende, der Durchquerer

Afrikas, hat sich auch später durch seine große Tatkraft ausgezeichnet. Im Weltkrieg kämpfte er mit seltener Bravour für sein Vaterland, wurde wiederholt verwundet und ist unlängst in der französischen Armee zum Divisionsgeneral ernannt worden.

Abessinien hat also wie auch Frankreich vor den englischen Aspirationen zurückweichen müssen. Das Gebiet des Weißen Nil blieb beiden verschlossen; das von Ras Makonen eroberte Fazokl mußte wieder aufgegeben werden. Die 1902 und 1907 abgeschlossenen Verträge legten für Abessinien die Westgrenze fest, und diese verläuft im wesentlichen dem Fuß des äthiopischen Alpenmassivs entlang. Sorge Aethiopien nur stets dafür, daß ihm das schöne Alpenland Kaffa, auf das England ein Auge geworfen hat, unverkürzt verbleibt!

XI.

Die Natur des neueroberten Südabessinien

Ueber das abessinische Alpenland und seine Naturvölker besitzen wir so zahlreiche Schilderungen, daß wir diese als bekannt voraussetzen dürfen. Dagegen sind die neuen Provinzen im Süden des Reiches erst in der letzten Zeit näher bekannt geworden.

Zu den wirtschaftlich bedeutungsvollsten Erwerbungen gehört wohl das Ogaden, d. h. das innere Somaliland, das lange Zeit herrenlos und unbekannt war. Es war mir 1891 vergönnt, als erster Naturforscher mit der Expedition des Fürsten Eugenio Ruspoli viele Monate hindurch das weite Ogaden, das damals für fast unzugänglich galt, zu durchwandern und über den Webistrom hinaus nach Westen vorzudringen. Die nachfolgende Schilderung beruht also auf eigener Beobachtung.

Damals war nur der Norden des Ogaden im Besitz der Abessinier, welche der starken Verluste wegen, die eine Rinderseuche hervorgerufen hatte, zu Requisitionen im Somaliland genötigt waren. Die südlichsten Posten standen bei Jme am oberen Webi; doch waren die Eingebornen auf ein weiteres Vordringen gefaßt. Heute gehört auch das südliche Ogaden bis weit über die reiche Talschaft von Faf hinaus, sowie das im Osten anstoßende Haud zum äthiopischen Kaiserreich.

Die inneren Somaliländer lassen vermöge ihrer Abgeschlossenheit einen durchaus eigenartigen Charakter erkennen, der von dem des abessinischen Hochlandes wie auch des zentralen Afrika stark abweicht. Im allgemeinen handelt es sich um gewaltig ausgedehnte

Steppenländer, deren Höhenlage nicht bedeutend ist; das Land steigt von der Küste sanft nur bis zu einigen hundert Metern an.

Das Haud, das sich zwischen dem Küstengebirge und dem Ogaden ausdehnt, ist topfeben und wasserarm, daher nur sehr spärlich bevölkert. In der Neuzeit diente es seiner Unzugänglichkeit wegen den eingebornen Rebellen als sicherer Schlupfwinkel.

Die durchziehenden Karawanen brachten in der Regel Gummi, Weihrauch und Häute aus dem Ogaden, um dafür in Berbera oder Bulhar Baumwollstoffe einzutauschen. Eine Karawane braucht in der Regel eine Woche, um das wasserlose Haud zu durchqueren, und muß sich hinreichend mit Wasser versehen. Um dieses von fauligen Beimischungen frei zu halten, pflegen die Somali ihm einen Zusatz von geschabter Rinde der Galol-Akazie beizugeben. Die Rinde besitzt einen ziemlich hohen Gehalt an Gerbstoff, daneben auch einen Farbstoff, welcher dem Wasser eine weinrote Färbung verleiht. Der eigentümliche Beigeschmack machte es mir unmöglich, selbst bei quälendem Durst diese Flüssigkeit hinunterzuschlucken.

Die immensen, meist ganz ebenen, ab und zu auch wellig ansteigenden Flächen sind wenigstens im südlichen Teil vorwiegend mit Buschwald bedeckt, stellen also eine typische Strauchsteppe dar. Daneben finden sich auch reine Grassteppen, die im nördlichen Haud in den Ebenen von Tuju zu großartiger Entwicklung kommen. Die Strauchsteppe geht vielfach in eine schöne Parklandschaft über; lokal treten sogar geschlossene Waldbestände auf. Freilich fehlen auch wirkliche Wüstenstriche keineswegs; ihr vegetationsloser Boden ist denn meist übersät mit Knollen von Eisenerzen (Hämatit). Diese finden sich in allen Größen; meist sind sie walnußgroß bis kopfgroß, mehr oder weniger gerollt und von der Windwirkung zum Teil stark poliert. Der Bodencharakter ist im ganzen Haud und auch bis tief ins Ogaden hinein ein gleichmäßiger. Da wo die Lößdecke fehlt und das Gestein ansteht, erkennt man horizontale Lagen einer schwarzkörnigen Masse, die steingutartig aussieht und unter dem Hammer einen hellen Klang gibt. Auf den Bruchflächen erkennt man in der dichten, gelblichweißen Grundmasse dendritische Gebilde

und zahlreiche Blasenräume, welche mit Hämatit ausgefüllt sind. Es handelt sich um einen mikrofelsitischen Quarzporphyr, in welchem neben Quarz noch als akzessorische Gemengteile Magnesitkörner, Eisenglanzkriställchen, Zirkon und Pyrit vorkommen. An einzelnen Stellen, z. B. am anstehenden Gestein der Ufer des Laku-Seeleins, geht dieser Quarzporphyr in eine große Breccie über, in welcher faustgroße Knollen von Roteisenerz durch eine spärliche Grundmasse verkittet werden. Bei der Verwitterung werden die Einschlüsse frei; die stetig wehenden Monsonwinde räumen unter Zurücklassung der gröberen die Erdbestandteile weg, und so erklärt es sich, daß der nackte Felsboden stundenweit mit Hämatitknollen übersät erscheint. Geologisch gesprochen, haben wir es in den ungeheuern Steppen der inneren Somaliländer mit einem Ueberguß-Tafelland zu tun, dessen Entstehung wahrscheinlich einer paläo-vulkanischen Tätigkeit im Beginn der Kreidezeit zu verdanken ist. Die Bildung der Uebergüsse fand wohl submarin und wahrscheinlich im Seichtwasser statt. An manchen Stellen sind sie von Kalkgestein überlagert, das der erodierenden Wirkung Widerstand geleistet hat. In diesem Kalküberzug sind gelegentlich Foraminiferen und Muschelschalen eingelagert. Gegen das Webital hin und darüber hinaus nach Westen konnte ich in höheren Horizonten Kreidegesteine nachweisen, die außerordentlich reich an Resten von Ammoniten (Hoplites somalicus, H. Ruspolii) sind, sogar förmliche Breccien bilden. Daneben sind auch Reste von Muscheln (Arca Gabrieli, Mytilus aequatorialis) und Seeigeln (Toxaster collegnoi, Pygaulus Kelleri) nachgewiesen.

Ueber dieser Gesteinsunterlage breitet sich eine Lößdecke aus, welche stellenweise eine bedeutende Mächtigkeit erlangt und zur Regenzeit das Reisen sehr erschwert. Die Hauptregenzeit fällt in den Beginn des Oktober; ausgiebige Wassermassen gehen in der ersten Hälfte des Monats täglich nieder; dann werden die Regengüsse spärlicher, und im Dezember hören sie ganz auf. Nach der Trockenperiode von Neujahr bis März stellt sich im April und Mai die kleine Regenzeit ein, deren Niederschläge spärlicher sind. Juli,

August und September sind völlig regenlos; die Landschaft macht einen winterlichen Eindruck; die Grasflächen sind von der Sonne ausgedörrt, so daß sie gelb erscheinen.

Infolge dieser langen Trockenperiode sind gewisse Elemente der Bodenfauna völlig ausgemerzt, namentlich die feuchtigkeitliebenden Regenwürmer, die für die natürliche Bodenkultur und damit auch für das Gedeihen der Vegetation von allergrößter Bedeutung sind. Dennoch ist die Vegetation keineswegs spärlich, stellenweise sogar wohlentwickelt. Das deutet auf eine geregelte Bearbeitung des Bodens hin, die hier von andern Organismen vikariierend übernommen wird.

Da haben wir vor allen Dingen die Termiten. Sie sind in diesen Steppenländern überall in Menge vorhanden, errichten ihre backofenähnlichen oder turmartigen Bauten, indem sie die Erde durchwühlen, das Lößmaterial während der Nacht an die Oberfläche schaffen und zum umfangreichen Bau verkitten. Die Bauten zerfallen später, und ihr Material wird vom Winde zerstreut. Ist diese Bodenbearbeitung auch etwas weniger elegant als diejenige der Regenwürmer, so wird sie dann noch sehr wirksam unterstützt durch die Tätigkeit gewisser Ameisen. Diese legen im Boden tiefe Gänge an und sorgen damit für die Durchlüftung des Untergrundes. Aehnlich wie die Regenwürmer werfen sie Häufchen von Erde aus, schleppen Aas oder tierische Exkremente in den Boden und verteilen so die stickstoffhaltigen Düngmittel. Die Einzelarbeit erscheint unbedeutend; aber die Massenhaftigkeit der Steppenameisen erzielt durch Summierung kleiner Wirkungen sehr große Effekte. An dieser nützlichen Tätigkeit sind zwei große, schwarze Arten beteiligt, nämlich Paltothyreus tarsatus und Megaloponera foetens. Letztere Art ist im Busch überall anzutreffen und verdient ihren Namen nur zu sehr, indem sie einen unerträglichen Aasgeruch verbreitet. Ich erinnere mich, daß ich in einer Nacht am Rande eines Waldes im Ogaden einfach nicht schlafen konnte, weil mir jeder Windstoß die Nase mit diesem pestilenzialischen Duft füllte. Ich nahm die Laterne und

forschte nach einem Kadaver, fand aber nichts als die Nester dieser Ameise. Das war also keine „Regio aromatifera“.

Im östlichen Ogaden, aber auch im Westen des Webitales findet man gelegentlich kleinere Steppenseen. Ihre Bildung ist leicht verständlich. Sie liegen stets in ausgedehnteren Bodensenkungen. Ursprünglich verschwand das Wasser zur Trockenzeit in der Tiefe des zerklüfteten Gesteines. Windabrasion und die Wirkung des fließenden Wassers trugen immer größere Mengen beweglicher Erde zusammen; die Felsspalten wurden durch den Schlamm verstopft, so daß das Wasser nach der Regenzeit nicht mehr im Felsen versiegen kann. Im Winter sind diese Steppenseen von Wasservögeln sehr belebt. Man kann nur schwer ans Wasser gelangen, weil der Rand des Sees von tiefem Schlamm gebildet wird, in welchem man einsinkt. Im Wasser tummeln sich zahlreiche Wasserkäfer (Cybister africanus) und niedere Krebse. Wie Silberfische spielt der muntere Branchipus, und Muschelkrebse werden oft bis zentimeterlang. Die meisten Flußläufe führen nur periodisch Wasser; zur Trockenzeit benutzt man gern ihr Bett als Karawanenweg; wir haben also das, was der Araber mit „Chor“ bezeichnet; die Somalen nennen einen zeitweise austrocknenden Fluß „Tug“. Der in der Nähe von Harar entspringende Tug Faf verschmälert sich im Tal von Faf zu einem Graben und hört dort auf. Ein Wasserlauf mit einem beständig fließenden Wasser heißt allgemein „Webi“. Am bekanntesten ist der Leopardenfluß oder Webi Schabeli, der aber das Meer nicht zu erreichen vermag.

Die Vegetationsdecke wechselt nach den einzelnen Gebieten und bringt daher verschiedene Vegetationsformen zum Ausdruck. Weitaus überwiegend ist die Steppenflora, deren Elemente zahlreiche zweckmäßige Anpassungen aufweisen. Je nach der Jahreszeit gewährt die Pflanzenbedeckung einen verschiedenen Anblick. Die Somali behaupteten stets, das Ogaden sei die schönste Gegend, es sei ihr Paradies. Aber wenn man in den heißen und trockenen Sommermonaten die Steppenwelt durchwandert, so begegnet uns überall eine winterliche Oede, in der man umsonst Schutz gegen

die sengenden Strahlen der Tropensonne sucht. Die meisten Pflanzen haben ihr Blätterwerk abgeworfen; sparrige, nackte Zweige starren in die Luft. Nur einzelne Sukkulenten, die sich mit Hilfe von Wasserspeicherung über die Trockenperiode hinweghelfen, wie die hohen Stapelien und die mächtigen Kandelaber-Euphorbien, sind an ihrer Oberfläche freudig grün. Aber wenn im Beginn des Oktober ausgiebige Regenmengen niedergehen, so ändert sich das Bild wie mit einem Schlage. Jetzt wird das Ogaden wirklich zum Paradies; mit Macht bricht der wunderbare Steppenfrühling hervor. Da gibt es kein Markten wie bei uns zwischen Winter und Frühling; das Erwachen der Vegetation erfolgt wie durch einen Zauberschlag. Schon wenige Tage nach den ersten Regen erscheint die ganze Steppe wie mit einem zarten grünen Hauch überflogen. Schon nach einer Woche erscheinen die sogenannten Ephemeren, die typischen Vertreter der eigentlichen Regenvegetation. Viele von ihnen gehen ebenso rasch, wie sie gekommen sind. Es erscheinen nun die leuchtenden Wiesen der Gloriosa, die sanftblauen Teppiche der Oldenlandia, die Rasen duftender Labiaten mit fleischroten Blüten, die buttergelben Potentillen und große Büsche von Reseda. Sie besitzen keine Schutzmittel gegen die Angriffe der Tiere, keine Einrichtungen zur Verhinderung der Verdunstung; was sie an Feuchtigkeit den Tag über abgeben, entnehmen sie entweder dem Boden oder der Luft; denn während der Nachtzeit findet eine ausgiebige Taubildung statt, welche bis gegen Mittag Spuren hinterläßt.

Weitaus überwiegt die Strauchsteppe oder ostafrikanische Dschungelnvegetation. Sie leidet an einer gewissen Einförmigkeit — unschöne, sparrige Sträucher von zwei bis drei Metern Höhe, wie die stark verbreitete Grevia populifolia, die zahlreichen Euphorbienbüsche, der knorrige Myrrhenstrauch, die Wabaiastaude, welche den Eingebornen das berüchtigte Pfeilgift liefert, und dann die zahllosen, stark bedornten Akazien, unter denen die trichterförmige Didin-Akazie stellenweise wiesenartige Bestände bildet, die für die Gummigewinnung eine hervorragende Bedeutung erlangen.



Schirmakazie aus dem Ogaden (Somaliland)

(Originalaufnahme von C. Keller)

An den lichteren Stellen wuchern Nachtschattengewächse (Solanum somalense), Boretsch und Reseda.

Vielfach geht die Strauchsteppe in eine ausgedehnte Parklandschaft über, in welcher dann die Termitenbauten besonders zahlreich sind. Das vorherrschende Element ist hier die Schirmakazie. Aus der Ferne gewinnt man zuweilen den Eindruck, als ob eine Menge ausgespannter Regenschirme in den Boden gesteckt seien. Wo diese Akazien stattliche Bäume bilden, ist der Stamm nur kurz, oft nur einen Meter hoch, und löst sich auf in ein weitausgreifendes Astwerk, das eine breite Schirmkrone trägt. Bei machtvoller Entfaltung wird der sonst etwas steife Charakter wirklich malerisch, wie zum Beispiel die gewaltige Gorra-Akazie, unter deren Krone eine große Karawane lagern kann und wohltuenden Schatten empfängt.

Der breite Schirm bietet den stets wehenden Monsunwinden eine möglichst geringe Angriffsfläche; auch die Weidetiere können höchstens an den Rand herankommen. Die meisten Arten haben am Stamme und an den Aesten einen starken Korküberzug, um die Wasserverdunstung herabzusetzen. In der Parklandschaft tauchen auch die feinbedornten Aloepflanzen auf, deren Riesenschäfte orangerote Blütentrauben tragen. Eine andere Aloeart (Sanseviera Ehrenbergi) ist leicht kenntlich an dem niederen Wuchs und den derben, aufrechtstehenden Blättern, deren Rand unbedornt ist. Sie bildet größere Gruppen, selbst ausgedehnte Wiesen und wird von den Eingebornen gesammelt; ihre zähen Fasern liefern das Material zu Stricken, die beim Hüttenbau und beim Karawanentransport unentbehrlich sind.

Im Innern des Ogaden taucht in der Parklandschaft auch die Kandelaber-Euphorbie auf, die mehr vereinzelt ist, höchstens kleinere Gruppen bildet. Im Haud scheint sie zu fehlen. Die Eingebornen behaupten, daß die zähe Milch dieses Baumes heilkräftige Eigenschaften besitze, und wenden sie gegen Rheumatismen an.

Da wo genügende Feuchtigkeit vorhanden ist, tritt auch geschlossener Wald in größerer Ausdehnung auf, z. B. zwischen Wa-

randab und Faf, dann zwischen dem Gebiet der Abdallah und Warandab in den höheren Lagen, wo herrliche Waldpartien vorkommen, in denen sich eine farbenprächtige Vogelwelt herumtreibt.

Die großartigste Entwicklung der Pflanzenwelt tritt uns längs der Ufer von Flüssen und Strömen entgegen. Es ist die Form des Urwaldes, die man als „Galeriewald" bezeichnet hat und die uns am glanzvollsten zu beiden Seiten des Webistromes entgegentritt. Es ist eine immergrüne Umrahmung von wechselnder Breite, oft nur 50—100 Meter breit, unter Umständen aber auch zu mehreren Kilometern anwachsend. Hier hat der Boden hinreichend Feuchtigkeit, um das ganze Jahr den grünen Schmuck beibehalten zu können. Hier erscheinen die Palmen. Mehr vereinzelt ist Phoenix reclinata, viel häufiger die Duhmpalme (Hyphaene thebaica), die erst am Webi Schabeli auftaucht und hier ausgedehnte, außerordentlich malerische Bestände bildet. Der Habitus dieser prächtigen Palme wird meist ungenau abgebildet, d. h. so, daß der nackte Stamm sich in der Höhe wiederholt gabelt und nur zu oberst mit Wedeln besetzt ist. Die meisten Duhmpalmen sehen in der Tat so aus, wenn sie in die Grassteppen hinaustreten. Die Steppenbrände versengen dann die alten, zum Teil auch die grünen Fächer. Wo dagegen das Feuer nicht herankommen kann, hängen unterhalb der dichten Krone alte, gelbbraun gewordene Fächer in so dichten Mengen bis zum Boden herab, daß die Gabelung des Stammes und der Aeste völlig verdeckt wird. Damit wird auch der Habitus völlig verändert, und zwar zugunsten der Palme.

Ein weiteres Element der Galeriewälder bildet die mächtig aufstrebende Sykomore, die in ihrer äußeren Erscheinung an unsere Eichen erinnert. Die kleinen Früchte schmecken nicht unangenehm; sie sind freilich etwas trocken. An manchen Stellen, besonders am mittleren Webi, gewinnen die Tamarisken die Oberhand und bilden ausgedehnte Uferwälder. An lichteren Stellen begegnet uns der kleinblätterige Baumwollbaum (Gossypium arboreum). Sehr verbreitet sind auch waldartige Bestände von Akazien. Es überwiegt hier die Flötenakazie (Acacia fistula), die

offenbar von den oberen Nilländern eingedrungen ist. Bei den Somalen ist sie unter dem Namen „Uwadi" bekannt. Bei ihren ausgezeichneten Schutzmitteln, die alle Tiere abhalten, vermag sie auch in die anstoßenden Wiesengründe hinauszutreten, um hier lichte Bestände zu bilden. Im Habitus ist diese an Feuchtigkeit gebundene Akazie von ihren Verwandten stark verschieden, indem die lichte Krone einen lockeren Fächer bildet. Sie besitzt lange, elfenbeinfarbene Dornen, von denen viele blasenartig aufgetrieben sind und dann bissige Ameisen beherbergen. Diese stürzen sofort heraus, wenn irgend ein Angriff erfolgt. Daher ist es in diesen Uwadiwaldungen still, während sonst in den Uferwäldern ein lautes Treiben der Tierwelt herrscht. Acacia fistula ist eine der wichtigsten Gummipflanzen und liefert wohl die Hälfte der Ware, welche an die Küste kommt. Das ausfließende Gummiharz bildet große, bernsteingelbe Zapfen, welche der Eingeborne mit seiner langen Lanze herunterholt. Im Berglande verschwindet diese Akazie ziemlich rasch.

Das Eindringen in die Galeriewälder ist vielfach stark erschwert,indem zahllose Winden einen dicken Pflanzenteppich bilden oder Bestände von Rohrkolben (Typha) hemmend auftreten. In den anstoßenden Wiesen, in denen die Wasserböcke zu weiden pflegen, wuchern zahllose kriechende Kürbisgewächse, Scirpus, Pulicaria und Heliotropium, untermischt mit dunkelblütigen Malven.

Die Kryptogamen treten in der Somaliprovinz ganz zurück, da das Klima zu trocken ist. Flechten und Moose sind spärlich, Farrenkräuter recht selten. Im nördlichen Ogaden habe ich zur Regenzeit Ophioglossum macrorhizon der montanen Region in größerer Zahl beobachtet.

Die Tierwelt dieser Steppenregion weist vielfach eigentümliche Züge auf; zahlreiche Arten sind endemisch. Die reiche Vegetationsdecke bringt naturgemäß die pflanzenfressenden Arten zu starker Entwicklung, namentlich die größeren Huftiere.

Wir finden hier noch ganz ursprüngliches Tierleben, herrliche Jagdgründe, die in der Neuzeit vielfach aufgesucht wurden. Unter

den Säugern treten die elegant gebauten Antilopen am stärksten in den Vordergrund. Eine große Gazelle, Antilope Sömmeringi, ist überall verbreitet und läßt sich unschwer zähmen; Antilope Walleri, eine Eigentümlichkeit der Somaliländer, besitzt einen giraffenähnlichen Hals und am Körper eine scharf abgesetzte, rötlich braune Rückenschabracke; ihr Fleisch schmeckt vorzüglich. Die spiralhörnige Kudu-Antilope (Strepsiceros imberbis) bildet eine der schönsten Erscheinungen in der Tierwelt; wenn sie an den Abhängen der Berge dahinjagt, erinnert sie ganz an unsere Gemse; ihr saftiges Fleisch übertrifft an Feinheit und Wohlgeschmack alle Verwandten, und wenn es den Eingebornen gelingt, dieses Tier zu erbeuten, so wird der Dorfpoet dieses Ereignis wochenlang in gedehntem Rezitativ besingen.

Die Kuhantilopen oder Somali-Hartebeests (Bubalis Swaynei) scheinen auf das grasreiche Haud beschränkt zu sein; sie erreichen die Größe eines Esels und sind noch im verwundeten Zustand recht angriffslustig. Die Wasserböcke (Kobus) treten erst im Webital auf; sie werden meist zusammen mit ihren Jungen gesehen, die Ende Juli geworfen werden. Einen schönen Anblick gewähren die Herden der stattlichen Beisaantilopen mit ihren langen, geraden Hörnern, die selbst dem Löwen gefährlich werden können; man trifft sie besonders zahlreich im Haud an.

Ganz reizende Geschöpfe sind die Zwergantilopen oder Dig-Dig. Die kleinere Saltantilope (Nanotragus saltianus) heißt bei den Eingebornen „Golas"; sie ist von der Größe eines Hasen, schön hellbraun, der spitzschnauzige Kopf mit kurzen, geraden Hörnchen geziert, zwischen denen ein kastanienbrauner Haarschopf aufgerichtet wird. Die etwas größere Kirkantilope (Nanotragus Kirki) ist dunkelgrau und hat die Hörnchen stärker geringelt. Das ramsköpfige Gesicht endigt in eine feine Muffel. Beide leben paarweise im Busch; scheucht man sie auf, so flüchten sie mit komischen, hasenartigen Sprüngen, laufen aber nie weit. Werden sie angeschossen, so geben sie pfeifende Töne von sich, die einem starken Mäusepfiff ähnlich sind. Die Satzzeit fällt in den Oktober.

In der Nähe der Wasserplätze sind Wildschweine (Phacochoerus aethiopicus) ziemlich häufig. Sie sind mit gewaltigen Hauern bewehrt und graben damit tiefe Kessel, um zu den großen Knollen zu gelangen, in denen bei manchen Steppengewächsen eine unterirdische Wasserspeicherung unterhalten wird. Das Fleisch der jüngeren Tiere ist zart und schmackhaft.

Wildesel sind überall häufig; im nördlichen Ogaden gesellt sich zu ihnen das schöne Grevyzebra (Equus Grevyi), das ich übrigens auch in der Nähe des Webi gesehen habe, wo gelegentlich auch die Giraffe auftaucht. Der Elefant ist in dieser Region selten, ebenso das Nashorn. Flußpferde habe ich im Webi nirgends gesehen.

Von Nagern sind die Sandgräber überall häufig; sie werfen unordentliche Erdhaufen auf; eine Art (Heterocephalus Rüppeli) ist ganz haarlos.

Von Raubtieren sind eigentlich nur die Schakale und die Hyänen häufig. Letztere erscheinen jede Nacht in der Nähe der Lagerplätze, und ihr Geschrei ist außerordentlich widerwärtig. Die Löwen sind nicht gerade zahlreich, häufiger dagegen Leoparden, Falbkatzen und Serval.

In den Galeriewäldern am Webi begegnet man von Affen den zahlreichen Meerkatzen (Cercopithecus pygerythrus). Meist leben sie in Gesellschaften von 20 bis 25 Stück. Da sie in die benachbarten Getreidefelder einbrechen und starke Verwüstungen anrichten, sind sie bei den Eingebornen sehr verhaßt.

Großartig entwickelt ist die Vogelwelt; sie entfaltet namentlich im Ogaden einen Reichtum an Individuen und einen Glanz der Farben, der wohl unübertroffen dasteht. Besonders in den Wäldern ist der tolle Lärm vielfach geradezu betäubend.

Die einzelnen Vegetationsformen unterscheiden sich sehr scharf in ihrer Ornis, so daß man eine Fauna der Grassteppe, der Strauchsteppe, der Parklandschaft und der Galeriewälder unterscheiden kann.

Weitaus am ärmsten ist die reine Grassteppe. Hier ist eben die

Auswahl der Nahrung beschränkt, da sich nur wenige Gräser behaupten können, während die Antilopen und Wildpferde meist zu Hunderten vorhanden sind. An kleineren Sängern gehören der Grassteppe Monticola saxatilis, Saxicola leucomela, Anthus tenellus an. Zahllos sind die Läufer (Cursorius somalensis), deren ohrzerreißendes Gekrächze am frühen Morgen beginnt und bis in die Nacht hinein dauert. Daneben begegnet man den meist vereinzelt lebenden Sandhühnern (Pterocles), die abends in den Wasserplätzen einfallen, aber rasch wieder abziehen.

Auch der Strauß liebt diese Region, weil er ohne Hindernisse davonrennt. Der Eingeborne ist zu bequem, um ihn regelrecht zu jagen; er hat es vorgezogen, ihn zum Haustier zu machen. Die Herden Strauße, die tagsüber ausgetrieben werden, sind an den Beinen gefesselt und weiden meist in Gemeinschaft mit Kamelen und Rindern. Die Straußenfedern, die zum Export gelangen, stammen meist von zahmen Straußen.

Die Strauchsteppe ist durchweg arm an gefiederten Wesen. Als Charakterformen sind etwa die Frankoline und Trappen (Otis Heuglini) zu erwähnen, besonders aber das prachtvoll gefärbte große Geierperlhuhn (Numida vulturina), das nur im inneren Somaliland vorkommt. Da die Tiere, die in kleinen Trupps von fünf bis zwölf Stück zusammenleben, ziemlich schlecht fliegen, lassen sie sich leicht erlegen. Das Fleisch ist außerordentlich wohlschmeckend, und es ist zu hoffen, daß diese schöne Art einst in den Hausstand übergeführt wird, da sie einen wertvollen Zuwachs unserer Geflügelhöfe bilden würde.

Ungleich belebter ist die Parklandschaft. Eine stehende Figur bildet hier der Aasgeier, der auf einem alten Baumstumpf fast unsichtbar auf die ankommenden Karawanen lauert, ihnen auch in die offene Steppe folgt, um in gemessener Entfernung bettelnd Posto zu fassen. Verendet etwa ein Kamel, so bringt dieses Ereignis die Gesellschaft völlig aus der Fassung. Mit widerlichem Gezänk fällt sie über das Aas her — man sieht nur noch einen Haufen zankender und krächzender Leiber von Geiern. Im Innern

kommen nur zwei Arten von Kappengeiern vor, nämlich Neophron pileatus und Lophogyps occipitalis. Fast nur in der Parklandschaft leben die zartgebauten Honigsauger (Nectarinia habessinica und Nectarinia albiventris), die wie Kolibris in den lebhaftesten Metallfarben schillern und besonders die blühenden Akazienbäume umschwirren. Einen tollen Lärm verursachen die farbensatten Blauracken (Coracias), an Schlauheit unseren Hähern nichts nachgebend. Mit ihnen wetteifert ein bunter Webervogel (Textor Dinemelli), dessen unordentliches Nest aus Reisern in den Wipfeln größerer Akazienbäume angelegt wird. Hier werden auch die durchziehenden Karawanen mit der größten Aufmerksamkeit vom Madenstar (Buphaga erythrorhyncha) verfolgt. Er lauert in den Baumkronen, bis die Kamele abgeladen sind, klettert dann am Körper der Karawanentiere herum, reinigt die Wunden vom Eiter und sucht besonders in der Aftergegend die mit Blut erfüllten Zecken ab, was dem Kamel natürlich Erleichterung verschafft.

Echter Parkvogel ist der riesenschnäblige Nashornvogel (Tokus flavirostris), der die Größe einer Elster erreicht und ihr im Benehmen nicht unähnlich ist. Sein Geschrei klingt bald „Kudunkudo", bald „Wuduwudu" oder in rascherem Tempo „Wudwud". Vereinzelt sieht man auch Spechte, die an den Akazien herumklettern, um nach feisten Holzwürmern zu fahnden. Widerwärtig sind die vielen Hundevögel (Corythaix), welche alle möglichen Laute nachahmen und ziemlich zudringlich sind.

Die Steppenseen sind gewöhnlich von Parklandschaft umgeben, die zur Trockenzeit nur wenig belebt ist; im Winter dagegen kommen nach der großen Regenzeit zahlreiche Wasservögel vom abessinischen Hochland herunter, so die Nilgänse (Chenalopex aegyptiacus); die Bläßhühner, Enten und Zwergsteißfüße (Podiceps capensis); an den sumpfigen Ufern fahnden große Baumgänse (Dendrocygna viduata) nach den angeschwemmten Sämereien.

Am imposantesten wird das Treiben der befiederten Welt in den Galeriewäldern, sowie in den anstoßenden Feldern und Wiesen. Am Webi z. B. treten uns alle jene großartigen und farbenprächti-

gen Szenen noch in jener vollen Ursprünglichkeit entgegen, die uns die Reisenden auch aus andern Gebieten Afrikas mit Begeisterung geschildert haben.

Als eigentlichen Stromweiser, der uns mit Sicherheit die Nähe des beständig fließenden Wassers anzeigt, muß ich unter den Bienenfressern den Scharlachspint (Merops nubicus) bezeichnen. Er besitzt echt tropische, satte Farben und schwirrt gleich Scharlachfunken durch die Luft, um nach Insekten zu haschen. Wo etwa ein Steppenbrand seine Feuermassen dahinwälzt, da stellt er sich hart am Rande massenhaft ein, um im wilden Fluge die flüchtenden Heuschrecken zu erhaschen. Zuweilen sieht man ihn auch an den weidenden Ziegen und Kamelen herumklettern, um die Insekten abzulesen.

In der Nähe der menschlichen Wohnungen wird ein bunter Glanzstar (Lampretornis superba) ungemein zutraulich. Die Uferwälder wimmeln von Tauben, Blauracken, Papageien, Witwen- (Linura) und blauen Eisvögeln (Alcedo semicoerulea). In den Lichtungen zeigen sich zahlreiche Wiedehopfe; im Geäst lauert der graue Uhu (Bubo lacteus) und Bubo cinerascens, sowie die Zwergeule (Scops leucotis), die ihrer Rindenfärbung wegen schwer sichtbar ist und am hellen Tage dem Raube obliegt.

An offenen Waldpartien halten sich mit Vorliebe Perlhühner auf; wo Gesteinspartien anstehen, leben die Ziegenmelker, die mit Einbruch der Nacht die Dörfer aufsuchen, um Insekten zu erwischen. Am Stromufer, besonders wo Sandbänke vorhanden sind, stellen sich zahlreiche Strandläufer ein, darunter auch der berühmte Krokodilwächter (Charadrius aegyptiacus), dessen traulicher Verkehr mit Krokodilen schon den Alten bekannt war und den man am Webistrom überall beobachten kann. Auf den benachbarten Wiesengründen fällt der gravitätisch dahinschreitende Riesenreiher (Ardea goliath) auf, der sich mit den Geiern um die Leichenreste zu zanken pflegt. Auch der Abdimistorch pflegt sich einzustellen.

Aber auch europäische Gäste mischen sich zwischen diese schönen Tropenkinder. Unsere gewöhnliche Rauchschwalbe (Hirundo rustica) ist im Webital gemein. Sie erscheint in großen Flügen;



Somalidorf am Webi Schabeli; im Vordergrund die Duhmpalme

(Originalaufnahme von C. Keller)

doch scheinen nicht alle Einwanderer wieder heimzukehren; einzelne Kolonien bleiben zurück und brüten während des Sommers im Ogaden.

Man hat die Schönheit der ostafrikanischen Vogelwelt allgemein zugegeben, aber behauptet, daß ihr Gesang ganz erbärmlich sei. Das ist nun nicht ganz richtig. Gewiß gibt es viele lärmende und kreischende Arten, wie die Hundevögel, Tokos, Läufer und Blauracken; ja, man greift gelegentlich zur Flinte, um die aufdringlichen Gesellen stumm zu machen. Daneben gibt es aber auch recht angenehme, sogar wirklich gute Sänger. Die vollen Töne eines Würgers (Laniarius cruentus) sind entzückend; das etwas seufzende Piepen der Linura klingt angenehm; der Gesang der munteren Honigsauger ist zart und wohlklingend. In den Parkwäldern hört man bis tief in die Nacht hinein laute, volle Flötentöne. Meist verstummt der Gesang gegen die Mittagsstunden, beginnt dann aber gegen Abend wieder.

Die Reptilienwelt ist reich an Schlangen, von denen jedoch die meisten harmlos sind. Von Giftschlangen kommt die Uraeusschlange vor, wenn auch nicht gerade in großer Zahl; ganz gemein ist dagegen die Puffotter (Vipera arietans), die prachtvoll gezeichnet ist und bis 1½ Meter lang wird; die Giftzähne werden zollang. Dennoch kommen Unglücksfälle selten vor; das Tier ist nämlich sehr pflegmatisch und pflegt sich erst mit Luft vollzupumpen, bevor es angreift. Man kann ihm daher leicht ausweichen. Krokodile sind im Webistrom zahlreich vorhanden. Von großen Landschildkröten ist Testudo pardalis stark verbreitet; am Ufer des Webi ist eine große meterlange Wassereidechse (Varanus niloticus) heimisch; im Buschwerk klettern ab und zu Agame oder Chamäleone (Chamaeleon Ruspolii) herum; flinke Eidechsen leben auf dem Boden. Die Amphibien finden natürlich in der Steppe keine günstigen Existenzbedingungen. An den Flüssen und Bächen hört man mit Eintritt der Regenzeit einen schöngezeichneten Frosch (Rana Delalandi). In die eigentliche Steppe hat sich dagegen ein einziger Baumfrosch hineingewagt, der eine sehr merkwürdige Lebens-

weise besitzt. Er ist von dem Zoologen Böttger unter dem Namen Chiromantis Kelleri beschrieben worden und stellt ein ziemlich großes Tier dar, das lehmgelb gefärbt ist und an den Zehen große Haftscheiben besitzt. Im Oktober, wenn die starken Regengüsse vorbei sind, sucht das Froschweibchen die Flußufer auf, klebt etwa 200 Eier in schaumigem Laich an die Akazienstämme, und diese Masse erstarrt an der Oberfläche zu einer firnschneeartigen Rinde. Die Eier entwickeln sich rasch zu kleinen Kaulquappen, und der nächste Regen spült die ganze Brut fort; sie wird weiter geflößt, bis sie in einem der vielen Wasserläufe an eine ruhige Stelle gelangt, wo dann die Umwandlung zum jungen Frosch erfolgt.

Von niederen Tieren sind die Schmetterlinge und Käfer faunistisch nicht gerade hervorragend. Die großen Mistkäfer oder Pillenwälzer besuchen regelmäßig die Lagerplätze, um aus dem Kot der Karawanentiere Kugeln zu machen und sie zu vergraben; ebenda begegnet man den vielen Nashornkäfern (Oryctes Boas). Die Büsche werden am Abend von zahlreichen Leuchtkäfern umschwärmt, die in regelmäßigen Zwischenräumen ihr helles Licht aufblitzen lassen.

Reich vertreten sind neben Ameisen die Heuschrecken, besonders Schnarrheuschrecken und Truxalisarten. Unsere europäische Gottesanbeterin (Mantis religiosa) hat hier ihre Urheimat. Ameisenlöwen sind im Sande überall sichtbar, und die stattlichen Ameisenjungfern besitzen schmetterlingsartige Flügelzeichnungen.

Skorpione und Tausendfüßler leben besonders unter alten Baumrinden; riesige Sandasseln (Juliden) werden fußlang und daumendick. Ganz arm ist dagegen die Fauna der Land- und Süßwassermollusken; letztere weisen auf die Herkunft aus der Nilregion hin.

Die zahme Tierwelt bildet eine nicht unwesentliche Staffage in der Steppenwelt.

Obenan steht in wirtschaftlicher Hinsicht das Hausrind, das sehr gut gehalten wird. Es gehört einer kurzhörnigen oder auch hornlosen Rasse an, deren Fettbuckel nicht gerade umfangreich ist.

Die Ogadenleute halten nur Kühe und Stiere, aber keine Ochsen. Sie haben solche als Arbeitstiere nicht notwendig, da sie Hackbau betreiben und den Pflug nicht kennen. Dieser Umstand hat zu einem regen Tauschverkehr mit den Galla geführt; die jungen Farren werden gegen Gallapferde eingehandelt, da letztere auf Raubzügen ausgezeichnete Dienste leisten.

Die Kühe liefern eine schmackhafte, fettreiche Milch, die vielfach zu Butter verwendet wird. Die zerlassene Butter wird stark nach Arabien ausgeführt. Im Nordsomaliland, wo es gebirgig ist, kommen regelmäßige Alpfahrten vor, indem die Eingebornen nach der Regenzeit ihre Rinder in die Berge treiben, um die saftigen Bergweiden auszunützen.

Ein weiteres, wichtiges Haustier ist das Kamel. Die einheimische Rasse ist leicht gebaut, die Färbung licht braungrau. Für den Karawanendienst werden nur Kamelhengste verwendet und dann gewöhnlich nur mit etwa 100 Kilogramm beladen. Die Kamelstuten werden zur Aufzucht benutzt und als Milchtiere gut gepflegt. Junge Kamele werden vielfach gemästet, um in die Schlächtereien abgeliefert zu werden. Früher haben die einzelnen Stämme den Diebstahl von Kamelen ganz programmäßig vorbereitet, was zu unaufhörlichen Fehden Anlaß gab. Es ist ein Glück, daß die abessinische Herrschaft endlich Ruhe und Ordnung geschafft hat. Das Hauptgebiet ist die volkreiche Talschaft Faf im südlichen Ogaden. Im Webital trifft man nur selten Kamele an.

Pferde werden überall zahlreich gehalten, zumal die Somalileute leidenschaftliche und verwegene Reiter sind. Die schöne, gutgepflegte Rasse ist offenbar arabischer Herkunft. Dafür spricht auch, daß die Galla und Somali kein eigenes Wort für Pferd haben, sondern es mit dem arabischen Namen „Faras" bezeichnen. Die beweglichen, nicht übermäßig großen Tiere sind fein gebaut, das Gesicht trocken, die Stirne breit und der Brustkorb gewaltig entwickelt. Die Haarfarbe ist meistens kastanienbraun, doch kommen auch isabellfarbige Individuen und Schimmel vor. Beim Reiten benutzt der Eingeborne einen schmalen Sattel mit hoher Rücklehne; die

Steigbügel sind klein und haben die Form einer 8, so daß nur die große Zehe eingeschoben werden kann.

Der Esel ist im Ogaden häufig; er ist kräftig gebaut und besitzt neben dem Schulterkreuz scharf gezeichnete Zebrastreifen an den Beinen. Er wird lediglich als Lasttier gebraucht und folgt gewöhnlich den Karawanen. Eselhengste sind ihrer dicken Haut wegen als Reittiere sehr brauchbar, weil sie unter dem Satteldruck wenig leiden. Auf dem schwierigsten Terrain bewegen sie sich mit erstaunlicher Sicherheit und haben ein fabelhaftes Ortsgedächtnis. Es spricht vieles dafür, daß in dieser Region vor Ankunft der Somali der Esel von den Galla in frühester Zeit als Haustier gewonnen wurde; doch werden gegenwärtig keine Wildesel mehr gezähmt. Maultiere sind nur sehr vereinzelt anzutreffen und werden aus dem eigentlichen Abessinien bezogen.

Schafe und Ziegen werden in starken Herden gehalten. Wie zur biblischen Zeit stehen sie unter der Obhut von halbwüchsigen Knaben oder alten Männern. Die Herden heben sich von der sonnverbrannten Steppe schon aus weiter Entfernung als weiße Streifen ab, und man ist dann sicher, in der Nähe auf ein Dorf zu stoßen.

Ueberall wird das weiße, schwarzköpfige Fettsteißschaf gehalten, das keine Wolle erzeugt. Die Ziegen sind klein, kurzhörnig und von weißer Farbe; sie liefern eine vortreffliche Milch und ein schmackhaftes Fleisch. Der Charakter der intelligenten Tiere ist auffallend ruhig; willig folgen sie den Karawanen.

Haushunde fehlen im Ogaden, ebenso Katzen und Haushühner. Letztere tauchen erst im Webital auf, sind aber ihrer Magerkeit wegen fast ungenießbar. Auch ihre Eier bereiten wenig Freude, da sie in der Regel angebrütet sind.

Daß der Strauß als Haustier gehalten wurde, lange bevor man ihn in Algier und im Kaplande domestiziert hat, wurde bereits erwähnt. Die Ausfuhr von Federn, die früher über Berbera ging, beträgt im Jahr etwa 2700 Pfund.

Beigefügt sei, daß auch etwas Bienenzucht betrieben wird. In der Nähe der Dörfer im Webital sieht man ab und zu zylindrische

Bienenkörbe im Astwerk der Sykomoren angebracht; auch kann man unschwer von den Karawanenleuten Honig erwerben. Dieser ist aber ungenießbar, weil er massenhaft tote Ameisen enthält. Als Wirtschaftszweig spielt die Bienenzucht im Vergleich mit dem Hochland von Abessinien eine ganz unbedeutende Rolle.

* * *

Werfen wir einen Blick auf die ethnischen und wirtschaftlichen Zustände dieses neueroberten Gebietes, so muß zunächst darauf hingewiesen werden, daß Abessinien sich mit dessen Einverleibung ein Volkselement zugesellte, das vom eigentlichen Abessinier stark abweicht, aber auch mit den Gallastämmen keine sehr regen Beziehungen unterhielt, ja, zu diesen stets in einem gewissen Gegensatz stand.

Politisch scheint es nicht ganz bedeutungslos, daß die Bewohner des Ogaden und auch der westlich vom Webi liegenden Länderstrecken alle Bekenner des Islam sind und damit das mohammedanische Element in dem sonst christlichen Aethiopien wesentlich verstärken. Welche Folgen das bei allfälligen Verwicklungen haben wird, läßt sich zurzeit noch nicht genau abschätzen.

Das herrschende Volkselement wird von den Somali gebildet; vereinzelte negroide Kolonien sind da und dort eingestreut. Bei einzelnen Stämmen tritt der semitische Charakter unverkennbar zutage. Die Somali selbst betrachten sich als ein Mischvolk. Vor etwa sechshundert Jahren sollen die Stammväter Isak ben Achmed und Darud aus Hadramaut eingewandert sein und sich mit Gallafrauen verheiratet haben. Nach einer weniger edeln, aber im Volke sehr verbreiteten Legende soll einst ein Sultan aus Hadramaut arabische Schiffleute nach den Somalküsten ausgeschickt haben, um ihm Gallamädchen für seinen Harem zu holen. Die Sendung kam nach Südarabien, aber in einem Zustande, der den Sultan nicht befriedigen konnte; er verbannte die ganze Gesellschaft nach der Somaliküste, wo die hoffnungsvollen Gallatöchter ihre Niederkunft erwarteten und mit ihren Sprößlingen den Grundstock für das spätere Somalivolk bildeten.

Ganz unwahrscheinlich klingt die Sache nicht, und es ist sicher, daß die Galla früher diese Gebiete innehatten und bis an den Golf von Aden reichten. Das innere Ogaden war noch im 16. Jahrhundert zurzeit Mohammed Granjes im Besitz der Galla. Nach mündlichen Angaben der Bewohner in der Talschaft Fak waren die Galla noch vor dreihundert Jahren dort ansässig, wurden dann von den Kriegern des Ras Chalaf aus dem südlichen Ogaden verdrängt; er war der erste Fürst, dem dann sein Sohn, Ogas Ersi und später der Enkel Ogas Orfa als Herrscher folgte.

Die kriegsgewandten Somali drängten die Galla immer mehr nach Westen zurück, die ihrerseits die Bantuneger vor sich her schoben. Dieser Verschiebungsprozeß dauert heute noch an. Vergleicht man die Verbreitungskarte des Barons Claus v. d. Decken mit derjenigen von Vittorio Bottego, so hat sich im Djubagebiet der Wohnsitz der Somali beträchtlich nach Westen ausgedehnt. Vertragen sich im allgemeinen die Galla und Somali nicht gut, so gab es offenbar aus wirtschaftlichen Gründen Ausnahmen; da die Galla tüchtige Ackerbauer sind, wurden sie gelegentlich zurückbehalten und verschmolzen sich mit den neuen Ankömmlingen. Man findet insulare Gebiete, in denen Gallablut unverkennbar ist; ja, auch Inseln von Negern blieben erhalten, z. B. am mittleren Webi. Die äußere Erscheinung der Somali macht auf den Reisenden schon auf den ersten Blick einen starken Eindruck. Man findet viele schöngewachsene Gestalten, besonders bei den Männern. Viele von ihnen sind muskelkräftig, großgewachsen und von tadellosem Profil; daneben gibt es freilich auch Gestalten von kleinem Wuchs und erbärmlicher Muskulatur. Südländische Reisende mit lebhafter Einbildungskraft haben nicht ermangelt, die Schönheit der Frauen über Gebühr zu preisen. Ueber den Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten; aber ich muß aufrichtig bekennen, daß sie selbst in ihrer Blütezeit etwas Eckiges an sich haben und einen Vergleich mit den graziösen Abessinierinnen keineswegs aushalten. Zudem haben sie oft einen eigentümlich watschelnden Gang.

Die Haare werden auch bei den Männern lang getragen, so daß

Christusköpfe unter ihnen häufig zu beobachten sind. Das Haar ist nie so stark gelockt wie beim Abessinier, oft geradezu straff. Durch Anätzen mit Kalk wird das dunkle Haarkleid häufig rotblond gefärbt. Bei manchen Stämmen ist der Bartwuchs recht stark; am mittleren Webi beobachtet man eigentliche Prophetenbärte. Das Tragen eines Schnurrbartes ist verpönt und gilt als freigeistig. Die mohammedanischen Priester besitzen meistens jenen gottseligen Kranzbart, wie ihn bei uns die protestantischen Theologen zu tragen pflegen. Frauen verpacken ihre Flechten in einem Haarbeutel aus dunkelblauer Mousseline; unverheiratete Mädchen sind gehalten, ihre Haare in zahlreichen freiherabhängenden Zöpfchen zu tragen, was etwas steif aussieht. Die Durchschnittsform des Kopfes ist schwach dolichozephal; doch fehlt auch Brachyzephalie nicht.

Ueber die Charaktereigenschaften der Somali gehen die Urteile sehr stark auseinander. Manche Reisende sind von ihnen entzückt und schildern sie als stolze Wilde von edlem, mutigem Wesen, und diesen Anschein geben sie sich in der Regel. Ihre stramme Haltung, ihr lebhaftes und geschmeidiges Wesen besticht auf den ersten Moment. Dazu kommt ein gewisser Sinn für Sauberkeit und eine geschmackvolle Tracht der Männer, die stets in Waffen erscheinen.

Indessen werden auch sehr ungünstige Urteile über sie gefällt. C. v. d. Decken nennt sie raubgierig, mordlustig, treulos und verschlagen. Kapitän Bottego sagt, die Somali seien von einer „assoluto deficienza di ogni principio di moralità“. Ich habe viel mit diesem Volke verkehrt, aber ebenfalls einen etwas ungünstigen Eindruck erlangt. Es sind mir wirklich gute, ja ganz prächtige Naturen begegnet; doch sind das Ausnahmen. Solange man den Somali mit sehr viel Reis und Hammelfleisch füttert und ihm möglichst wenig Arbeit zumutet, ist er guter Laune und schwört dem Weißen Treue bis in den Tod; man darf das nicht als bare Münze nehmen. Wohl simuliert er Mut; er ist aber durchwegs ungemein feig. Raschelt zur Nachtzeit ein Hase durch den Busch, so zittert er und hält ihn für einen gefährlichen Löwen. Auf Reisen versteckt er sich am Tage und wandert nur bei Nacht. Erblickt er eine Schaf-

herde, die von einem Greise oder einem schwachen Knaben bewacht wird, so macht er regelmäßig den Vorschlag, die Weidetiere zu stehlen, um sich ein leckeres Mahl zu bereiten; sind dagegen bewaffnete Männer in der Nähe, so hütet er sich, seine diebischen Gelüste auch nur anzudeuten.

Gastfreundschaft ist nie weitgehend, Egoismus ein hervorstechender Zug der eingebornen Bevölkerung. Dankbarkeit ist unbekannt; der Somali fordert stets; aber er bittet nicht; er erklärt mit merkwürdiger Naivität, das Bitten sei eines Mannes unwürdig. Daß er jeden Anlaß benutzt, um einen Backschisch herauszuschlagen, ist allgemein bekannt. Die Frau nimmt bei allen Somalistämmen eine untergeordnete Stellung ein; junge Mädchen werden sehr streng gehalten, sind aber lediglich Handelsware, die der Vater an den Bräutigam um einen möglichst hohen Preis verkauft. Beim Eintritt in die Ehe herrscht der Volksbrauch, daß das Mädchen vom Bräutigam erst gepeitscht wird, dabei aber keinen Laut von sich geben darf. Immerhin fallen die Peitschenhiebe nicht sehr wuchtig aus, und einer meiner Diener gestand mir, daß er mit seiner Braut verabredet habe, daß er sie bei der Heirat mit der Peitsche nur etwas streicheln werde. Kommt ein Gast ins Dorf, so hat sich die Frau beim Essen fern zu halten; wird geschlachtet, so muß sie sich mit den Eingeweiden begnügen. Dagegen hat sie das Recht, bei der Geburt eines Kindes dessen Namen vorzuschlagen.

Die Rauflust ist bei den Männern sehr stark verbreitet. Als Angriffswaffe spielt neben der nie fehlenden Lanze der „Bud" eine große Rolle. Es ist dies eine Holzkeule, die aus Akazienholz gefertigt wird. Man bedient sich ihrer bei den ewigen Raufereien häufig, und man wird selten einen alten Somali antreffen, der nicht deutliche Spuren einzelner Löcher in seinem Schädel aufweist.

Indessen dürfen auch einige gute Seiten des Volkes hervorgehoben werden. Das gesellige, heitere Wesen berührt recht angenehm. Auf Wanderungen verträgt der Somali ohne Murren große Strapazen, wird dann aber um so stürmischer in seinen



Somali aus dem Webital
(Originalaufnahme von C. Keller)

Forderungen, wenn wieder Tage des Ueberflusses kommen. Anerkennung verdient die große Reinlichkeit, durch welche sich fast alle Stämme auszeichnen. Dörfer und Hütten sind sauber; auf Reisen werden von beiden Geschlechtern Bäder so häufig wie möglich genommen. Als eine vorteilhafte Seite darf die große Nüchternheit und Einfachheit der Lebensweise hervorgehoben werden. Im Gegensatz zum Galla und Abessinier meidet der Somali geistige Getränke; diese spielen fast gar keine Rolle, und selbst im Kontakt mit den Europäern, wie man in Aden und Massaua beobachten kann, wird die Abneigung gegen Spirituosen beibehalten. Daher ist das physische Aussehen des Volkes durchschnittlich ein vortreffliches und gesundes. Auffallend, aber doch erklärlich, ist das Fehlen von parasitischen Bandwürmern. Während sozusagen jeder Abessinier seinen Bandwurm besitzt, ist der Somali nach meinen Erhebungen frei davon. Es hängt das damit zusammen, daß der Somali das rohe Fleisch, das Bandwurmkeime enthält, durchaus vermeidet und es stets in gebratenem, ja meist in geröstetem Zustande genießt, während der Abessinier es blutend, womöglich noch warm und zuckend verzehrt. In wirtschaftlicher Hinsicht ist nicht zu unterschätzen, daß dieses Volk eine hohe Begabung für Viehzucht besitzt und auch den Ackerbau verständnisvoll betreibt.

Die Herrschaft der Abessinier wird die Erwerbstätigkeit des Volkes sicher heben, weil nunmehr geordnete Zustände geschaffen sind. Die ewigen Fehden und Raubzüge werden endlich aufhören. Da kein Stamm dem andern traute, wurde früher die Landwirtschaft nur soweit betrieben, als es die eigenen Bedürfnisse erforderten; ein starker Export konnte sich bei der Unsicherheit der Karawanenwege niemals entwickeln. Das wird nun unter abessinischer Oberherrschaft anders werden.

Im Wirtschaftsleben der inneren Somaliländer spielt naturgemäß die Viehzucht die Hauptrolle; die ausgedehnten Grassteppen bilden Weidegründe, die fast unerschöpflich sind, und eine gewaltige Steigerung der Viehzucht könnte unschwer erzielt werden; das Ogaden und das Haud werden zur Fleischkammer, sobald die benach-

barten Absatzgebiete besser erreichbar sind. Schon zur Pharaonenzeit wurden bekanntlich ägyptische Expeditionen nach dem Lande „Punt" d. h. nach dem afrikanischen Osthorn ausgesandt, um dort Rinder und Esel zu holen. In dem Vorstellungskreise der Alten galt jene Region als ein Wunderland von großem Reichtum. Die spätere Abgeschlossenheit hängt offenbar mit der Ankunft eines neuen, etwas ungastlichen Volkes zusammen.

Im Haustierbesitz spielt, wie schon früher hervorgehoben wurde, das Rind die allerwichtigste Rolle; aus diesem Grunde hat sich England an der Nordküste festgesetzt, um im Falle einer Krisis mit Südarabien für das benachbarte Aden sich den Fleischbedarf für die Truppen zu sichern. Vielleicht kommt früher oder später auch eine militärische Unternehmung gegen Abessinien; dann ist wiederum das Somaliland geeignet, den Fleischbedarf zu decken.

Die Rinderherden befinden sich durchwegs in einem vortrefflichen Zustande. An den Flußufern sind Tröge aus weichem Akazienholz aufgestellt, wo vom Morgen bis zum Abend die Tiere zur Tränke herbeigeführt werden. Sie zählen nach Hunderten und Tausenden; man findet also ähnliche Szenen wie am oberen Nil. Die Kühe geben zwar eine nicht übermäßig reichliche, aber fettreiche und ungemein schmackhafte Milch. Beim Melken, das die Männer besorgen, wird eine sehr originelle Methode angewendet. Ein Mann hält nämlich den Kopf der Kuh; ein zweiter zieht den Schwanz empor, und ein dritter bläst mit aller Kraft den After an, worauf das Tier die Milch willig abgibt. Diese wird in Kürbisflaschen, noch häufiger in ausgepichten Bastflaschen aufbewahrt, die sehr geschmackvoll mit Lederfransen und Kaurischnecken verziert sind. Die Butterbereitung liegt den Frauen ob.

Die Rinderhäute werden mit feingeriebener Akazienrinde gegerbt, durch Kamelkarawanen an die Küste gebracht und meist direkt nach London oder nach Nordamerika verschifft.

Das Pferd ist bei den ewigen Fehden von großer Bedeutung geworden, da die Angriffe meist von der Reiterei eröffnet werden; diese dürfte in Zukunft im abessinischen Heere eine ausgiebige Ver-

wendung finden. Die Liebe der Eingebornen zu ihren Pferden ist außerordentlich groß. Es bleibt mir unvergeßlich, wie toll sich ein junger Somalibursche gebärdete, als wir seinem Vater einen Lieblingsschimmel abgekauft hatten und ihn mitnahmen. Der Junge zerrte an dem Gaul, und als dies nicht half, wollte er Selbstmord begehen.

Der Kamelverkehr geht besonders stark nach Milmil und Harar, dem Hauptbandelsplatz der Galländer. Unter den neuen Verhältnissen wird dies noch in erhöhtem Maße der Fall sein, da das weite und wasserlose Haud für die inneren Somaliländer etwas unbequem ist. Karawanen gehen auch nach dem Djuba und dem Daua entlang bis zum Rudolfsee.

Der ausgedehnten Schaf- und Ziegenzucht ist schon früher gedacht worden. Vor der abessinischen Eroberung gelangten jährlich etwa 900 000 Stück Schafhäute nach Berbera; außerdem wurden durchschnittlich etwa 60 000 Schafe exportiert.

Wo genügend Wasser vorhanden ist, hat sich ein beachtenswerter Ackerbau entwickelt; so in der Talschaft von Warandab, in den Ebenen von Faf, ganz besonders aber im Webital, wo vielenorts sich ein Bauerndorf ans andere reiht und daher die Bevölkerung ziemlich dicht ist. Eigentümlicherweise sind die angebauten Kulturpflanzen wie auch die Art der Bodenbewirtschaftung stark verschieden von denen des eigentlichen Abessinien.

Der Anbau von Durrah (Sorghum) wird überall betrieben, wo die lokalen Verhältnisse ihn gestatten. Das südliche Ogaden, ganz besonders aber das Webital, erzeugt dieses Getreide in großer Menge, so daß ein starker Export möglich wäre. Ueberall wird die Durrahvarietät mit kugeligen Kolbenrispen kultiviert. Zweimal im Jahre, nämlich zu Anfang des August und im Januar findet die Ernte dieses Getreides statt. Die Vorräte werden in besonderen Getreideschuppen untergebracht. Es sind dies runde, aus Stroh erstellte Tokul; doch legt man auch tiefe Gruben im Boden an, in denen das Getreide aufgespeichert wird; ein Strohdach schützt gegen die Witterung.

Die Eingebornen haben ihre liebe Not, die zahlreichen tierischen Angriffe von ihren Feldern abzuwehren. Oft unternehmen Gesellschaften von 20—30 Stück Affen größere Wanderungen nach den Durrahfeldern und hausen dann fürchterlich darin. Daher sind sie dem afrikanischen Landwirt ungemein verhaßt. Noch schlimmer haust die Vogelwelt. Wenn im Hochsommer zu Ende Juli die Durrhakolben zu reifen beginnen, ziehen unzählige Scharen von Wüstenraben (Corvus umbrinus), Glanzstaren und namentlich von Tauben (Turtur senegalensis) nach den Feldern, um diese zu plündern. Die Tauben lauern in den benachbarten Akazien oft in solcher Menge, daß die Zweige sich unter der Last zu biegen beginnen.

Die Eingebornen haben ein recht originelles Verfahren, um diese ungebetenen Gäste abzuwehren. In Entfernungen von 50 zu 50 Metern werden mitten in den Getreidefeldern hohe Holzgestelle errichtet, auf denen ein Sitzplatz angebracht wird. Vom Morgen bis zum Abend sitzen alte Weiber auf diesen Gestellen und vertreiben als lebende „Vogelscheuchen" mit Schreien und Klappern von Holzstäben diese gefiederte Welt. Diese Schutzmethode bewährt sich in der Regel recht gut.

Von den übrigen Getreidearten wird der Mais stark angebaut. Die Aussaat erfolgt nach der Regenzeit. Sind die Pflänzlinge etwa fußhoch, so zieht man sie aus und versetzt sie in bestimmten Abständen in die Felder. Die ausgereiften Maiskolben werden an dünnen Stricken aufgereiht und unter den Dächern der Getreideschuppen aufgehängt. Aber auch vor dem Ausreifen schneidet man häufig die Kolben ab, röstet sie über dem Feuer und verzehrt sie mit Milch. Das Gericht schmeckt ganz vorzüglich.

Von Hülsenfrüchten wird im Webital die Bohne ziemlich häufig kultiviert. Die niedrigen Stauden besitzen gelbe oder hellblaue Blüten; die Hülsen sind ziemlich klein, die in ihnen enthaltenen Samen rotbraun oder weiß mit schwarzem Nabel. Vereinzelt trifft man auch die Saubohne an. Vermutlich ist sie zur Zeit der ägyptischen Herrschaft durch Karawanen von Berbera her ein-

gedrungen. Etwas auffallend ist das völlige Fehlen der Banane; selbst bei den Negerkolonien ist sie unbekannt. Ob das in der neuesten Zeit anders geworden ist, weiß ich nicht.

An den Ufern des Webi Schabeli begegnet man sodann häufig Anpflanzung einer gelben Malvenart (Hibiscus). Der gerade, stark verholzte Stengel erlangt eine Höhe von drei Metern und findet mannigfache Verwendung. Er dient zum Bau der kegelförmigen Hütten (Tokul), zur Herstellung der Umzäunung des Hofraumes, dann besonders auch zur Verfertigung von großen Fischreusen, die in Form und Größe mit den unsrigen übereinstimmen. Man findet sie an den Ufern verankert und benutzt sie zum Fang der großen Welsarten, die ungemein häufig sind und einen angenehmen Geschmack besitzen.

Endlich sei noch der Anbau von Baumwolle erwähnt. Zur Staffage der Dörfer gehören die großen Gärten von Baumwollstauden (Gossypium herbaceum), deren Kapseln gesammelt und von den Eingebornen auf primitiven Webstühlen zur Herstellung von etwas groben Baumwolltüchern verwendet werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Anbau im großen sich lohnen würde.

Da der Eingeborne etwas eitel ist und sehr viel auf einen feinen, weißen Baumwolltob hält, den er in malerischen Falten umwirft, um stolz damit zu paradieren, so ist die Einfuhr von americano ziemlich bedeutend geworden.

Die Bearbeitung des Bodens ist überall Sache der Frauen, wobei die Hacke zur Verwendung kommt; auch die Sklaven werden dazu verwendet. Eine künstliche Kanalisation, welche die Bewässerung der Felder erleichtert, ist im Webital ziemlich ausgedehnt.

Die Jagd erlangt keine nennenswerte Bedeutung als Wirtschaftszweig. Zwar ist Wild in Menge vorhanden; herrliche Jagdgründe beherbergen eine Fülle von Antilopen, Wildpferden, Schweinen, Hasen und Geflügel; aber der Eingeborne überläßt den Fang der verachteten Kaste der Jäger (Midgan), die an größeren Orten auch den Metzgerberuf ausüben.

Als neue Erwerbung ist das Ogaden immerhin von Wert; die

noch etwas rohe Bevölkerung ist nicht ohne natürliche Intelligenz, stellenweise ganz arbeitsam und läßt sich im Charakterniveau unschwer heben, sobald sie von der abessinischen Herrschaft gehörig im Zügel gehalten wird. Einige Stämme sind übrigens sehr gutartig.

Aehnliche Zustände bestehen in den südlichen Gallaländern bis in die Nähe des Gebietes von Kaffa. Hier ändert dann freilich fast plötzlich der Charakter von Volk und Natur. Dort im Südwesten des Reiches liegt ein zweites Gebiet, das in wirtschaftlicher Hinsicht wohl ebensoviel verspricht wie das Weihrauch und Gummi liefernde Ogaden.

Wir benutzen hier die Angaben des österreichischen Reisenden Friedrich J. Bieber, welcher im vorigen Jahrzehnt die Expedition des Freiherrn Alphons v. Mylius durch Südäthiopien begleitet hat und 1906 in der Zeitschrift „Globus" einen längeren Aufsatz unter dem Titel: „Reiseeindrücke und wirtschaftliche Beobachtungen aus Gallaland und Kaffa" veröffentlichte.

Man prophezeit diesen Ländern eine große Zukunft, gleichgültig ob sie dauernd bei Abessinien bleiben oder später vielleicht unter englische Botmäßigkeit kommen. Man glaubt, hier werde einst ein zweites Rhodesia geschaffen.

Die Galla des Hochlandes sind fleißige Bauern; Aecker und Wiesen dehnen sich über weite und gesunde Ebenen aus, in denen auch der Europäer sich unschwer ansiedeln könnte. Die Gebiete von Dschimma und Gera, die von Adis Abeba leicht zu erreichen sind, haben sich in der Neuzeit wirtschaftlich sehr gehoben und unterhalten einen nicht unbedeutenden Handel.

Aber als Land der Zukunft wird das reiche Kaffa bezeichnet; Kaffa ist ein Neuland, dessen Naturschätze der Erschließung harren. Sollte einst die Eisenbahn von Adis Abeba aus bis nach Kaffa fortgesetzt werden, was wohl nur eine Frage der nächsten Dezennien ist, so wird die Ausfuhr an Produkten sich rapid steigern, aber auch die Einfuhr zunehmen.

Die Waldungen im Nordosten sind reich an Nutzhölzern, namentlich an Sissinoholz, das weder von Insekten, noch von

Fäulnis angegriffen wird. Vielenorts besteht das Unterholz der Wälder fast nur aus Kaffeestauden. Hier ist ja die eigentliche Heimat des Kaffees, dem das Land Kaffa seinen Namen geliehen hat. Der wilde Kaffee soll besser sein als der angebaute. Die Kaffeewälder werden in Lose eingeteilt, und zur Zeit der Reife zieht die sangesfrohe Bevölkerung nach denselben, sammelt die Beeren in Fellsäcke und trocknet sie auf großen Tennen an der Sonne. Später werden die Bohnen durch Stampfen gewonnen. Früher mußten die Produkte größtenteils am Boden verderben, weil der Kaffee-Export zu hohe Spesen erforderte. Jetzt liegen die Dinge wesentlich günstiger, da der Eisenbahntransport nach der Küste schon in der abessinischen Hauptstadt beginnen kann.

Die Viehzucht erstreckt sich mehr auf Kleinvieh, insbesondere auf Ziegen, die in den Nachbarländern sehr gesucht sind. Die Bienenzucht wird recht ausgiebig betrieben. Fast auf allen Gehöften werden Zibetkatzen gehalten, und Kaffa besitzt ja eine bedeutende Ausfuhr von Zibet. Von Nutzpflanzen wird Baumwolle angebaut, die zur Ausfuhr kommt.

„In ernster Kulturarbeit", sagt F. J. Bieber, „wird sich Europa diese Länder zurückerobern müssen, die es ganz einfach bei der Aufteilung Afrikas vergessen hat und als leichte Beute dem damit zur afrikanischen Großmacht emporgewachsenen Aethiopien zufallen ließ. Es sind Länder voll Reichtum, welche wir durchzogen, Länder, bewohnt von einer Rasse, in der alle Vorbedingungen zu einer hoffnungsvollen Kulturentwicklung liegen. Ihr gehört der Hauptteil der Bevölkerung Aethiopiens an. Zehn Millionen Hamiten stehen kaum vier Millionen Semiten oder Abessinier gegenüber."

XII.

Gesellschaftliche Kreise in Abessinien

Im Verlauf der vielen Jahre, die A. Ilg auf äthiopischem Boden verbrachte, um dort eine ungemein vielseitige Tätigkeit zu entwickeln, sah er manche interessante Figur an sich vorüberziehen. Er trat in nähere Beziehungen zu zahlreichen und einflußreichen Eingebornen, verkehrte aber auch mit einer großen Zahl von europäischen Elementen, die im Reiche des Negus als Geschäftsleute, als Forschungsreisende oder als diplomatische Persönlichkeiten tätig waren. Die Beziehungen zu einzelnen waren eng, ja eigentlich freundschaftlich. Andererseits tauchten, wie das in allen exotischen Gebieten der Fall ist, auch Gestalten auf, die durch ihr Abenteurertum oft schwierige Situationen schufen.

Ueber die engen Beziehungen zum Negus haben wir in früheren Kapiteln so viel gesprochen, daß wir sie als bekannt voraussetzen können. Unter den ältesten Freunden sei zunächst Ras Gobana hervorgehoben. Es war dies eine der einflußreichsten Persönlichkeiten am Hofe Menileks zu jener Zeit, da dieser noch König von Schoa war. Alle stimmen darin überein, daß Ras Gobana eine ungemein sympathische Erscheinung war. Seinem Herrscher treu ergeben und von hervorragender militärischer Begabung, half er, das etwas aus dem Leim gegangene schoanische Reich wieder zu konsolidieren. Als schneidiger General wurde er überall gefürchtet, wo er mit seinen unwiderstehlichen Truppen erschien. Er war es, der die kleineren Reiche Limmu, Gomma und Gera niederwarf und damit Schoa im Westen vergrößern half. Welche Furcht man damals vor Ras Gobana hatte, erzählt der italienische Reisende Cecchi, der in eigentliche Lebensgefahr kam, weil die Fürstin von Gera ihn beschuldigte, er habe die schoanischen Soldaten ins



Termitenbauten im Somaliland

(Originalaufnahme von C. Keller)

Land gerufen. Gobana war ein hervorragender Beschützer Jlgs, der seinen in den achtziger Jahren erfolgten Tod tief betrauert hat.

Zum engeren Freundeskreise gehörte auch der italienische Bischof Massaja, mit dem er nach dessen Abreise von Abessinien in vertrautem Briefverkehr stand. Massaja war ein prächtiger südländischer Typus und genoß überall große Verehrung. Er hat als aufopfernder Missionär erfolgreich in den Gallaländern und in Kaffa gewirkt. Zu seinen zahlreichen Anhängern gehörte auch der liberale König Menilek, der ihn an seinem Hofe mit Auszeichnung behandelte; er pflegte vor ihm aufzustehen, und Massaja durfte sich an seine rechte Seite setzen. Um so verhaßter war der italienische Bischof bei dem damaligen Kaiser Johannes, der an Menilek schrieb: „Ich bin christlicher König und muß dich aus vielen Gründen als Ketzer betrachten, weil du zum Haupt deiner Priesterschaft einen Bischof aus Rom gesetzt hast, welcher so viel wirkt, daß es ihm gelingt, Tekla-Sion, einen unserer ersten Theologen, zur Religion Roms zu bekehren. Darum lege ich dir als erste Friedensbedingung auf, mir Massaja und Tekla-Sion auszuliefern." Bischof Massaja wollte sich, um nicht kriegerische Verwicklungen herbeizuführen, dem König Johannes freiwillig stellen, wurde jedoch durch König Menilek daran verhindert. Später allerdings verließ Massaja Abessinien und kehrte nach Rom zurück.

Enge Freundschaft verband A. Jlg mit dem italienischen Marchese Antinori. Dieser hervorragende Forscher genoß sowohl in wissenschaftlichen Kreisen wie auch bei König Menilek hohes Ansehen. Abessinien war seine zweite Heimat geworden; auf der Station Let Marefia widmete er sich der Erforschung Aethiopiens. Während der Cecchischen Expedition kam Jlg mit Antinori in häufige persönliche Berührung. Sein Lieblingswunsch, das italienische Vaterland noch einmal zu sehen, ist nicht in Erfüllung gegangen. Er starb 1882 und wurde in Let Marefia begraben.

Frühzeitig trat Jlg auch in engere Verbindung mit Ras Makonen, einem nahen Verwandten des Kaisers, der aber am Hofe anfänglich nicht ganz richtig eingeschätzt wurde. Verschiedene In-

trigen suchten sogar eine Entfremdung zwischen König Menilek und seinem Vetter herbeizuführen. Ilg erkannte mit vielem Scharfblick die geistige Bedeutung und den wahren Wert Makonens, und es ist eigentliches Verdienst Ilgs, am Hofe der richtigen Erkenntnis Eingang verschafft zu haben. Der Kaiser zog ihn schließlich zu Ehren und stellte ihn an einen wichtigen Posten, indem er Makonen zum Gouverneur von Harar ernannte. Die europäischen Reisenden, die nach Schoa kamen, wissen alle von der feinen und liebenswürdigen Art zu erzählen, mit der sie beim Eintritt ins äthiopische Reich von dem Herrscher in Harar empfangen wurden. Sein Prestige hatte besonders seit der Schlacht von Adua gewonnen, in der sich Ras Makonen als sehr befähigter Feldherr ausgezeichnet hatte. Für europäische Verhältnisse hatte er großes Verständnis; er wurde auf mehreren Reisen mit diesen bekannt. 1902 wohnte er in London der Krönungsfeier Eduards VII. bei, und man behandelte den schönen Orientalen, der damals in der Blüte der Jahre stand, mit sehr viel Aufmerksamkeit. Das gleiche war in Paris der Fall, das er in Gesellschaft A. Ilgs besuchte. Er kam damals auch nach der Schweiz und erregte hier in Zürich als äthiopische Charakterfigur die Neugierde der Bewohnerschaft.

Aller Voraussicht nach war ihm noch eine einflußreiche politische Stellung im äthiopischen Reiche vorbehalten; sein beweglicher Geist, sein Weitblick und seine Kenntnis europäischer Einrichtungen hätten dem Lande Nutzen bringen können. Leider erkrankte er unerwartet, und der alte, invalidgewordene Kaiser Menilek sah mit großem Kummer seinen Vetter dahinsterben.

Ein guter Bekannter Ilgs war sodann Bischof Mathaeos, der abessinische Abuna, welcher das Haupt der äthiopischen Geistlichkeit bildet und damit naturgemäß einen bedeutenden Einfluß besitzt. Es wird streng an der Tradition festgehalten, daß der Abuna von der koptischen Kirche in Alexandrien bestimmt wird. Mathaeos ist also kein Abessinier, sondern Aegypter, und in seiner Physiognomie sind die koptischen Züge sehr scharf ausgeprägt. Er ist schon seit langen Jahren Oberhaupt der abessinischen Geistlichkeit und nun-

mehr ein ehrwürdiger Greis, dessen volles Gesicht von einem grauen Bart umrahmt ist. Seine Lebensführung ist vollkommen korrekt, und er wird allgemein geachtet. Bei seinem großen Einfluß hat er oft Gelegenheit gehabt, vermittelnd einzugreifen, wenn innere Schwierigkeiten auftauchten, und vermöge seines verträglichen Charakters gelang es ihm, solche zu beseitigen. So hat er eine militärische Revolte, die bei der Uebernahme der Regierung durch den jungen Herrscher Jassu entstand, zu verhindern gewußt und früher auch zwischen Johannes und Menilek vermittelt. Bei dem letzteren genoß er stets die schuldige Achtung; doch ließ ihn Menilek II. nie zu mächtig werden. Alfred Ilg machte oft Besuche im Hause des Bischofs, der in Adis Abeba residierte; ebenso wurde Frau Ilg von ihm empfangen.

Besonders verehrt wurde Ras Dargié, der unserem Landsmanne die europäische Erziehung seines Sohnes, des Prinzen Gugsa, anvertraut hatte. Die Hoffnungen, die der alte Herr auf seinen Nachkommen setzte, haben sich freilich nicht erfüllt, und trübe Erfahrungen an dem verlorenen Sohne bereiteten ihm bittere Stunden. Nach Ilgs Zeugnis war Ras Dargié seiner Gesinnung nach der vornehmste Abessinier, den er kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Als Onkel des Kaisers stand er bei diesem in ganz hohem Ansehen, und wenn er von seinen Gütern kam und am Hofe Besuche machte, war er stets ein hoch willkommener Gast. Ausnahmsweise pflegte Menilek II. bei seinem Empfang immer aufzustehen; es war das eine Ehrenbezeugung, die nur selten und nur ganz wenigen Persönlichkeiten gegenüber erwiesen wurde.

Ras Dargié ist seit Jahren verstorben; er war im Leben von großer Bescheidenheit; politischer Ehrgeiz lag ihm fern, wenn er auch Freude empfand, daß aus seiner Verwandtschaft ein tüchtiger Herrscher hervorgegangen war. Als er sein Ende nahe fühlte, äußerte er den Wunsch, daß man ihn in aller Stille und ohne irgendwelches Gepränge begrabe.

Sehr enge Freundschaftsbeziehungen wurden auch mit Wolde Giorgis unterhalten. Dieser kluge alte Herr, dessen hohe Stirn

einen ungewöhnlichen Grad von Intelligenz verrät und dessen prächtige, offene Augen großes Wohlwollen ausdrücken, hat von jeher am kaiserlichen Hofe eine ungemein einflußreiche Stellung eingenommen und steht heute an der Spitze des abessinischen Staatswesens, nachdem ein wenig glückliches Interregnum vorübergehend Verwirrung angerichtet hatte.

Als Sohn einer Schwester des Kaisers war er verwandtschaftlich mit Menilek eng verbunden, und da er eine Schwester der Kaiserin Taitu heiratete, wurde er auch mit ihr verwandt. Er eignete sich daher besonders, zwischen der altabessinischen Partei, die besonders von der Kaiserin unterstützt wurde, und der etwas freieren Richtung des Menilekschen Anhanges glücklich zu vermitteln.

Wolde Giorgis war ein ausgezeichneter Feldherr, der dem Reiche das schöne und fruchtbare Kaffa, sowie die früher fast unbekannten Omoländer eroberte. Seine Verdienste wurden damit belohnt, daß er vom Kaiser zum Gouverneur von Kaffa ernannt wurde. Er erkannte frühzeitig die geistige Bedeutung Alfred Ilgs und brachte ihm stets seine besondere Zuneigung entgegen.

Auch mit Apte Giorgis, dem obersten Kriegsherrn Abessiniens, war der Verkehr ein häufiger, namentlich zu jener Zeit, da Ilg bedeutende Unternehmungen im Süden des Reiches inspiriert hatte und Apte Giorgis durch seine glücklich durchgeführten Feldzüge die Borangalla unterwarf und ihr Gebiet dem Reiche angliederte.

Einen vertrauten und einflußreichen Beschützer fand Ilg endlich in Ras Tessama, der namentlich während der Erkrankung des Kaisers stark eingriff, ja eine geradezu führende Rolle innehatte. Ras Tessama war der Milchbruder Kaiser Meneleks, äußerlich eine imposante Figur von hohem Wuchs, das Gesicht von weißem Bart umrahmt. Er ist unlängst gestorben, und sein allzufrüher Tod hat auf die politischen Vorgänge im Reich einen folgenschweren Einfluß ausgeübt. Mit Ilg pflegte er stets freundschaftlich zu verkehren.

Tekla Haimanot, der König von Godjam, eine männlich schöne Erscheinung mit auffallend ebenmäßigem, zierlichem Bau, besaß für

die Familie Ilg eine hohe Wertschätzung und gab dieser auch äußerlich dadurch Ausdruck, daß er die Frau Minister reich beschenkte.

Mit den in Abessinien lebenden Europäern, sowohl mit Geschäftsleuten als mit diplomatischen Kreisen, ergab sich naturgemäß ein sehr reger Verkehr.

Zu den ältesten Geschäftsfreunden gehörte Léon Chefneux, ein französischer Ingenieur, der frühzeitig nach Abessinien kam und in der Folge durch die Eisenbahnangelegenheiten in nähere Verbindungen mit Ilg gelangte. Dieser nahm ihn als Associé auf, nachdem er vom Kaiser die Konzession zum Bau einer Eisenbahn erhalten hatte. Durch die früher geschilderten Verhältnisse war eine bessere Anlehnung an französische Kräfte gegeben, indem die Bahn teilweise durch französisches Kolonialgebiet führte. Auch waren es finanzielle Kreise in Frankreich, deren Mitwirkung man nachsuchte. Ueber das Verhältnis, das zwischen Ilg und Chefneux bestand, gibt eine noch vorhandene lange Korrespondenz genaueren Aufschluß. Uns will scheinen, daß das große Zutrauen, das Ilg seinem Teilhaber entgegenbrachte, nicht immer vollkommen gerechtfertigt war. Ilg hatte später Ursache, die Geschäftspraktiken seines langjährigen Mitarbeiters etwas nüchtern zu beurteilen; doch wollen wir hier nicht auf Einzelheiten eintreten, die teilweise recht unerfreulicher Natur sind. Chefneux wurde durch Ilg auch am äthiopischen Hofe eingeführt, gelangte nach und nach zu nicht geringem Einfluß, indem Kaiser Menilek ihn seiner geschäftlichen Erfahrung wegen zu einer Art Vertrauensmann machte. Später wurde das Verhältnis recht kühl, und Chefneux wurde am Hofe fallen gelassen.

Ueber das langjährige Verhältnis zu dem italienischen Grafen Antonelli haben wir uns schon früher eingehender ausgesprochen. Jahre hindurch lebte Ilg mit ihm in Frieden, und der italienische Kardinalsneffe verdankte ihm besonders in geschäftlicher Hinsicht manches. Antonelli betrieb nämlich einen schwunghaften Waffenhandel; ja er hatte diesen zeitweise beinahe monopolisiert. Wie energisch und drollig er sich gegenüber seinen geschäftlichen Konkurrenten zu benehmen pflegte, beweist ein komischer Vorfall. Er hatte

Menilek Kanonen angeboten, über die sich ein anderer Lieferant lustig machte, wobei er sie als ganz minderwertig bezeichnete. Antonelli wurde darüber so erbost, daß er als temperamentvoller Italiener mit einer Duellforderung drohte und keine andere Waffe zulassen wollte als ein Duell mit Kanonen! Bei diesem Skandal mußte Menilek eingreifen, um einen solchen unsinnigen Waffengang zu verhindern. Das exzentrische und oft eigentlich taktlose Wesen Antonellis führte später bekanntlich zu einem Bruch mit Ilg, der dann von jenem in der Oeffentlichkeit vielfach angegriffen wurde. Meines Wissens haben sich beide nur noch einmal im Leben gesehen und gesprochen. Es war dies 1892 in Rom, als Ilg eine vertrauliche Besprechung mit dem Ministerpräsidenten Marchese di Rudini hatte. Die persönliche Begegnung war eine rein zufällige, und Antonelli fragte Ilg etwas erstaunt, wie er so unverhofft nach Rom komme und was er hier in der ewigen Stadt vorhabe. Ich denke, daß der Graf später im Parlament darüber aufgeklärt wurde.

Recht angenehm waren Ilgs Beziehungen zu den diplomatischen Vertretern der verschiedenen Mächte.

Enge Freundschaft verband ihn besonders mit Minister Ciccodicola, dem italienischen Gesandten in Adis Abeba. Es war dies eine feingebildete und vornehm gesinnte Persönlichkeit, die mit ungemein viel Takt die Beziehungen zwischen Menilek und Italien günstig zu gestalten verstand und daher auch bei Fragen der Grenzbereinigung mit Ilgs Hilfe alle Schwierigkeiten beseitigen konnte.

Mit Minister Harrington, dem englischen Vertreter, mußte mancher Strauß ausgefochten werden; aus prinzipiellen Gründen stand dieser unserem Mitbürger oft genug gegenüber. England pflegt an exponierte Posten, wo Neuschöpfungen in Frage kommen, über alle Protektion hinwegzusehen und nur auf Tüchtigkeit zu achten. Und Harrington war ein tüchtiger, schneidiger Diplomat, der mit weitem Blick die englischen Interessen verfocht. Aber dessenungeachtet besaß er persönlich für Ilg eine ehrliche Wertschätzung. Harrington war ein treuer Freund der Familie Ilg und ein gern

gesehener Gast im Hause. Der beiden Knaben nahm er sich in sehr liebenswürdiger Weise an und ließ sie durch seine indischen Lanzenreiter unter seiner persönlichen Aufsicht zu tüchtigen Reitern ausbilden.

Als Ilg starb, erfuhr Harrington die Trauerbotschaft in Nordfrankreich, wo er als Colonel an der Front stand, und er beeilte sich, der trauernden Witwe sein tiefes Beileid auszudrücken.

Mit dem Minister Lagarde, dem Vertreter Frankreichs am äthiopischen Hofe, waren die persönlichen Beziehungen ebenfalls freundschaftlich. Im diplomatischen Verkehr allerdings tauchten manche Schwierigkeiten auf. In den Eisenbahnfragen hätte Lagarde durch ein entschiedenes, klares Auftreten gegenüber seiner Regierung manche unangenehme Situation verhindern können. Aber er hat das nicht getan; die äthiopische Bahn war ihm nie eigentlich sympathisch; ihre Interessen hat er jedenfalls nicht gefördert. Auch war es nicht ganz klar, ob Mangel an diplomatischer Einsicht oder fremder Einfluß seine Haltung bedingte. Es scheint auch, daß die französische Regierung ihm oft Weisungen zugehen ließ, denen offiziöse Ergänzungen, die hinterher kamen, widersprachen. Wir können darüber natürlich kein sicheres Urteil abgeben; jedenfalls aber fehlte in seinem Geschäftsbetrieb der klare Blick, der seinen englischen Kollegen auszeichnete.

Recht viel mußte Ilg mit dem Russen Leontieff verkehren, wobei freilich Schwierigkeiten genug auftauchten. Leontieff hatte bald nach seiner Ankunft in Adis Abeba die Bedeutung Ilgs vollkommen richtig eingeschätzt und suchte sich als intimer Freund aufzuspielen. Er war mit dem russischen Roten Kreuz während der italienisch-abessinischen Verwicklungen nach Abessinien gekommen. Eine eigentlich offizielle Aufgabe hatte er zwar nicht, stand aber den Hofkreisen in Petersburg nahe und machte sich zur Aufgabe, eine Annäherung zwischen Rußland und Abessinien herbeizuführen. Dies gelang ihm, und eine äthiopische Gesandtschaft wurde nach Petersburg entsendet. Kaiser Menilek ernannte Leontieff in Anerkennung der geleisteten Dienste bekanntlich zum Gouverneur der

Aequatorialprovinzen, und dieser beanspruchte in der Folge Ilgs Dienste in einer Weise, die nicht mehr korrekt war. Ilg verweigerte in seiner Eigenschaft als Minister energisch jegliche Unterstützung und betonte gegenüber Chefneux die „absence morale absolue", die er bei Leontieff konstatiert hatte. Dieser stark abenteurerhaft angehauchte Russe gab einer belgischen Gesellschaft, um von ihr Geld zu erhalten, in ganz unwahrer Weise vor, er sei Anteilhaber an einer Goldminenkonzession, die Ilg vom Kaiser Menilek erworben habe. Die belgische Gesellschaft schickte vertrauensvoll vier Mineningenieure nach Djibuti, die dort zu ihrer großen Ueberraschung erfuhren, daß sie wieder heimgehen könnten, weil sie einer plumpen Mystifikation zum Opfer gefallen seien. Da die Aequatorialprovinz etwas mager war, wurden eigentliche Raubzüge in die Nachbargebiete unternommen. Alfred Ilg schrieb mir damals von Adis Abeba aus: „Der Tagesheld hier droben wird immer mehr der so hoch berühmte Graf Nikolas von Leontieff, und scheint er es darauf abgesehen zu haben, einen Rekord für Ausbeutung stupider und intelligenter Leute, hoher und niedriger, weißer und schwarzer Mitglieder der besitzenden Klasse halten zu wollen. Man weiß wirklich nicht, ob man sich mehr ob der menschlichen Dummheit oder aber ob den überraschenden Blüten einer nordischen Wunderpflanze in tropischer Sonne verwundern will. Nun, schließlich behauptet eine gewisse Weltanschauung, daß die Gänse Federn haben, um gerupft werden zu können."

Leontieff ist klanglos vom äthiopischen Schauplatz verschwunden, und Ilg ist damit einen lästigen Gesellen los geworden.



Frau Minister Ilg

und weitsichtigen Vater Gattiker, in dessen Hause ich heimisch war. Er war in Zürich eine populäre Persönlichkeit und besaß ein lebhaftes Interesse für öffentliche Angelegenheiten. Vor der Vereinigung Zürichs mit den Außengemeinden bekleidete er das Amt eines Gemeindepräsidenten in Hirslanden. Bei seiner humanen Sinnesart half er den Bedrängten und Notleidenden, wo er konnte. Wie es in solchen Fällen geht, erlebte er neben reichlichem Dank gelegentlich auch schnöden Undank, was ihn aber niemals verbittert hat. Frau Präsident Gattiker war eine heitere Frauennatur, die es meisterhaft verstand, einen guten Geist im Hause zu pflegen. Als vortreffliche Wirtschafterin und sorgsame Mutter erzog sie ihre Kinder in häuslichem Sinne. Daneben erhielt ihre Tochter Fanny in den stadtzürcherischen Schulen und in der französischen Schweiz eine tüchtige allgemeine Bildung.

Mit dem jungen Gatten lernte die wanderlustige Frau auf der Hochzeitsreise bereits ein Stück Afrika kennen. Die Neuvermählten reisten nämlich nach Algier, wo Ilg im Hinblick auf seine abessinischen Eisenbahnprojekte die Erfahrungen kennen lernen wollte, die man beim Bau der Wüsteneisenbahnen zu machen Gelegenheit hatte. Das folgende Jahr brachte zur Abwechslung Prosa. In etwas unangenehmer Weise verursachte die Entführung der abessinischen Prinzen, welche der jungen Familie anvertraut waren, eine fühlbare Störung. Es war die Folge jener Intrige, die von Italien aus ins Werk gesetzt wurde, und vorläufig ließen sich die Nachteile, die aus diesem Vorkommnis erwachsen konnten, noch nicht übersehen. Aber schließlich setzte sich Ilg mit Humor über die Sache hinweg, indem er scherzhaft bemerkte, daß seine Frau als Ersatz ihm einen andern Prinzen geschenkt habe.

Es war das bei Anlaß der Geburt seines ersten Sohnes.

Die großen historischen Ereignisse, die sich in Abessinien abgespielt hatten, beeinflußten auch Ilgs Familienverhältnisse gleich aufs tiefste. Auf Wunsch der römischen Kreise trennte sich Ilg unerwartet rasch von den Seinigen, um die Friedensverhandlungen zwischen Italien und Abessinien zu übernehmen. Ministerpräsident

Rudini gab ihm hiezu die allgemeinen Richtlinien der italienischen Vorschläge und weittragende Vollmachten mit.

Einige Monate später, im Oktober 1896, folgte ihm seine Gattin nach. Bis Marseille von ihrem Vater begleitet, schiffte sie sich mit dem treuen Dienstmädchen Josephine Bruhin, die sich später in den schwierigsten Lagen außerordentlich aufopferungsvoll und tüchtig erwies, nach Djibuti ein. Schon diese Reise bot ihr Gelegenheit genug, ihren Mut zu erproben. Durch eine ungeschickte und eigenmächtige Abänderung einer Depesche Ilgs durch Chefneux, der in Harar den Diener mit dem Telegramm traf, war der Zeitpunkt der Ankunft unrichtig übermittelt worden. So war niemand da, die einsame Frau in Djibuti abzuholen. Infolge der Unvorsichtigkeit, mit einem kleinen Strohhut an Land zu fahren, zog sie sich zudem einen heftigen Sonnenstich zu. Da in Djibuti kein Eis aufzutreiben war, erhielt es die Kranke durch die Liebenswürdigkeit des Kommandanten des dort stationierten italienischen Kriegsschiffes, der deshalb mehrmals nach Aden hinüberfuhr. Nach der Küste unterwegs erhielt Ilg diese Nachrichten und kam nach einem nur von 1 bis 4 Uhr mittags und 11 bis 2 Uhr nachts unterbrochenen Gewaltsritt von 19 Stunden am 16. November morgens 6 Uhr bei seiner Gattin an. Des Arztes Chinindosis erhöhte der erfahrene Mann bedeutend und dämpfte so das Fieber nach und nach so weit, daß das Ehepaar am 4. Dezember die Wüstenreise antreten konnte, auf der sich Frau Ilg völlig erholte.

Nachdem Herr und Frau Ilg über Weihnachten und Neujahr in Harar Ras Makonens Gäste gewesen waren, ging die Karawane nach Adis Abeba weiter. Schon am ersten Abend machte der Karawanenführer zu früh Halt, und als Ilg seinen Dienern Befehl gab, die weidenden Kamele zusammenzutreiben, ertönte der Kriegsruf der Dankali, die mit ihren Messern auf Ilg und die Abessinier losgingen. Ilg entwaffnete mit großer Gewandtheit und Kraft die Vordersten, verbot aber seinen sich um ihn scharenden Leuten zu schießen, und nach kurzen Verhandlungen gelang es ihm, ein Blutvergießen zu vermeiden und die eingeschüchterten Dankalis wieder

botmäßig zu machen. Ras Makonen ließ den Chef verhaften, um ihn im Gefängnis ausruhen zu lassen, wenn er so rasch müde werde, gab ihn dann aber auf Ilgs Bitte hin wieder frei, der fortan den besten Führer an ihm hatte. Am 29. Januar 1897 zog das Ehepaar Ilg, abgeholt von kaiserlichen Truppen und der gesamten europäischen Kolonie, in Adis Abeba ein, und nach einigen Ruhetagen erfolgte die feierliche Vorstellung Frau Ilgs bei Kaiser und Kaiserin.

Sehen wir uns nun die Stätte etwas näher an, die für die junge Familie eine neue abessinische Heimat zu werden bestimmt war.

Adis Abeba, die heutige Residenzstadt, ist eine durchaus neue Schöpfung, entstanden unter der Herrschaft des Kaisers Menilek. Dieser gab den früheren Sitz in Antotto, der in den achtziger Jahren aufgebaut wurde, gänzlich auf. Verschiedene Gründe waren maßgebend; die Lage Antottos war zwar landschaftlich hervorragend, aber die Temperatur etwas kühl, da die Höhenlage 2500 Meter betrug; außerdem fehlte es der volkreich gewordenen Niederlassung an Wasser. Heute ist von der alten Herrlichkeit wenig mehr zu sehen, die kaiserliche Burg ist zerfallen; das Volk hat sich verlaufen; die meisten Häuser wurden abgetragen, und das Gestrüpp begann an deren Stelle üppig zu wuchern; keine Marktleute bringen mehr ihre Produkte auf diese Höhen. Nur zwei Kirchen haben sich erhalten und wurden aus Pietät sehr fleißig vom Kaiserpaare besucht. Das ist das Schicksal so mancher einst blühenden Stadt in Aethiopien gewesen.

Die jetzige Hauptstadt ist landschaftlich noch schöner; sie liegt in einer Höhe von 2400 Metern auf einer 3—5 Kilometer breiten Vorstufe des Plateaus, die sich an die Steilabhänge des Bergpfeilers von Antotto anlehnt. Die Gegend ist gut bewässert und war einst mit Wacholderbüschen überdeckt, an welche sich fruchtbares Ackerland anschließt. Hier schoß eine neue Stadt aus dem Boden, welche der Negus mit dem Namen Adis Abeba d. h. neue Blume getauft hat. Wollte man eine europäische Bezeichnung wählen, so könnte man die jetzige Residenz etwa „Neu-Florenz" nennen, und

es sei hinzugefügt, daß die klimatischen Bedingungen so ziemlich denjenigen Mittelitaliens, also dem Klima von Florenz entsprechen. Die Lage gilt als sehr gesund. Man darf sich unter Adis Abeba nicht etwa ein Städtebild von europäischem Charakter oder wie die Gallastadt Harar vorstellen. Wir besitzen recht gute Schilderungen von dem Deutschen Felix Rosen[1] und dem schweizerischen Abessinienreisenden George Montandon,[2] die wir hier benutzen.

Für die ungefähr 70 000 Einwohner beansprucht die durch keinerlei Mauern oder Palisaden geschützte Stadt ein ungewöhnlich großes Areal; um sie vom einen Ende zum andern zu durchqueren, braucht man zu Pferd etwa eine Stunde. Man gewinnt den Eindruck, als betrete man eine Ansammlung von Villen oder Gehöften. Das Terrain ist hügelig und von Schluchten durchzogen. Die einzelnen Häuser, ob sie im abessinischen oder europäischen Stil erbaut seien, sind von einer oft weiten Einzäunung umgeben. Die zahlreichen Straßen sind mit großen Steinen gepflastert; daneben gibt es viele verlorene Plätze. Europäische Bauten treten dem Besucher überall entgegen; manche Häuser der fremden Kaufleute sind freundlich im Grün der Gärten versteckt. Die Gehöfte der abessinischen Fürsten und Großwürdenträger mit malerischen Strohdächern sind von Palisaden oder Steinmauern eingefaßt; manche vornehme Eingeborne wohnen in mehrstöckigen Wohnungen mit prosaischen Wellblechdächern. Die Burg des Kaisers mit Häusern, Hallen, Höfen und Gärten bedeckt einen Hügel im Umkreise von einer halben Stunde. Gute Kunststraßen strahlen vom kaiserlichen Gebi nach verschiedenen Richtungen aus. Im höchstgelegenen Stadtteil erhebt sich die schöne und vielbesuchte Georgskirche als Rundbau mit Galerie und modernen Fresken, unter denen auch die Köpfe von Ras Makonen und Menilek porträtiert sind. Der verstorbene Kaiser pflegte sich in der Regel in dieser Kirche zum Festgottesdienst einzufinden.

Viel Leben herrscht auf dem weit ausgedehnten Marktplatz, wo

[1] Felix Rosen. Eine deutsche Gesandtschaft in Abessinien. Leipzig 1907

[2] George Montandon. Au Pays Ghimirra. Neuchâtel 1913.

sich das geschäftliche Leben der Stadt abspielt. Es strömen die Leute vom Lande mit ihren Produkten heran, und man behauptet, daß an einzelnen Tagen der Wochenmarkt oft von 30 000 Menschen und darüber besucht werde. Hier findet man auch die Buden der Handwerker und Kaufleute; sonst gibt es in der Stadt noch Verkaufshäuser. Indische Kaufleute haben hier zahlreiche Warenbuden; daneben fehlen natürlich nicht die zahlreichen Spelunken und Kneipen, welche an den Markttagen stark besucht werden.

Der hauptsächlichste Markttag ist der Sonnabend, wo man die verschiedenartigsten Volkselemente beisammen trifft. Die Mehrzahl der Verkäufer sind Landleute aus den nähergelegenen Galladörfern; gerade fein duftet die Gesellschaft nicht, da die Unsitte herrscht, den Körper und die Kleider mit Butter einzufetten. Die Bauern bringen Milch, Butter und Honig auf den Markt, bieten auch allerlei Gemüse wie Erbsen, Bohnen, Linsen, Zwiebeln, Paprika, Senf und Knoblauch zum Kauf an. Ausgedehnt ist der Markt für Getreide, Stroh und Holz. Dem Handel mit Pferden und Maultieren dient ein großer Platz, der es ermöglicht, vor dem Verkauf Proberitte zu unternehmen. Die Pferde der Abessinier sind kleine, zierlich gebaute Tiere orientalischer Abstammung.

Die eigentlich abessinischen Volkselemente sind vornehmer gekleidet, schlanker gebaut und von ziemlich heller Hautfarbe; die Frauen sind bekannt durch ihren graziösen Bau und ihr anmutiges Wesen.

Der Abessinier handelt vorzugsweise mit Waffen, unter denen die schön gearbeiteten, krummen Säbel besonders hervorzuheben sind. Auch Schilde aus Büffelhaut und Nilpferdhaut sind sehr gangbare Ware. Der Kaiser läßt auch solche mit Sammet überziehen, und mit Silberbeschlägen verziert verschenkt er sie als Auszeichnung. Auch geschmackvoll gearbeitete Sättel und Schabracken werden stark verhandelt.

In der Mitte des Marktplatzes befindet sich das Zollhaus mit seinen Speichern, umgeben von hohen Mauern. Die Erhebung der Zölle ist eine ziemlich umständliche Sache, und es kommt vor, daß

die Beamten recht willkürlich verfahren oder sich gar Unredlichkeiten zuschulden kommen lassen. Eine zweite Zollstelle befindet sich übrigens auch in der kaiserlichen Burg.

In den Zollhäusern findet man in der Regel bedeutende Vorräte an Elfenbein, das hauptsächlich von Elefanten aus dem Südwesten des Reiches kommt; es gibt dort noch ziemlich starke Bestände dieses Dickhäuters, weshalb die Elefantenjagd lohnend ist. In Adis Abeba wird Elfenbein nur wenig verarbeitet; das meiste gelangt zum Export und kann jetzt bequem und sicher mit der Bahn nach der Küste verschickt werden.

Wertvoll und stark begehrt ist das hier gelagerte Zibet. Es wird bekanntlich als salbenartige Substanz in einer Analdrüse der Zibetkatze ausgeschieden und dann alle neun Tage sorgfältig ausgelöffelt. Die Galla der südlichen Provinzen halten in jedem Dorf zahlreiche Zibetkatzen, die tüchtig mit Fleisch gefüttert werden, damit sie viel Zibet absondern. Das duftende Produkt wird in großen Kuhhörnern aufbewahrt, die am offenen Ende mit einem Stück Schaf- oder Ziegenleder zugebunden werden. Die Ware geht über Aden nach Indien, wo Zibet von den Frauen stark verlangt wird; in der Neuzeit geht Zibet aber auch von Djibuti aus in der Originalverpackung nach Europa, besonders nach Hamburg.

Als wichtige Transitware, die in der Zukunft immer mehr Bedeutung erlangen wird, ist der Kaffee zu erwähnen. Er wird in der Umgebung von Adis Abeba nicht angebaut und von den Bewohnern auch nicht gerade stark konsumiert. Fast aller Kaffee kommt aus der Provinz Kaffa, wo die besten Sorten erhalten werden. Er wächst dort bekanntlich wild; die Bestände sind in den Waldungen so ausgedehnt, daß die meisten Früchte verderben müssen und nur ein geringer Bruchteil eingesammelt wird. Man verbringt die Ware auf Eseln nach der Hauptstadt. Zurzeit sind die Bestände Staatseigentum und werden an die Beamten vergeben.

Abgesehen von dem Marktgetriebe verläuft das Leben in der Stadt außerordentlich ruhig. Wo Unterhaltungen stattfinden, spielen sie sich ohne jede Aufregung ab; kommt man also von der

Küste nach der Hauptstadt, so findet man einen ähnlichen Gegensatz, wie wenn man von dem tollen Leben Neapels nach dem ruhig-ernsten Rom versetzt wird.

Das war also die Sphäre, in welcher der abessinische Staatsminister mit seiner Familie viele Jahre zu wirken hatte. Der Schweizerin, die als Hausfrau einen behaglichen Geist ins neue Heim zu bringen wußte, warteten hier Aufgaben ganz neuer Natur; es galt eine zahlreiche Dienerschaft zu beaufsichtigen, die Ausbildung der Kinder zu überwachen, für die man eine besondere Erzieherin mitgebracht, und hohe Gäste, vor allem europäische Diplomaten, zu empfangen und zu bewirten. Und der Familie Ilg fehlte es fast nie an Besuchern, denen Frau Ilg die Wohltaten einer guten Küche zu verschaffen wußte.

Ein Mitglied der deutschen Gesandtschaft nach Adis Abeba, Professor Dr. Felix Rosen, schildert in seinem Reisewerk seinen Besuch bei Minister Ilg in sehr anziehender Weise wie folgt:

„Ziemlich im Zentrum der Stadt hat sich Herr Ilg sein Haus gebaut. Es steht an der Abdachung des Hügels, welcher den Markt, das Kaufmannsviertel und die Hauptkirche trägt, und ist eines der freundlichsten Anwesen der Stadt. Man tritt durch einen Garten ein, dem hochaufgeschossene Eukalypten einen angenehmen Halbschatten verleihen. Diese australischen Bäume hat der Herr des Hauses erst vor acht Jahren gepflanzt; sie erwiesen sich im abessinischen Klima als ungemein raschwüchsig. Schon jetzt verleihen sie der Hauptstadt, in deren Gehöften sie allgemein angepflanzt sind, ihren Charakter, während von dem Wacholderwald, der von der Gründung der Stadt durch Menilek diese Plateaus bedeckte, nur noch hin und wieder ein paar alte, knorrige Stämme übrig geblieben sind.

Das Wohnhaus wie die andern Gebäude des großen Hofes ist eingeschossig und hat eine fast ringsum verlaufende verandaartige Galerie; das Dach ist nach Landessitte aus rotem Spaltholz gefügt und mit Stroh gedeckt. So primitiv die abessinischen Dächer sind, — einem stärkeren Regen gegenüber erweisen sie sich nicht alle als



Minister Ilgs Wohnhaus in Adis Abeba

wasserdicht — so hübsch und eigenartig wirkt in den Zimmern der offene Dachstuhl mit seinen bunten Binden, meist in Schwarz, Weiß, Rot und Blau.

Herr und Frau Ilg empfingen uns in der schlichten, treuherzigen Art, die den Schweizern eigen ist. Der Hausherr ist groß von Figur und mag nahe an fünfzig Jahre zählen. In seiner Kleidung bevorzugt er das Einfache, Solide, den schwarzen Gehrock; seine Sprache ist nicht ganz frei von dialektischen Anklängen; mit seiner Frau spricht er das heimatliche Schweizerdeutsch. Frau Ilg ist eine blonde Dame von stillem, freundlichem Wesen; ihr ganzer Stolz sind ihre Kinder, die trotz Afrika prächtig gedeihen. Die beiden älteren Buben sind nette, gescheite und wohlerzogene Kinder, deren Geplauder uns gleich vergessen machte, daß wir eigentlich gekommen waren, um eine offizielle Visite abzustatten.

Welcher Zauber doch durch solch ein deutsches Haus weht! Man sagt sich keine Komplimente; man spinnt keine Salonkonversationen; aber man fühlt sich wohl oder, wie der Schweizer sagt, „heimelig". Um die offenen Fenster summten die Bienen. Ueber den Garten hin sahen wir den Gebi, die Burg des Negus, mit ihren niedrigen Dächern und ihren langen Mauern, und rings am Abhang des Hügels zahllose runde, strohgedeckte Hütten, eine echt afrikanische Szenerie; der Kontrast ließ uns doppelt die heimatliche Art empfinden."

An geistiger Anregung fehlte es nicht; denn das Haus Ilgs wurde zum Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens der europäischen Kolonie und der diplomatischen Gesandtschaften, die nach der Hauptstadt kamen. Mit dem kaiserlichen Hofe wurde ein sehr reger Verkehr unterhalten. Ilg und seine Gattin wurden regelmäßig zur Tafel geladen, wo der Verkehr gelegentlich intim wurde, sobald der Kaiser über freie Zeit verfügte. Die Einladung erfolgte stets in das sogenannte Elfin, d. h. in diejenigen Räume des Gebi, wo nur die hohen Persönlichkeiten und nahestehende Freunde des Kaisers Zutritt hatten. Das Essen nimmt etwa eine Stunde, höchstens anderthalb Stunden in Anspruch, wobei eine streng vorgeschriebene

Etikette herrscht. Bevor man sich zu Tisch setzt, erscheint ein Diener mit Kanne, Wasser und Handtuch, um die Händewaschung vorzunehmen. Kein Abessinier geht zum Essen, ohne vorher die Hände zu waschen.

Es wird in dem Elfin, in welchem der intime Verkehr stattfindet, streng nach dem Range getafelt. Erst kommen die Angehörigen des höchsten Ranges an die Reihe; nur gleichhoch stehende Personen sitzen am gleichen Tisch, und sehr oft ist ein hoher Herr aus Mangel an gleichstehenden allein an seinem Tischchen. Der Kaiser und die Kaiserin pflegten wie alle Abessinier mit gekreuzten Beinen auf einem niedrigen Diwan an einem eigenen Tisch zu sitzen. Dabei hatte die Kaiserin die Gewohnheit, von den ihr vorgesetzten Speisen einige Stücke den Gästen zuzuschicken. Die Damen sitzen zur Seite der Kaiserin, die Herren vor und neben dem Kaiser an besondern Tischen. Es geht alles ruhig und mit orientalischer Würde zu; hastiges Wesen ist durchaus verpönt. Gesprochen wird während des Essens fast gar nicht, und nur wenn der Kaiser etwas fragt, wird geantwortet. Nach dem Essen erfolgt wiederum die Händewaschung. Man serviert reichlich Tee, Schnäpse, Champagner und Schokolade zum Nachtisch.

Die Küche wurde unseren Landleuten bald nach europäischer, bald nach abessinischer Art geboten. Nach dem Essen pflegt man fortzugehen; hatte aber der Kaiser Zeit, so plauderte er noch längere Zeit mit Ilg und seiner Frau. War Ilg allein zur Tafel, so schickte der Kaiser oder die Kaiserin immer etwas in seine Privatwohnung für Frau Ilg; meist Champagner, Rotwein, Früchte, Eier oder etwa 20 Pfund Fleisch vom Lendenstück; die Kaiserin fügte stets ein größeres Quantum Gebäck hinzu.

Im übrigen erfreute die Kaiserin, die persönlich sehr liebenswürdig sein konnte, die Frau ihres Ministers vielfach mit Geschenken, meist Schmucksachen aller Art. Die hohe Dame pflegte wenig auszugehen. Ihre zunehmende Korpulenz war nicht der einzige Grund, sondern diese Zurückgezogenheit ist bei abessinischen Damen allgemein üblich. Dagegen erschien der Kaiser einige Male

als hochwillkommener Gast in der Wohnung Ilgs. In solchen Fällen ritt er auf seinem Maultier bis vor die Verandatreppe des Hauses, während die hohen Herren im ersten Hof und die Truppen vor dem Gehöft abstiegen. Der Führer des Kaisers übernahm dann die Torwache und erteilte während des Besuches die Erlaubnis für den Eingang und Ausgang.

Wenn der Kaiser zur Kirche ging, wobei er an dem Gehöfte von Ilg vorbeiziehen mußte, schickte er einen Diener, um sich nach dem Befinden der Familie Ilg zu erkundigen. Einmal überraschte er Frau Ilg mit einem jungen Elefanten. Es war das ein recht kostbares Geschenk, da dieser unmäßig viel Heu fraß. Willkommener waren ihr zwei Grevy-Zebras (Equus Grevyi). Diese Art ist in Südwestabessinien heimisch und gelangt nicht gerade häufig in Gefangenschaft. Eines dieser prachtvollen Tiere erreichte glücklich die Stadt Zürich, wo es vom Publikum längere Zeit bewundert wurde, um später nach Hamburg zu kommen.

Ein hübscher Zug wurde mir erzählt, der auf die Gemütsanlage des Kaisers ein helles Licht wirft. Als Frau Ilg ihrem Manne den zweiten Sohn schenkte, erlaubte er entgegen der Landessitte, wonach niemand den Namen des Kaisers tragen darf, als besondere Gunstbezeugung, daß dieses Söhnchen den Namen Menilek erhielt, besuchte das Kind, küßte es und hing ihm ein goldenes Kreuzchen um, gleichsam um den Kleinen zu segnen. Diese schöne Sitte wird in vornehmen Kreisen der Abessinier gelegentlich geübt, um einem Kinde eine glückliche Zukunft zu wünschen. Wurde doch Kaiser Menilek selbst als kleines Kind von seinem Großvater in ähnlicher Weise gesegnet, und dessen Wünsche sind ja in Erfüllung gegangen.

Wie man sieht, lebte die junge Familie nicht etwa in einer Wildnis, sondern genoß im abessinischen Hochlande viel interessante und angenehme Stunden.

XIV.

Die letzten Jahre der Amtstätigkeit / Rücktritt als Minister des äthiopischen Reiches

Nachdem Minister Ilg in der ersten Periode seiner Amtstätigkeit die großen innerpolitischen Probleme in wirksamster Weise gefördert hatte und bei der Vergrößerung des Reiches im Süden und Westen das treibende Element gewesen war, kamen nach der Jahrhundertwende große volkswirtschaftliche Aufgaben an die Reihe. Zunächst suchte er seine frühere Reise nach den im Westen gelegenen Wolegaländern zu fruktifizieren, indem er an die Ausbeutung der dort vorhandenen Mineralschätze ging. Das großangelegte Unternehmen beschäftigte auch den Kaiser Menilek sehr lebhaft, und er hatte bereits am 26. Dezember 1899 seinem Minister folgende Konzession erteilt.

Ich Menilek, König der Könige von Aethiopien, habe in meinem eigenen Namen, sowie im Namen meiner Erben an Seine Exzellenz Alfred Ilg die gegenwärtige Konzession mit folgenden Bestimmungen erteilt:

Art. 1. Ich habe an S. E. Alfred Ilg und an die von ihm zu gründende Gesellschaft die ausschließliche Ermächtigung erteilt, Gold, Silber und andere Dinge, die man aus dem Boden des Gebietes Nedjo in der Provinz Wolega und dem Land der Umgebung von Nedjo bis auf eine Entfernung von 20 Kilometern gewinnen kann, für die Dauer von 50 Jahren auszubeuten. Indessen darf es den Eingebornen nicht verboten werden, Gold wie bisher zu gewinnen.

Art. 2. Ich habe an S. E. Alfred Ilg und an seine Gesellschaft die Erlaubnis erteilt, nach dem Gebiet von Nedjo alles Material, auch Eisenbahnmaterial und Telegraph zu bringen und dort einzurichten, soweit dieses für die Ausbeutung der Minen und zur Anlage von Straßen und Kanälen notwendig ist.

Art. 3. Ich habe für alles Material, Pulver, Dynamit und andere Sprengstoffe, die für die Ausbeutung der Minen nötig sind, zollfreie Einfuhr durch das ganze äthiopische Reich bis nach Wolega bewilligt.

Art. 4. Ich habe S. E. Alfred Ilg und dem ganzen Personal seiner Gesellschaft die Erlaubnis erteilt, durch ganz Aethiopien frei zu kommen und zu gehen.

Art. 5. Alle Angestellten der Gesellschaft werden in Streitfällen von einem Richter beurteilt, den die Gesellschaft ernennt; nur kriminelle Vergehen werden vom Kaiser gerichtet.

Als Entschädigung für die gewährte Konzession hat S. E. Alfred Ilg und seine Gesellschaft 8 % von allem Gold, Silber und andern aus dem Boden gewonnenen Mineralien an das äthiopische Reich zu entrichten.

Außerdem ist S. E. Alfred Ilg und seine Gesellschaft verpflichtet, von dem Gründungskapital zur Ausbeutung der Minen und den späteren liberierten Aktien 5 % an das Kaiserreich Aethiopien zu verabfolgen.

Seine Majestät wird das Personal der Gesellschaft wie sein eigenes Volk überwachen, so daß es ungehemmt arbeiten kann.

Seine Majestät wird die äthiopische Bevölkerung ermuntern, sich als Arbeiter bei der Gesellschaft zu beteiligen. Indessen hat weder S. E. Alfred Ilg noch seine Gesellschaft das Recht, über die Eingebornen von Nedjo und den bezeichnetẽn 20 Kilometern der Umgebung die Herrschaft auszuüben.

Die gegenwärtige Konzession wird doppelt ausgefertigt; ein Exemplar bleibt in den Händen seiner Majestät, das andere in den Händen S. E. Alfred Ilg.

Die vorläufigen Unterhandlungen versprachen einen guten Erfolg des Minenunternehmens, und auch Kaiser Menilek erhoffte einigen Gewinn für den abessinischen Fiskus. Als im Jahre 1900 Ilg in Europa Umschau hielt, fand er bald eine Gesellschaft, welche die erforderlichen Gelder aufbrachte. An deren Spitze stand Graf Scheibler in Mailand, eine sehr weitsichtige und kapitalkräftige Persönlichkeit, mit der ein guter Geschäftsverkehr gesichert war.

Die Minenunternehmungen waren damals in Abessinien sehr populär; auch andere Kreise bewarben sich um Konzessionen und versuchten sogar, in der Nähe der von Ilg in Aussicht genommenen Gebiete Fuß zu fassen. Die Schwierigkeiten durften indessen nicht unterschätzt werden. Die Goldländer lagen weit ab im Westen. Wohl hatte der Kaiser die Eingebornen zur Minenarbeit ermuntert; aber diese waren vorläufig noch zu wenig an einen regelmäßigen Betrieb gewöhnt. Der Transport von Maschinen und Materialien erforderte Maultierkarawanen, was recht umständlich war. Die europäischen Arbeiter und Angestellten machten in bezug auf Lebenshaltung zum Teil übertriebene Ansprüche und konnten sich zu wenig anpassen. Im Hinblick auf den zu erhoffenden Gewinn

suchten sich allerlei Elemente heranzudrängen, die man besser fern hielt.

Ilg konnte seinen langjährigen Geschäftsfreund L. Chefneux nicht wohl umgehen; aber dieser spielte von Anfang an eine etwas zweideutige Rolle. Unter der Hand protegierte er den Russen Graf Leontieff und suchte ihn ganz gegen den Willen Ilgs in die neue Gesellschaft hineinzubugsieren, obschon sein Geschäftsgebaren jede Beteiligung ausschloß. Chefneux wußte genau, daß sein Geschäftsfreund in der allerdeutlichsten Weise die Zudringlichkeit Leontieffs ablehnte; da dies aber nichts fruchtete, wurde Ilg im Juni 1901 etwas deutlicher gegenüber Chefneux, indem er ihm schrieb: „Seit einem Jahre gebe ich mir alle mögliche Mühe, um Ihre seltsame Haltung mir gegenüber zu verstehen; aber bis zur Stunde war es mir nicht möglich, dieses Rätsel zu lösen. Alles, was ich bisher verstehen konnte, ist das, daß Sie mir viele Dinge verbergen und daß Sie mich betreffend Eisenbahnangelegenheiten niemals klar auf dem laufenden über den wahren Stand der Geschäfte halten wollten. Ich kann Sie nur daran erinnern, wie peinlich es mir während meines geschäftlichen Aufenthaltes in Paris war, sehen zu müssen, daß meine Person Ihnen hinderlich war."

Chefneux wird nachdrücklich daran erinnert, daß er erklärt habe, keinerlei geschäftliche Beziehungen mit Leontieff zu haben, obschon dieser stets in etwas auffallender Weise immer wieder in seinem Bureau verkehre. Ilg erklärte rundweg, daß er lieber auf das ganze Unternehmen verzichte, als Leontieff eine Beteiligung zuzugestehen.

Gegenüber dem Präsidenten der Minengesellschaft, Graf Scheibler, welcher etwas beunruhigt zu sein schien, wird ebenfalls betont, daß keinerlei Zusagen irgendwelcher Art an Leontieff gemacht wurden. In einer vertraulichen Zuschrift an Graf Scheibler bemerkt Ilg, daß er zwar Chefneux nicht gerade als unehrenhaft betrachte, daß dieser aber aus irgendwelchen Gründen, wahrscheinlich gezwungen durch seine Schwäche, Leontieff Versprechungen gemacht habe und nun zu einem Doppelspiel Zuflucht nehme.

In der Folge kam es zu einem widerwärtigen Prozeß, in dem Leontieff behauptete, von Chefneux brieflich die Zusicherung erhalten zu haben, daß er sich an den Goldminen in Wolega beteiligen dürfe. Es ist das wohl richtig; aber Chefneux tat dann etwas, wozu er keinerlei Mandat hatte. Die Behauptung, daß auch Ilg mündliche Versprechungen gemacht habe, entbehrt natürlich jeder Grundlage; aber die von Leontieff gegründete Gesellschaft in Belgien, der er betreffend Wolega Versprechungen gemacht hatte, drängte den wenig skrupulösen Gouverneur der Aequatorialprovinz zum gerichtlichen Vorgehen. Natürlich konnte Ilg auf Grund unanfechtbarer Dokumente den Beweis erbringen, daß alle Behauptungen Leontieffs eitel Flunkerei waren und dieser grobe Unwahrheiten vorbrachte. Nach zweijährigem Gerichtsverfahren gewann Ilg den Prozeß, und der russische Aventurier wurde zum Schadenersatz, sowie zur Bezahlung der Prozeßkosten in der Höhe von 15 000 Franken verurteilt. Bezahlt hat der edle Herr niemals; wohl aber verschrieb er seiner Frau die Güter und Mobilien, damit man nicht Beschlag darauf legen konnte. Mit merkwürdiger Naivität tauchte er nach Jahren bei Ilg in Zürich auf und versprach ihm, seine Schuld zurückzubezahlen. Es ist aber bei dem Versprechen geblieben.

Die Minenunternehmung erfüllte die gehegten Erwartungen nicht in ausreichendem Maße. Obschon man recht umsichtig und sparsam vorging, kamen die Spesen so hoch, daß ein größerer Gewinn ausblieb. Es wurde die Liquidation beschlossen und in ganz geordneter Weise durchgeführt.

Nebenbei wurde auch nach Steinkohle gefahndet und in der Tat ein abbauwürdiges Lager aufgefunden, für welches sich der englische Gesandte Harrington lebhaft interessierte. Es ist bemerkenswert, die Methode kennen zu lernen, die zur Anwendung gelangte. Ilg erzählte mir, daß er Stücke schwarzen Obsidians, der in Abessinien häufig ist, an die einzelnen Provinzgouverneure sandte und sie aufforderte, nachzuforschen, ob sie nicht etwas Aehnliches fänden. Es liefen Nachrichten ein, daß man solche Obsidiane an verschiedenen

Stellen gefunden; von einer Lokalität aber wurden wirkliche, brennbare Kohlen signalisiert.

Einen breiten Rahmen nehmen in der Folge die Eisenbahnangelegenheiten in der Tätigkeit des Ministers ein, zumal da sein Mitanteilhaber Chefneux wohl die Pflichten der Repräsentation gern auf sich nahm, aber die eigentliche Arbeit auf seinen Freund Ilg abwälzte. Die ganze Geschichte dieses großen Unternehmens mit allen Wechselfällen haben wir bereits in zwei größeren Kapiteln behandelt; wir können also hier Wiederholungen vermeiden. Wenn schließlich recht verdrießliche Situationen entstanden, die unserem Landsmanne sorgenvolle Tage und Jahre bereiteten, so herrschte wenigstens anfänglich eine optimistische Stimmung vor. Selbst der Kaiser hatte ursprünglich Freude an dem begonnenen Werk, was deutlich genug aus einem Schreiben hervorgeht, das wir in deutscher Uebersetzung geben:

Der siegreiche Löwe aus dem Stamme Juda, Menilek II., vom Herrn erwählt zum König der Könige von Aethiopien, an den Herrn Präsidenten der äthiopischen Eisenbahngesellschaft.

Gruß!

Ich habe durch S. E. Herrn Ilg Ihren Brief, sowie alle schönen Geschenke für mich und J. M. die Kaiserin erhalten und sage Ihnen meinen besten Dank. Ich bin auch sehr glücklich gewesen, aus Ihrem Briefe zu erfahren, daß alle Ihre Anstrengungen darauf gerichtet sind, den Bau der Eisenbahn zu beschleunigen, um sie ohne Verzug bis zu uns fertig zu erstellen, und ich erwarte mit Ungeduld, daß diese Eisenbahn nicht nur bis Adis Harar, sondern selbst bis Adis Abeba komme. Ich hoffe, daß Sie mich über die Arbeiten und Ihre Bestrebungen auf dem laufenden erhalten.

Geschrieben in Adis Alem, am 6. Juli im Jahre des Heils 1901.

Zu dieser Zeit muß Ilg stark mit Arbeit überhäuft gewesen sein. Seine Tagebücher wimmeln von Schriftstücken aller Art, in denen es sich um Bestellungen, Audienzgesuche, Konzessionsangelegenheiten aller Art handelt, die aber für uns kein weiteres Interesse bieten.

Einem Herrn Geologen, dem französischen Aventurier Lebertois, der um Ausbeutung von Stahlminen (!) einkam, welche er in der Nähe von Harar entdeckt haben wollte, muß er den Standpunkt klar machen.



Intime Abendgesellschaft im Elfin der kaiserlichen Familie

In der Mitte am Tisch der Kaiser und die Kaiserin, links von dieser ihre Tochter Zauditu

(Blitzlichtaufnahme von A. Ilg)

In einer Ruhepause unternahm er einen Ausflug nach Soddo Galla, um dort die berühmten „Daca Daba" in Augenschein zu nehmen. Es sind das recht alte Monumente aus Stein, die eine Höhe von 16 Metern und eine Breite von anderthalb Metern besitzen. Man erkennt darauf Reliefſiguren, die aber noch nicht enträtselt werden konnten.

Diplomatische Geschäfte führten Jlg vorübergehend nach Europa, wo er 1902 eintraf. In Paris traf er mit Ras Makonen zusammen und wurde auch von der französischen Regierung gut empfangen, obschon sich vorher eine Intrige Lagardes abgespielt hatte.

Die politische Ruhe in Abessinien zeitigte noch ein in kultureller Beziehung höchst beachtenswertes Projekt, das der englische Diplomat John Harrington schon 1901 angeregt hatte und das bald in Fluß zu kommen schien. Es handelte sich um nichts Geringeres, als die Wasserkräfte des Tsanasees nutzbar zu machen und den Blauen Nil für die Bewässerung des Sudans auszubeuten. Es wurden genauere Studien am Tsanasee gemacht. Die englische Regierung zeigte ein lebhaftes Interesse für die Angelegenheit, ebenso der Kaiser Menilek. Schon unterm 18. März 1902 konnte Minister Jlg an Harrington berichten: „Sa Majesté l'Empereur Menilek n'a aucune intention de donner une concession regardant le Nil Bleu et le Lac Tsana à d'autres qu'au Gouvernement de Sa Majesté britannique et au Gouvernement du Soudan." Das Riesenprojekt, die Gewässer des Blauen Nils und des Tsanasees auszubeuten, überrascht durch seine Kühnheit; es würde durch seine Ausführung zu einer der großartigsten und nutzbringendsten Leistungen der modernen Technik werden und im Sudan vielleicht eine völlige Umgestaltung herbeiführen.

Alfred Jlg hatte auch vom Kaiser zur Ausbeutung der Wasserkräfte des Blauen Nils vom Ausfluß aus dem Tsanasee bis zur abessinischen Grenze eine Konzession erhalten. Die englische Regierung ließ ihre Einsprache gegen ein solches Projekt erst fallen, als sie die bestimmte Zusicherung erhielt, daß kein anderer als Jlg

sie erhalte, und unter der Bedingung, daß die Wassermenge des Blauen Nils nicht vermindert, noch dessen Lauf verändert werde, was natürlich für die Bewässerung Aegyptens verhängnisvoll werden könnte. Aber im Jahre 1907 sandte Jlg seine Konzession dem Kaiser Menilek zurück. Er hatte in den Eisenbahnangelegenheiten mit den gouvernementalen Kreisen hinreichend schlechte Erfahrungen gemacht und wollte keine neuen Enttäuschungen erleben. Und eine andere Enttäuschung hatte er ja kurz vorher an den englischen Kreisen erfahren müssen. Es betraf das die Angelegenheit mit der abessinischen Staatsbank. Die Engländer bezeugten ein lebhaftes Interesse für die Errichtung eines solchen Instituts. Der Direktor der National Bank of Egypt in Kairo war nach Abessinien gekommen, um die Angelegenheit in Fluß zu bringen und in Adis Abeba eine Art Filiale zu schaffen. Kaiser Menilek war der Sache nicht abgeneigt, verlangte jedoch eine Vertretung Abessiniens im Verwaltungsrat der Staatsbank, die in Kairo vollberechtigten Sitz und Stimme hätte. Er ließ seine geheimen Gewölbe öffnen, wo reiche Goldvorräte aufgestapelt waren, und bewies damit den Engländern, daß er durchaus bankfähig sei. Jlg förderte dieses Bankprojekt sehr; die abessinische Staatsbank kam zustande, und Menilek sprach den bestimmten Wunsch aus, daß Alfred Jlg als Mitglied des Bankrates gewählt werde, da er der einzige abessinische Beamte sei, der vom Bankwesen etwas verstehen könnte. Die englischen Kreise waren damit einverstanden, und als es in Kairo zur Wahl des abessinischen Vertreters kam, wählte man — Ras Tessama und später Wolde Giorgis! Keiner von diesen hatte es nötig, neue Gehälter zu beziehen, da sie ohnehin reich genug waren. Jlg wurde also einfach übergangen. Daß er nach dezennienlanger Tätigkeit schließlich sich mit dem Gedanken vertraut machte, sich als Minister zurückzuziehen, wird man sehr natürlich finden. Seine damalige Lage war übrigens nicht derart, daß er amtsmüde war. Er gedachte ursprünglich auch in anderer Form dem Lande Abessinien zu dienen. Er war für später zum Vertreter Aethiopiens in Europa bestimmt. Das Zusammenarbeiten mit dem

Kaiser war stets angenehm geblieben; beide hatten sich im Laufe der Zeit so sehr aneinander gewöhnt, daß jede persönliche Reibung ausgeschlossen war.

Aber nach und nach mußte Ilg auffallen, daß mit Kaiser Menilek gewisse Veränderungen vorgingen, die eine herannahende Krisis voraussehen ließen. Die geistige Spannkraft des einst so arbeitsfreudigen Monarchen ließ nach; bei wichtigen Beratungen wurde er bald müde, brach die Unterhaltung plötzlich ab und legte eine auffällige Teilnahmslosigket an den Tag. Ein unheilbares Leiden machte den Kaiser altern; bereits hatten sich Ende 1905 Schlaganfälle eingestellt, von denen er sich bei seiner kräftigen Konstitution zwar wieder erholte; aber Rückfälle waren zu befürchten.

Der Rücktritt Ilgs als Minister des Kaisers Menilek II. konnte also nur eine Frage der nächsten Zeit sein. War er freiwillig oder gezwungen? Diese Frage hat seinerzeit unser Publikum sehr stark beschäftigt. Die öffentliche Presse — unsere schweizerische Presse nicht ausgenommen — hat sich damals nicht eben taktvoll benommen. Politiker, die in Abessinien das Gras wachsen hörten, tischten in den Tagesblättern die Neuigkeit auf, Alfred Ilg sei beim Kaiser in Ungnade gefallen, Knall und Fall entlassen worden, was unseren Landsmann begreiflicherweise sehr verletzt hat. Dieser Roman wurde natürlich von der kritiklosen Menge geglaubt, obschon sein Inhalt grundfalsch war. Aber Ilg hatte eben ein interessantes Leben hinter sich; der Abschluß seiner Tätigkeit durfte also nicht normal sein, sondern mußte sich etwas theatralisch gestalten; das klang ja für die Außenwelt romantischer.

Wir müssen hier die ganze Angelegenheit richtig stellen.

Die Rückkehr Ilgs im Jahre 1906 war durch plötzlich eingetretene Familienverhältnisse veranlaßt. Sein Schwiegervater, Präsident Gattiker, war schwer erkrankt, und der behandelnde Arzt, Professor Krönlein in Zürich, stellte den Zustand als durchaus hoffnungslos dar. Er und die Verwandten richteten an Ilg und dessen Gattin die dringende Bitte, nach Hause zu kommen, da der Vater die Seinigen vor seinem Tode noch sehen wollte. Kaiser

Menilek machte Schwierigkeiten und wollte keinen Urlaub gewähren; da aber der Abessinier seiner Familie gegenüber stets große Pietät besitzt, begriff der Kaiser schließlich den außergewöhnlichen Fall und erlaubte Ilg, für kurze Zeit Abessinien zu verlassen. Dieser ließ seine Habe zurück und versprach, Ende 1906 wieder nach Abessinien zu kommen, immerhin mit dem festen Entschluß, dann nicht mehr länger als zwei Jahre in Abessinien zu verbleiben.

Ende September starb der Vater Gattiker, und die Ordnung des Nachlasses verzögerte die Abreise. Der Kaiser telegraphierte im Februar 1907, Ilg solle sofort kommen, da eine französische Spezialgesandtschaft in den Eisenbahnangelegenheiten große Verwirrung angerichtet habe und er ohne Ilg nichts beschließen wolle. Ilg bat zu warten, da er seine gefährdeten Eisenbahninteressen in Paris ordnen wolle, was am wirksamsten durch persönliches Eingreifen geschehen könne. Aus Abessinien kamen schlechte Nachrichten. Der Kaiser war schwer erkrankt; neue Schlaganfälle hatten ihn geistig geschwächt, und da man den baldigen Tod Menileks voraussah, reichte Alfred Ilg am 5. Oktober 1907 seine Demission als Minister ein.

Das Entlassungsgesuch wurde nicht angenommen, und der Kaiser telegraphierte, Ilg möchte bald kommen; möglicherweise wollte er noch manche Dinge ordnen, zumal da der Minister später als Vertreter Abessiniens in Europa ausersehen war. Aber Ilg wußte, daß die Zurechnungsfähigkeit des Kaisers mehr und mehr verloren ging, er also nicht mehr amten konnte. Er blieb also bei seinem Entschluß.

Als später Lidje Jassu die Regierung übernommen hatte, stellte dieser die Anfrage, ob Ilg wieder als Minister bei ihm eintreten wolle, was natürlich ausgeschlossen war, da die Erziehung der Söhne eine Abwesenheit von Europa nicht mehr gestattete. Von einem jähen Sturz aus der Höhe der Ministerlaufbahn und von einer Ungnade kann also keine Rede sein.

Zwei Freunde, die beinahe drei Jahrzehnte hindurch in ehrlicher

und erfolgreicher Kulturarbeit miteinander verbunden waren, blieben nun für immer getrennt.

Es ist nicht uninteressant, die Lebensschicksale des Kaisers weiter zu verfolgen. Sie waren recht trübe. Man durfte erwarten, daß diesem großen Monarchen, der auch rein menschlich genommen eine prächtige Figur war, noch ein mildes Abendrot für die letzten Tage beschieden sei. Aber es ist empörend, wie unwürdig schließlich der verdienstvolle Mann behandelt wurde, und erst die jüngste Zeit hat über einige ganz dunkle Dinge mehr Licht verbreitet.

Mit Kummer mußte der kranke Menilek sehen, wie die tüchtigsten Glieder seiner näheren Verwandtschaft rasch nacheinander von der Bildfläche verschwanden. Sein Vetter Ras Makonen, ein Bild blühender Manneskraft, begann zu kränkeln und starb. Man munkelte im Volke, es sei dabei nicht mit rechten Dingen zugegangen. Auch andere Tüchtige starben dahin. Menilek war in seinem eigenen Palaste nicht mehr sicher. Im August 1908 entging er mit knapper Not einem Mordanschlag. Obschon nach außen strenges Stillschweigen beobachtet wurde, sickerte durch, daß man damals neun verräterische Pagen im Palast gehängt hatte. Die Großen des Reiches wurden schleunigst einberufen, um den schwerkranken Kaiser zu schützen. Er war zur Ruine geworden und hatte nicht das Glück, rechtzeitig zu sterben. Ab und zu führte man ihn zur Kirche, um ihn dem Volke zu zeigen. Der Westschweizer Dr. George Montandon in Lausanne war vielleicht der letzte Europäer, der ihn noch anfangs 1911 lebend sehen konnte — er war zerfallen, abgemagert und mit stierem Blick; doch hatte er immer noch einen Rest seiner fürstlichen Erscheinung bewahrt.

Es war bis vor kurzem rätselhaft, wann er gestorben ist; niemals fand eine Beerdigungsfeierlichkeit statt, auf die doch der ärmste Abessinier Anspruch hat. Nur wenige Personen sollen wissen, wo er begraben ist.

Menilek, dessen Sohn frühzeitig starb, hatte schon zu seinen Lebzeiten seinen Enkel Lidje Jassu, den er erziehen ließ, zu seinem

Nachfolger bestimmt, und die Großen des Reiches hatten auch den Treueid geleistet.

Lidje Jassu war ein Sohn Ras Michaels, der eine Tochter Menileks geheiratet hatte, aber als bekehrter Muselmann doch nicht für vollwertig angesehen werden konnte. Dieser Ras galt als hochintelligent; aber man gewinnt immer den Eindruck, daß Menilek ihn heimlich fürchtete; äußerlich wurde er stets mit Auszeichnung behandelt. Ursprünglich hätte wohl der Sohn Ras Dargiés, der Prinz Gugsa, mehr Anrecht gehabt; aber wegen seiner Verräterei, die er im Einverständnis mit den Italienern begangen hatte, konnte von ihm niemals die Rede sein. Ich habe vor Jahren anläßlich der Uebernahme der Regierung durch Lidje Jassu die Vermutung in der Presse ausgesprochen, daß Menilek in der Wahl seines Nachfolgers einen Mißgriff begangen habe und die Herrlichkeit des jungen Monarchen nicht allzulange dauern dürfte. Meine Voraussage ist denn auch eingetroffen.

Solange der Regent minderjährig war und sein Vormund Ras Tessama die eigentliche Regierungsgewalt ausübte, gingen die Dinge ganz gut. Als dieser am 10. April 1911 starb, beschloß man, die Regentschaft keinem neuen Vormund mehr zu übertragen; Jassu nahm die Zügel der Regierung als uneingeschränkter Kaiser selbst in die Hand. An Intelligenz und Energie scheint es ihm nicht gefehlt zu haben, wohl aber an der nötigen Klugheit. Er setzte sich über die Großen des Reiches hinweg; der Meinung der Minister trug er keine Rechnung, sondern umgab sich mit einer kleinen Gruppe von Günstlingen, die allzumächtig wurden. Das erregte Unzufriedenheit; eine frondierende Partei verlangte Unterordnung Jassus unter einen neuen Regenten, und schließlich brach Ende Mai eine Militärrevolte aus, die freilich vom Abuna unterdrückt werden konnte. Lidje Jassu war aber unklug genug, um alle Räte und Belehrungen in den Wind zu schlagen. Die brutale Dankalinatur, die er von seinem Vater Ras Michael ererbt hatte, kam immer mehr zum Durchbruch. Gegenüber dem invalidgewordenen Kaiser Menilek zeigte er eine Gemütsroheit, die jedermann empören mußte.

Im Jahre 1916 wurde Jassu als unwürdiger Kaiser endlich abgesetzt. Eine Befürchtung, die Ilg bereits ausgesprochen hatte, war eingetreten; Jassu machte immer stärker Propaganda für die mohammedanische Herrschaft und wurde darin wohl ermuntert von seinem Vater, der ursprünglich Mohammedaner war und nur aus Berechnung zum abessinischen Christentum übertrat.

Ueber die Vorgänge schreibt ein Schweizer Ende 1916 der „Neuen Zürcher Zeitung“:

Des verstorbenen Kaiser Menilek II. Bemühungen, Prinz Lidje Jassu, den einzigen Sohn seiner Tochter, zu seinem Nachfolger zu machen, hatten insofern Erfolg gehabt, als er die Minister veranlassen konnte, zu schwören, den Prinzen nach ihm zum Herrscher zu machen. Die Minister fügten sich dem Wunsche Menileks, und der einzige Grund, warum der Prinz bis jetzt noch nicht auf den Thron gesetzt worden war, lag in seinem ungeziemenden Charakter. Der Prinz kam unter den Einfluß feindlicher Minister, die ihn veranlassen konnten, die mohammedanische Religion anzunehmen. Er umgab sich mit Somali, Dankali und Gallas; sie wurden seine Freunde und Ratgeber. Er ging nur noch in die Moschee, und sein Interesse steigerte sich bald zum Fanatismus, so daß er mit seinen moslemischen Freunden übereinkam, eine regelrechte Verfolgung der Christen und Fremden zu veranstalten und alle zu töten. Während dieser Zeit war Tafarri, der Sohn des verstorbenen Ras Makonen, Gouverneur von Harar. Prinz Lidje Jassu versetzte ihn nach Adis Abeba und blieb selbst in Harar, um alle Moslems zu seinen Freunden zu machen. Er kam bald in Berührung mit Ydlibi, Abdulla Sadik und Yahya Effendè und wurde von diesen verführt. Aus geheimen Papieren, Photographien und Fahnen mit Sprüchen aus dem Koran, die am 12. Oktober (1916) in Harar gezeigt wurden, ersahen die Abessinier, daß der Prinz unfähig sei, ihr König zu sein, und nahmen ihm alle Rechte. Diese Papiere wurden zur Ursache der Revolution; denn es stand darin, daß sich alle Moslems wie ein Mann erheben sollten, um die Christen und die Fremden zu bekriegen. Die Abessinier vereinigten sich ihrerseits und machten

Waizero Zauditu, die Tochter Meniileks, zur Königin und Ras Tafarri zum Regenten. Die abessinischen Streitkräfte kamen von Adis Abeba gegen Harar, um Jassu gefangen zu nehmen. Dieser sandte abessinische Soldaten den Aufständischen entgegen. Als aber die beiden Heere aufeinanderstießen, ergaben sich die Soldaten der Revolutionspartei, weil sie nicht gegen ihre Glaubensgenossen kämpfen wollten.

Als der Prinz hievon erfuhr, floh er in der Nacht und ließ Harar ohne einen verantwortlichen Befehlshaber.

Die „Times" berichtet aus Adis Abeba über die Vorgänge: Anfangs herrschte scheinbar Ruhe. Dann aber nahm der Negus Michael als mächtigstes Oberhaupt des Landes für seinen Sohn Lidje Jassu Stellung und marschierte mit seinen Truppen auf Adis Abeba. In der Nähe von Ankober kam es zur ersten Schlacht. Die an die 5000 Mann zählenden Streitkräfte der Regierung wurden geschlagen und ihr Kommandant Sul Seget getötet. Im Lande herrschte hierauf lebhafte Unruhe, und die Regierung beeilte sich, alle Kräfte aufzubieten und mit einem verstärkten Heere gegen den Negus zu ziehen. Am 27. Oktober kam es zu einer großen Schlacht, die einige Zeit unentschieden hin und her wogte, bis es zuletzt durch einen geschickten Flankenangriff den Truppen der neuen Regierung gelang, den Sieg zu erringen. Beide Teile erlitten schwere Verluste. So verlautet, von den 60 000 Mann Regierungstruppen seien an die 10 000 getötet worden. Negus Michael wurde gefangen genommen.

Die neue Herrscherin Zauditu, die zweite Tochter Meniileks, ist eine ruhige und ungemein bescheidene Frau, der politischer Ehrgeiz durchaus ferngelegen hatte. Sie ist ihres großen Vaters, den sie stets verehrte, durchaus würdig. In ihren heiligsten Gefühlen aufs gröbste verletzt durch die unwürdige Behandlung, die Prinz Jassu noch dem toten Menilek angedeihen ließ, konnte sie ihren Schmerz nicht mehr länger verbergen, und am 30. September 1916 enthüllte sie bei Anlaß ihrer Thronbesteigung vor der Oeffentlichkeit Dinge, die geradezu ungeheuerlich sind und den Schleier lüften über



Staatsrat Ilg mit Familie
auf dem Rennplatz in Adis Abeba
(Nach einer Aufnahme von F. Rosen)

Vorgänge, die lange rätselhaft blieben. Sie beleuchten die ganze Gefühlsroheit und niedrige Gesinnung des verjagten Herrschers Jassu.

Die Thronrede Zauditus wurde in Gegenwart des Bischofs Mathäos, des Gouverneurs Wolde Giorgis, der zahlreichen Prinzen, der vielen Würdenträger der Kirche und der Armee gehalten. Sie ist von großem psychologischen Interesse und darf als ein Meisterstück abessinischer Beredsamkeit bezeichnet werden. Wer die Rede eigentlich verfaßt hat, ist durchaus nebensächlich; sie gibt die Gefühle einer vornehm denkenden Frau jedenfalls mit voller Treue wieder. Wir können nicht umhin, die wichtigsten Stellen der Ansprache, die später in der Buchdruckerei der Lazaristen in Adis Abeba gedruckt erschien, wörtlich wiederzugeben. Es heißt darin:

Volk von Aethiopien, Prinzen, Edle, Priester und Armee! Laßt mich zu euch reden.

Obschon ich nie gezweifelt habe, daß der Herr jedem schon in diesem Leben die Belohnung für seine Arbeit gewährt, ganz abgesehen von derjenigen, die er aufs großmütigste uns noch für das jenseitige Leben aufspart, so befand ich mich indessen in einer derartigen Verlassenheit und Not, daß ich mich zuweilen verloren glaubte. Aber weil der Herr, der mitten unter euch ist, geruht hat, mich in meinem Elend in der Person des guten Volkes von Aethiopien aufzusuchen, empfinde ich das Bedürfnis, euch einen Teil meiner Prüfungen und der mich am empfindlichsten berührenden Beleidigungen anzuvertrauen.

Welche Schmach für Jassu, diesen entarteten Sohn, wenn man bedenkt, daß er seinem Vater, der ihm Aethiopien gegeben, nicht einmal das Almosen des Grashalmes bewilligte, das man selbst dem Leichnam eines auf der Straße ermordeten Fremdlings nicht verweigert. Hat man je gehört, daß einem Christen, der in seinem Lande stirbt, es verweigert wird, seinen Namen zu nennen, oder verbot, eine Leichenfeierlichkeit abzuhalten. Jassu hat angeordnet, daß der Name des Vaters in keiner Kirche des Landes ausgesprochen werden durfte. Das ist die Schmach, die man dem Andenken eueres Souveräns, dem Kaiser Menilek, angetan hat; das ist die Schmach, die man mir auferlegt hat. Wo ist die Frau, wo ist die Tochter, die wie eine Magd den Leichnam ihres Vaters während zwei Jahren, drei Monaten und zwei Tagen in ihren Händen behalten mußte. Wo ist die Frau, die während ihrer Trauer niemanden empfangen durfte, um Trost zu erhalten, und die verurteilt wurde, ihre Trostlosigkeit ganz allein zu ertragen. Aber was den Gipfel meines Schmerzes ausmacht, ist das, daß ich aus dem Palast und aus der Stadt verjagt wurde, nachdem ich so lange die Reste meines Vaters in meinen Armen gehalten, sie mit meinen Tränen begossen habe und endlich die sterbliche Hülle der Erde anvertrauen konnte.

Aber Geduld, der Herr, der mitten unter euch ist, hat sein Werk vorbereitet.
Und jetzt hat der Herr euch versammelt zur Verteidigung eueres Glaubens, eueres Herdes, eueres Reiches, und nach dem Beispiel euerer Vorfahren werdet ihr den Namen eueres Herrschers feiern.

Das sind Enthüllungen, die alle Welt überraschen mußten, die uns einen Blick in die gewaltige Tragik eröffnen, die sich in den letzten Momenten des großen Kaisers abspielte.

Sie liefern aber auch den Beweis, wie groß die Macht des Islam in Abessinien geworden war. Wahrlich ein solches Schicksal hatte Menilek II. nicht verdient.

Die Tochter Menileks war zu bescheiden, um eine verantwortungsvolle politische Rolle auf längere Dauer zu übernehmen. Während wir diese Zeilen niederschreiben, kommt aus Abessinien die Kunde, daß Wolde Giorgis die Regierung übernommen hat. Dieser erfahrene und kluge Staatsmann ist wohl am besten geeignet, die Traditionen Menileks weiterzuführen. Seine Ehe ist freilich kinderlos geblieben, so daß später neue Schwierigkeiten in der Wahl eines obersten Herrschers auftauchen werden.

XV.

Wieder in der Heimat / Die letzten Lebensjahre / Tod

Alfred Ilg hatte seine abessinischen Unternehmungen nicht immer gehörig auszunutzen verstanden; dazu besaß er nicht die erforderliche Rücksichtslosigkeit, und seine unbedingte Noblesse in geschäftlichen Angelegenheiten wurde vielfach mißbraucht. Immerhin war er in materieller Hinsicht so situiert, daß er ohne Sorge nach der Heimat ziehen konnte, um dort die Früchte seines Fleißes zu genießen. Und wer über ein Vierteljahrhundert in Afrika gewirkt hat, bedarf der Ruhe.

Er besaß in Zürich an der Forchstraße zwei Häuser und richtete sich hier wohnlich ein. Die geschmackvolle Häuslichkeit war ebenso elegant wie originell. Zahlreiche Gegenstände von hohem Wert schmückten sein Heim und verliehen den Räumen abessinische Stimmung, wie die ausgesuchten Waffen, die byzantinischen Gemälde abessinischer Maler, seltene Jagdtrophäen usw. Gern versammelte er einen Kreis von Freunden bei sich.

An rastlose Tätigkeit gewöhnt, fand er sich anfänglich nicht leicht im Ruhezustand zurecht. Wohl versuchte man, ihn da und dort geschäftlich zu interessieren; aber die früheren Erfahrungen hatten ihn etwas vorsichtig gemacht. So widmete er sich vorzugsweise seiner Familie, insbesondere der Erziehung seiner heranwachsenden Kinder, an denen er die große Freude erleben durfte, daß sie alle körperlich und geistig gesund, dabei vorzüglich begabt waren.

Von Haus aus eine gesellige Natur, verbrachte er wenigstens in den ersten Jahren seines Ruhestandes die Abendstunden regelmäßig im Kreise gleichgesinnter Freunde, wo man große Stücke auf ihn hielt und seine anregende Unterhaltung besonders schätzte. Er

war in Freundeskreisen mitteilsam, so lange er die ihm zusagende Atmosphäre vorfand. Drängten sich etwa einmal unbescheidene Elemente an ihn heran oder machte sich anmaßendes Wesen bemerkbar, so verstummte sein Mund — er fühlte sich unbehaglich.

Von größeren zürcherischen Gesellschaften stand ihm wohl die Geographisch-Ethnographische Gesellschaft am nächsten, weil sie ihm vielfache Anregung bot. Er fehlte fast nie an den Wintersitzungen in der Schmiedstube; oft war er auch von einem Mitglied seiner Familie begleitet. Er war hier gleichzeitig auch der Gebende, indem er wiederholt sich als Vortragender beteiligte.

Ein gern gesehener Gast war er auch in der Kämbelzunft, der er als Mitglied angehörte. Es gewährte ihm jeweilen ein besonderes Vergnügen, die Sechseläutenfeier der Zünfte mitzumachen.

Im übrigen füllte er seine Zeit vorzugsweise mit Sprachstudien aus, die er jahrelang intensiv betrieb, oder er verfolgte die Reiseliteratur, die in seiner prächtigen Bibliothek sehr gut vertreten war.

Leider kamen zwischenhinein auch unangenehme Geschäfte, und die widerwärtigen Prozeßverhandlungen mit der französischen Regierung verdarben ihm manche Tage.

Am 30. März 1913 wurde er von einer heftigen Lungenentzündung befallen. Er hatte einem Konzert beigewohnt und empfand nachher einen heftigen Schüttelfrost als Vorboten der Erkrankung. Der Anfall war ungewöhnlich heftig, so daß man auf das Schlimmste gefaßt war. Die Kunst des Arztes und Ilgs ungewöhnlich kräftige Konstitution halfen schließlich über die Krisis hinweg. Aber ein schweres Herzleiden war zurückgeblieben, und er blieb von nun an ein gebrochener Mann.

Nachdem Ilg die Lungenentzündung überwunden hatte, ging er als Rekonvaleszent nach dem Süden, an die herrlichen Gestade des Luganersees. Die weichen Linien der insubrischen Landschaft, die Reize der subtropischen Vegetation konnten ihn nicht festhalten; die Unruhe trieb ihn aus dem Tessin nach Hause. Wir hegten die Hoffnung, daß Alfred Ilg sich nach und nach wieder erhole. Oft schien es, als ob seine alte Munterkeit zurückgekehrt sei; aber es waren

trügerische Intervalle. Sein Herzleiden blieb, und alle Kunst der Aerzte vermochte es nicht mehr zu heben.

Im Grunde war dies nicht unerklärlich. War Ilg auch eine Kraftnatur, so waren doch die vielen Aufregungen, denen er besonders gegen das Ende seiner afrikanischen Wirksamkeit ausgesetzt war, nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Die undankbare Haltung, die einzelne Staatsmänner in Frankreich ihm gegenüber einnahmen, und die schweren Schädigungen, die damit verbunden waren, nagten fortwährend an dem einst so kraftvollen Manne.

Es war am Silvester 1915, als ich zum letzten Male mit meinem wackeren Freunde sprach. Seine Stimmung war weich und melancholisch. Er vertraute mir an, daß sein Zustand schlimmer sei, als man vermute. Er sagte mir, daß er seiner nächsten Umgebung gegenüber sein Befinden besser zeigen müsse, als es in Wirklichkeit sei. Trübe Ahnungen schienen sich seiner bemächtigt zu haben, und ich nahm nicht ohne Sorge von ihm Abschied. Eine Woche später meldete man mir in der Frühe des Vormittags seinen Hinschied aus dem Leben.

Wie vorauszusehen war, machte sein jäher Tod überall großes Aufsehen und verursachte allgemeine Trauer.

Ueber die imposante Leichenfeier, die am 10. Januar 1916 stattfand, geben wir hier den eingehenden und recht getreuen Bericht, den die „Neue Zürcher Zeitung" veröffentlichte und der folgenden Wortlaut hat:

Oeffentliche Leichenbegängnisse sind in Zürich ziemlich selten geworden; so sehr dies zu begrüßen ist, so sehr wäre es zu bedauern, wenn sie ganz verschwänden. Ist ein Mann durch außergewöhnliche Verdienste der Allgemeinheit Liebling, sind sein Name und seine Gestalt volkstümlich geworden, dann haben Kreise, die über die Grenze der nächsten Angehörigen und Freunde hinaus reichen, ein Anrecht, bei der letzten Fahrt dessen, der sie für immer verläßt, ihrer Verehrung Ausdruck zu geben und von ihm Abschied nehmen zu können. Ein solcher Mann ist Alfred Ilg gewesen, und von den Gefühlen, die ihm dafür entgegengebracht wurden, hat seine Bestattung, die gestern, Montag, stattfand, Zeugnis abgelegt.

Am Leichenzug, der sich nachmittags zwei Uhr vom Heim des Dahingeschiedenen zur Neumünsterkirche bewegte, nahm eine sehr große Zahl Leidtragender teil: nebst den Verwandten und persönlichen Freunden Herrn Ilgs,

Mitglieder der Behörden, Hochschullehrer, Vertreter der Technik und Industrie, Mitglieder von Vereinen, die es sich zur Ehre anrechnen, alt Minister Ilg zu den ihrigen gezählt haben zu dürfen, so der Sängerverein „Harmonie" und Männerchor Zürich, der Studentengesangverein, der Liederkranz und der Turnverein Neumünster, die Zunft zum „Kämbel". Die umflorten Vereinsfahnen und der Wichs der Studenten verliehen dem Zug etwelches farbiges Leben, das besonderen Eindruck machte. Der Sarg war mit einer Fülle von Blumen und Kränzen bedeckt; auf drei besonderen Wagen wurden unzählige solcher Zeichen der Verehrung und Zuneigung vorangeführt. Unter den prächtigen Widmungsschleifen fiel besonders das die abessinischen Farben rot-gold-grün leuchtend zur Schau tragende Seidenband auf.

Pfarrer Bachofner hielt die Abdankung; er zeichnete Alfred Ilgs Lebensgang und würdigte die hohen Verdienste, die er sich in fünfundzwanzigjähriger Tätigkeit als Kulturbote bei Menilek erworben hat. Er ehrte besonders auch sein echt schweizerisches, republikanisches Wesen und betonte, daß Ilg für den Schweizernamen im Ausland gerade dadurch hohe Ehre einlegte, daß er hervorragende Tüchtigkeit mit Schlichtheit und Bescheidenheit verband.

Professor Conrad Keller sprach als der dem Hingeschiedenen nahe stehende Freund und hob in kurzen, eindrucksvollen Zügen die Bedeutung von Ilgs Schaffen und Wirken hervor: „Die große Tat Ilgs ist und bleibt die kulturelle Hebung des abessinischen Volkes. Die ganze Würdigung dieser kulturgeschichtlichen Tat bleibt der Zukunft vorbehalten."

Der große Sängerchor, der durch die bereits erwähnten Gesangvereine gebildet wurde, gab der kirchlichen Feier durch die unter Musikdirektor Faßbänders Leitung sehr stimmungsvoll vorgetragenen Lieder: „Es ist bestimmt in Gottes Rat" und „Schweizerpsalm" die schönste Weihe; unter den Klängen der Orgel begann sie und endigte sie.

Im neuen Krematorium fand sich eine Stunde später eine etwas kleinere Trauergemeinde zusammen, um dem Abgeschiedenen den letzten Abschiedsgruß nachzurufen. In einem Zug von zwanzig Wagen waren die besonders Eingeladenen dem Leichenwagen gefolgt. Auf dem Katafalk ruht, von Blumen umgeben, der Tote; zur Rechten und zur Linken verbreiten die beiden Leuchter, Opferschalen darstellend, ein gedämpftes Licht, vereint mit dem der fackelförmigen Lichter an den Wänden des halbrunden Raumes; in den Seitenhallen kämpft das Tageslicht mit der Dämmerung, die ihre Schatten hereinwirft; von oben herab klingt wehmütiger Orgelton, den klagenden Gesang einer Geige begleitend – das war der Rahmen zu der Stimmung, in der Alfred Ilgs Freunde von ihm Abschied nahmen. Es hätte eigentlich gar keiner Worte mehr bedurft. Und doch sprach Dr. Rosenberger allen aus dem Herzen, als er das Wort ergriff, um dem Heimgegangenen zu danken, zu danken im Namen der Freunde, seiner Zunft, des Schweizervolkes, dessen Namen er so große Ehre gemacht hat, zu danken für alles, was Alfred Ilg getan hat und was er gewesen ist. Nachdem noch Pfarrer Bartholdi ein Gebet gesprochen hatte, glitt der Sarg lautlos durch die Pforte, durch die es keine Rückkehr gibt.

Ich füge hier noch die Trauerrede hinzu, die ich auf Wunsch der Familie in der Kirche Neumünster hielt. Sie hat folgenden Wortlaut:

Hochgeehrte Trauerversammlung!

Schmerzlich bewegt stehen wir hier am Sarge eines edlen Menschenfreundes, der als einfaches Kind des Volkes durch rastlose Arbeit sich auf die höchsten Stufen menschlichen Wirkens emporschwang und als einer der bedeutendsten Söhne der Schweiz in der Heimat wie in der Fremde oft gefeiert wurde. Es ist unser Alfred Ilg, früherer Staatsminister von Abessinien, dem wir den letzten Gruß entbieten.

Seinem Bildungsgang gemäß war er für die technische Laufbahn bestimmt und hätte auf diesem Gebiet gewiß redlich seine Pflicht erfüllt. Aber das unberechenbare Schicksal hatte für ihn eine ganz andere Tätigkeit ausersehen. Verfolgen wir die Fäden seiner ungewöhnlichen Entwicklung, so reichen sie bis ins Jahr 1875 zurück. Ich erinnere mich so deutlich, als ob es erst gestern gewesen wäre, daß damals in der Schweiz eine ganz ungewöhnliche Aufregung herrschte. Von Aegypten her kam die Schreckensnachricht, daß unsere beiden Landsleute Werner Munzinger und Haggenmacher auf einer Reise nach Südabessinien von den Aussaleuten überfallen und ermordet wurden. Munzinger stand damals in ägyptischen Diensten und war Gouverneur des Ostsudan. Man suchte ihn jedoch zu verdrängen, und der junge König von Schoa, Menilek II., hatte Munzinger unter der Hand in Abessinien einen hohen Wirkungskreis angeboten, den dieser zu übernehmen gedachte, als er leider schon im Anfang der Reise auf tragische Weise unterging.

Der König von Schoa suchte Ersatz, und seine Wahl fiel auf Alfred Ilg, der als Kulturbote nach Abessinien ging und hier zum Segen des hartgeprüften Alpenlandes ein volles Vierteljahrhundert mit glänzendem Erfolge tätig war.

Was diese Leistung bedeutet, versteht nur derjenige zu beurteilen, der afrikanische Verhältnisse aus eigener Anschauung kennt.

Als Alfred Ilg nach dem äthiopischen Alpenlande kam, steckte das Reich noch tief in mittelalterlichen Zuständen. Alles war unfertig; Abessinien war überdies durch innere Wirren auf dem größten Tiefstand angelangt. Da hieß es zunächst Verkehrswege zu schaffen, Straßen und Brücken zu bauen, öffentliche Gebäude zu erstellen und die einheimische Industrie leistungsfähiger zu machen.

Anfänglich war der König meistens auf der Fahrt; durch Kriegszüge wurden unbotmäßige Stämme unterworfen, und Ilg mußte monatelang dieses rauhe Kriegs- und Lagerleben mitmachen, den Verwundeten und Kranken Hilfe bringen. Mit den reiferen Mannesjahren traten größere Aufgaben heran. Der Herrscher von Schoa war inzwischen Kaiser von ganz Abessinien geworden, und die europäischen Mächte begannen sich lebhaft für das aufstrebende Land zu interessieren. Es konnte nicht fehlen, daß schlimme Neider den stets wachsenden Einfluß unseres Landsmannes zu untergraben suchten und gegen ihn hetzten. Zum Glück war der äthiopische Kaiser ein tüchtiger Menschenkenner, der den unantastbaren Charakter seines treuen Ratgebers über alles schätzte.

Bekanntlich kam es gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu einem ernsten Waffengang zwischen Italien und Abessinien, der im März 1896 mit einer fürchterlichen Niederlage der Italiener endigte. In jenen Verwicklungen hat Ilg eine geschichtlich bedeutungsvolle Rolle gespielt, die in ihrem vollen Umfange erst später klargelegt werden kann. Jene Erfolge brachten eine völlige Aenderung in der äußeren Stellung unseres Freundes. Die Großen des Reiches und das ganze Volk Abessiniens wünschten eine sichtbare Anerkennung für den schweizerischen Kulturboten, dessen segensreiche Tätigkeit weithin sichtbar war.

Im Jahre 1897 wurde Ilg mit der höchsten Stellung betraut, die der Kaiser zu vergeben hatte — er wurde zum Staatsminister des äthiopischen Kaiserreiches ernannt.

Aber es war das keine Sinekure. Jahre angestrengter, fruchtbarer Arbeit folgten. Dem Reiche wurden neue Provinzen angegliedert und das Verkehrswesen ausgebaut. Post, Telegraph und Telephon hielten ihren Einzug, eine Eisenbahn von Djibuti nach Harar und Adis Abeba in Angriff genommen, wodurch Einfuhr und Ausfuhr des Reiches sich steigerten.

Aber es kamen endlich Tage, von denen man sagen mußte, sie gefallen mir nicht. Wohl hatte Ilg in seiner trefflichen Gattin eine treue Stütze und ein behagliches Heim gefunden; aber die Kinder, an denen er mit Liebe hing, wuchsen heran. Sie mußten, da es an geeigneten Bildungsanstalten fehlte, in der Schweiz erzogen werden. Der alternde Kaiser wurde schwer krank und ging einem Siechtum entgegen. Daher trat Ilg nach zehnjähriger Ministertätigkeit 1907 von seinem Amte zurück.

Er lebte seither zurückgezogen in Zürich, widmete sich seiner Familie und der wissenschaftlichen Arbeit. Es ließen sich noch viele verdienstvolle Leistungen des Heimgegangenen aufzählen. Aber seine große Tat ist und bleibt natürlich die kulturelle Hebung der afrikanischen Schweiz.

Seine glänzenden Erfolge setzten ganz eigenartige Eigenschaften voraus.

Analysiert man den Mann nach seinem Wesen, so begegnet man einer seltenen Vereinigung von Anlagen verschiedenartiger Natur, die sich glücklich ergänzen.

In erster Linie einer physischen Konstitution, die allen Strapazen gewachsen schien. Für Afrika braucht es solche Kraftnaturen.

Ungewöhnlich war seine Beobachtungsgabe. In wirklich genialer Weise vermochte er in das Wesen fremder Menschenrassen einzudringen. Sein unbefangenes, durch und durch ehrliches Wesen erweckte sofort bei Hoch und Niedrig unbedingtes Zutrauen. Ueberall pflegte er zu helfen; daß er nicht immer Dank geerntet hat, wußte er wohl, ließ sich aber nie verbittern.

Daneben war er von einer Lebensklugheit, die ihn zum gebornen Diplomaten machte. In den schwierigsten Lagen fand er sich immer wieder zurecht. Sein gesunder Menschenverstand pflegte stets das Richtige zu treffen.

In der Verfolgung seiner Ziele entwickelte er eine fabelhafte Energie, und mit seiner Zähigkeit mußten seine Gegner rechnen.



Grabdenkmal Alfred Ilgs
auf dem Friedhof von Enzenbühl bei Zürich
(In Marmor ausgeführt von Bildhauer L. Wethli)

Daß er ungewöhnlich schöpferisch wurde, verdankt er seiner starken Phantasie, die aber stets durch kritische Beobachtung gezügelt wurde. Er sah die kommenden Dinge lange voraus und verstand ihre Entwicklung zu beherrschen.

Bedeutende Naturen entzücken uns in der Regel durch eine starke Dosis von Naivität. Diese glückliche Beigabe fand man auch bei Alfred Jlg. Alles Gesuchte und Gemachte war seinem reellen Wesen zuwider; dafür konnte er an den unbedeutendsten Dingen seine helle Freude haben. Stundenlang beobachtete er das muntere Treiben einer Ameisengesellschaft; das tolle Gebaren einer Affenherde fesselte ihn; die reizenden Zwergantilopen mit ihren herrlichen Augen waren seine Lieblinge; die diebischen Streiche eines Schakals belustigten ihn.

So ist aus Alfred Jlg ein Mann geworden, auf den unser Vaterland stets mit Stolz hinweisen wird. Dankbar wollen wir in der Erinnerung behalten, daß er schweizerische Tatkraft zu höchstem Ansehen brachte.

Aber auch die braunen Söhne Aethiopiens werden den allzufrühen Hinschied unseres Landsmannes mit Schmerz vernehmen, und jeder Abessinier wird den einstigen Freund und Wohltäter aufrichtig betrauern.

Der treuen und aufopfernden Gattin sei unser Dank gesagt für ihre sorgsame und liebevolle Pflege, die sie dem Verstorbenen in gesunden und kranken Tagen bewies. Und den hinterlassenen Kindern, die zu großen Hoffnungen berechtigen, aber ihren sorgenden Vater für immer entbehren müssen, rufen wir zu, daß sie den Heimgegangenen stets als leuchtendes Vorbild auf ihrem Lebensweg betrachten mögen.

Wir näheren Freunde wissen, wie unendlich viel wir an dir, Alfred Jlg, verloren haben. Dein Andenken wird uns unauslöschlich sein. Wir rufen dir an dieser Stelle unseren letzten, herzlichen Scheidegruß zu!

* * *

In der Presse des Jnlandes und Auslandes fehlte es nicht an warmer Anerkennung für den Verstorbenen. Auch hochgestellte Persönlichkeiten drückten der hinterlassenen Familie ihr Beileid aus.

Der Minister des Aeußeren von Norwegen war einer der ersten, die telegraphisch der Witwe Jlg ihre lebhafte Teilnahme übermittelten. Schon am 12. Januar schreibt der frühere Gesandte in Abessinien, Sir John Harrington, aus den Schützengräben von Westfrankreich an die trauernde Frau:

Chère Madame Ilg,

J'apprends à l'instant même par les journaux le deuil terrible qui vous frappe et m'empresse de vous adresser mes très sincères condoléances et mes sentiments de sympathie pour vous, chère Madame, et vos enfants.

Je sais quelle perte cruelle vous afflige, j'étais un ami de votre mari, un de ceux qui avaient su l'apprécier et l'estimer au cours de nos

relations d'amitié aussi bien que dans nos luttes courtoises et nobles et je garde de sa personne un souvenir ému.

John Harrington, Col.,
Commandant, South Lancashire Regiment.

Unter den zahlreichen Nekrologen der schweizerischen Presse heben wir als ausführlich denjenigen der „Neuen Zürcher Zeitung" hervor, der auch in extenso in den Mitteilungen der geographisch-kommerziellen Gesellschaft von St. Gallen abgedruckt wurde. Das Organ der genferischen Geographischen Gesellschaft, die Zeitschrift „Globe", brachte einen 16 Seiten umfassenden Nekrolog aus der Feder von Dr. George Montandon, dem wir ein geschätztes Reisewerk über Abessinien verdanken.

Wir können hier unmöglich die vielen Aeußerungen der Tagespresse Europas anführen. In Deutschland wurde neben den anerkennenden Aeußerungen der Tagesblätter besonders bemerkt der wohlwollende Nachruf, den die weitverbreitete Monatschrift der deutschen Ingenieure brachte, worin Ilg als glänzendes Vorbild für den Techniker bezeichnet wird. Auch die französischen und italienischen Blätter nahmen ziemlich allgemein eine wohlwollende Haltung ein; selbst in Kairo und in der amerikanischen Presse gedachte man des Verstorbenen. Als Kuriosum möge hier noch Erwähnung finden, daß ein bekanntes italienisches Blatt seinen Nekrolog der Familie Ilg einschickte mit einem artigen Kuvert, in welchem eine sauber ausgeführte Karte die Rechnung enthielt mit den Worten:

Per necrologio al compianto
Signor Ing. Alfredo Ilg . . . Lire 100.

Natürlich wanderte dieses Billett in den Papierkorb, da man bei uns an solche undelikate Praktiken nicht gewöhnt ist.

Der Verstorbene hinterließ bei seinem Tode neben der trauernden Witwe noch vier Kinder, nämlich:

1) Alfred, ältester Sohn im Alter von 20 Jahren.
2) Menilek, zweitältester Sohn im Alter von 18 Jahren.
3) Fanny, einzige Tochter im Alter von 14 Jahren.
4) Felix, jüngster Sohn im Alter von 11 Jahren.

Bemerkenswert ist, daß sich das musikalische Talent, das Jlg auszeichnete, auf alle seine Kinder vererbt hat. Der älteste Sohn hat das Studium der Jurisprudenz gewählt und steht zurzeit noch mitten in seinem erfolgreichen Studium. Der zweite Sohn gedenkt sich dem Ingenieurfach zuzuwenden, für welches er eine ausgesprochene Neigung besitzt.

* * *

Die letzte Ruhestätte hat Alfred Jlg auf dem Friedhof Enzenbühl bei Zürich gefunden, woselbst seine Asche beigesetzt ist. Ein sinniges Grabdenkmal aus Marmor zeigt uns als Relief seine Büste in Lebensgröße. Darunter erblicken wir in feiner Ausführung eine abessinische Landschaft mit prächtiger Schirmakazie und Kandelaber-Euphorbie als charakteristische Elemente. Im Hintergrund erkennen wir ein Stück der äthiopischen Eisenbahn mit dem Viadukt von Holl-Holl als Hinweis auf das Lebenswerk Jlgs.

XVI.

Beziehungen zu den geographischen Kreisen / Literarische Leistungen / Auszeichnungen

Daß A. Ilg bei seiner geistigen Regsamkeit ein lebhaftes Interesse für geographische Fragen besessen hat, ist längst bekannt. Auf wenig erforschten afrikanischen Gebieten sammelte er sich einen reichen Schatz von Erfahrungen, was ihn naturgemäß in engere Berührung mit den geographischen Kreisen brachte. Freilich war bei ihm der literarische Ehrgeiz nicht sehr ausgesprochen. Aber bei aller Zurückhaltung war er gerne zu Mitteilungen bereit, wenn er darum ersucht wurde. Für geographische Forschungsreisen hatte er stets ein offenes Auge, und er war mit Bezug auf das, was in Afrika vorging, stets auf dem laufenden. Expeditionen europäischer Forscher berührten nicht selten abessinischen Boden, und dann förderte er diese nach Kräften.

Es ist schon früher hervorgehoben worden, daß er lebhaftesten Anteil an dem Schicksal des Kaffareisenden Antonio Cecchi nahm, und als er erfuhr, daß dieser sich in einer schwierigen Lage befinde, wirkte er beim König Menilek mit allem Nachdruck ein, damit dieser etwas für dessen Befreiung unternehme. Er ging dann gemeinsam mit Antonelli ihm entgegen und brachte die erbetene Hilfe, so daß Cecchi wieder zurückkehren konnte. Dieser hatte damals auf ein sehr interessantes hydrographisches Problem hingewiesen, indem er den Lauf des rätselhaften Omo verfolgte und die Hypothese aufstellte, daß dieser dem Abai an Größe gleichkommende Fluß in den Djuba münde.

Ilg interessierte sich sehr stark für dieses Problem und machte den Vorschlag, die Omofrage durch Flaschenposten zu lösen, wobei

die abessinischen Beamten mitzuwirken hätten. Vittorio Bottego hat dann aber den Nachweis geleistet, daß der Omo nicht nach dem Djuba abfließt, sondern sich zum Rudolfsee wendet und ganz im Norden in dieses große Wasserbecken einmündet. Bottego, ein außergewöhnlich kühner Forschungsreisender, nahm bekanntlich an der Westgrenze Abessiniens ein tragisches Ende, was die Wissenschaft tief beklagt hat. In der Hauptstadt Adis Abeba verursachte dieses Ereignis starke Ueberraschung und eigentliche Bestürzung. Die Katastrophe brachte für Ilg viel Arbeit und Sorge; handelte es sich doch für ihn darum, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln aus den Trümmern der Karawane wenigstens an Papieren und Aufzeichnungen zu retten, was überhaupt noch zu retten war.

Lebhaft beschäftigte ihn die schwierige Lage Emin Paschas in der Aequatorialprovinz, und er hatte sich einen eigenen Plan ausgedacht, um ihm von Abessinien her Hilfe zu bringen. Durch Vermittlung der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft setzte er sich in Verbindung mit dem deutschen Emin Pascha-Komitee, dem er unterm 1. Oktober 1888 von Zürich aus folgendes Schreiben übermittelte:

Tit. Deutsches Emin Pascha-Komitee

Berlin, Krausenstraße 75.

Ihr geehrtes Schreiben vom 20. September bestens verdankend, erlaube ich mir, Ihnen einige kurze Angaben zu machen, wie ich mir vorstellte, Ihnen und Emin Pascha vielleicht von irgendwelchem Nutzen sein zu können. Ohne irgendwelche bestimmte Nachrichten über das Schicksal von Dr. Schnitzler dachte ich mir, werde sich wohl schwerlich eine zweite Hülfsexpedition bilden können, nachdem die erste von Stanley so resultatlos geblieben. Es scheint mir in allererster Linie absolut notwendig, in kürzester Frist von Emin Pascha selbst direkte Nachrichten zu erhalten, um auf denselben basierend ihm auch wirksame und gewünschte Hülfe bringen zu können. Da nun die unterworfenen Gallaprovinzen des Königs Menilek bis zu 35 Grad östlich von Greenwich und 70 Grad nördlicher Breite reichen und bis dorthin mir befreundete abessinische Generäle stabile Wohnsitze etabliert, möchte es mir vielleicht möglich sein, durch meine Verbindungen daselbst Leute zu finden, die meine Verbindungen durch die unabhängigen Galla-Nomaden bis nach Gondonkoro vermitteln würden. Wie Sie wohl wissen, kann ich hiebei durchaus nicht auf die Hilfe der Abessinier selbst rechnen, da dieselben als langjährige Feinde von Aegypten sich nie dazu verstehen würden, einem ägyptischen Pascha aus der Patsche zu helfen, und müßte ich deshalb, um

reüssieren zu können, auf absolute Diskretion rechnen können. Sollte Ihr wertes Komitee wünschen, daß ich mich auf diese Weise Ihrer Aufgabe, Emin Pascha Hülfe zu bringen, so viel mir möglich annehme, so bitte Sie um baldige Mitteilung.

Ich gedenke Sonntags den 7. Oktober über Genua nach Aden und Zeila zu verreisen.

Ihrer werten Rückantwort gewärtig, verbleibe hochachtungsvoll

Ihr ergebener Alfred Ilg.

Die Expeditionen von Neumann, Mylius und Dr. Rosen beschäftigten Ilg sehr lebhaft; auch bei den Reisen des Schweizers Dr. Luchsinger, der von Adis Abeba nach dem Stefanisee und zu den Borangalla ging, war er behilflich, und er wirkte für sie einen Reisepaß aus.

In den geographischen Kreisen der Schweiz war Ilg eine sehr bekannte und angesehene Persönlichkeit. Die Geographischen Gesellschaften in Genf, St. Gallen und Zürich hatten ihn seiner großen Verdienste wegen ausgezeichnet.

So oft er nach Zürich kam, wo er seiner Familienbeziehungen wegen meist längere Zeit verweilte, fehlte er nie in den Sitzungen und beteiligte sich auch aktiv.

So hielt er in der Ethnographischen Gesellschaft von Zürich, die sich später zu einer Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft erweiterte, einen Vortrag über eine Reise nach dem Zuaisee. Seine Darbietungen klangen fast wie ein Roman aus längst entschwundener Zeit, handelte es sich bei dieser Reise doch darum, verloren gegangene Fäden aus der Zeit der Invasion von Mohammed Granjes wieder aufzunehmen, die heiligen Bücher, die man damals nach einer Insel des Zuaisees geflüchtet hatte, wieder abzuholen und nach der Hauptstadt zu verbringen. Kaiser Menilek hatte eine besondere Expedition ausgerüstet, um diese literarischen Schätze zu heben.

Geradezu ein Ereignis für Zürich war es, als in der genannten Gesellschaft Alfred Ilg 1896 über den Konflikt zwischen Italien und Abessinien sprach. Ganz Europa hatte damals mit Spannung die Ereignisse verfolgt.

Ich präsidierte damals die Sitzung und hatte die größte Mühe, die Besucher unterzubringen. Dabei erlebte ich eine Szene, die mir unvergeßlich bleibt. Ein junger Italiener, dessen Bruder bei Adua in abessinische Gefangenschaft geraten war, drängte sich mit Tränen in den Augen in den Saal und bat mich, bei Ilg ein gutes Wort für seinen Bruder einzulegen, und eine weinende Italienerfrau, die sich zur Türe drängte, flehte Ilg an, ihrem gefangenen Anverwandten Hilfe zu bringen. Der Vortrag, von so kompetenter Seite gehalten, eröffnete einen vollen Einblick in jene geschichtlichen Vorgänge, die ganz Europa in Aufregung brachten, und erntete stürmischen Beifall.

Auch ein späterer Vortrag über das Gerichtswesen in Abessinien wurde dankbar entgegengenommen. Als der Verband der schweizerischen Geographischen Gesellschaften im Jahre 1895 in St. Gallen tagte, sprach Ilg über seine Reise nach dem Lande Wolega und erregte durch die Plastik seiner Schilderungen, sowie durch die Fülle von Beobachtungen die allgemeine Aufmerksamkeit der Fachleute, die rasch die ungewöhnliche Art Ilgs erkannten.

Für die Verkehrsgeographie von Nordostafrika hat er Großes geleistet, und hier ergänzten sich Techniker und Geograph in höchst glücklicher Weise. Wie er in die Eisenbahnfragen eingriff, ist ja bereits in einem früheren Kapitel eingehend dargelegt worden. Die völlige Umgestaltung aller Verkehrsmittel, die sich in Abessinien während der letzten dreißig Jahre vollzogen hat, ist zum größten Teil seiner Initiative zu verdanken.

Blieb ihm auch wenig Zeit für literarische Produktion, so verdanken wir ihm nichtsdestoweniger mehrere Arbeiten von bleibendem Wert.

Halten wir die chronologische Reihenfolge seiner Publikationen inne, so ist zuerst zu erwähnen die von ihm 1896 in der „Schweizerischen Monatschrift für Offiziere aller Waffen" veröffentlichte gehaltvolle Studie über die äthiopische Heeresorganisation, die geradezu als vorbildlich bezeichnet werden darf und auf die immer wieder zurückgegriffen werden muß. Sie versetzt uns in das eigent-

liche Lebenselement der Abessinier, die ein geborenes Kriegsvolk sind und ihr Heer in moderner Weise umgestaltet haben. Der Arbeit ist eine übersichtliche Tafel beigegeben, welche die Lagerordnung der abessinischen Truppen darstellt.

Drei größere Arbeiten sind in den Jahresberichten der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft in Zürich niedergelegt. Die erste erschien im Jahre 1900 und behandelt die „Verkehrsentwicklung in Aethiopien". In großen Linien zeigt der Verfasser, wie jenes Alpenland Afrikas sich als Reich gewaltig erweiterte und damit vor der Notwendigkeit stand, seine Verkehrswege besser auszugestalten. Namentlich die im Jahre 1896 neugeschaffene Lage führte alte Träume der Wirklichkeit entgegen. Um Handel und Verkehr zu erleichtern, schuf Menilek II. eine neue Münze, die zwar anfänglich auf Widerstand stieß, sich aber doch einzubürgern verstand. Er berührt auch die Eisenbahnfrage, wies auf die ungewöhnlichen Schwierigkeiten hin, ist aber damals noch von einer verhältnismäßig optimistischen Stimmung beherrscht.

Zehn Jahre später (1910) schilderte Ilg in den zürcherischen Jahresberichten unter dem Titel „Zur Geschichte der äthiopischen Eisenbahnen" die Weiterentwicklung der Eisenbahnen, aber mit wesentlich vermindertem Optimismus. Sein großes Werk wurde zwar weiter ausgebaut; aber Ilg erlebte wenig Dank. Er läßt überall durchblicken, wie andere sich an den Tisch setzten und einheimsten, wo er gedeckt hatte. Er tut dies aber mit einer Zurückhaltung und Bescheidenheit, die ihm alle Ehre macht, die aber wenig angebracht war. Man hätte es für gerechtfertigt gehalten, wenn er seiner flammenden Entrüstung ungeschminkten Ausdruck verliehen hätte; aber er zog es vor, seinen Unmut zu unterdrücken.

Im Jahre 1912 publizierte er eine Arbeit über „Das Gerichtswesen in Abessinien". Es ist eine für den Fremden überraschende Erscheinung, daß in Abessinien durchaus klare Rechtszustände sowohl im bürgerlichen wie im kirchlichen Leben bestehen und auch dem Aermsten es leicht gemacht wird, sein bedrohtes Recht schützen und wahren zu lassen. Aus eigener Anschauung entwirft



Wohnhaus von Alfred Ilg
an der Billrothstraße in Neumünster-Zürich

er ein Bild, wie es bei den abessinischen Gerichtsverhandlungen zugeht:

„In sorgfältig studierter Rede entwickelt der Ankläger seine Anklage; Humor, Satire, treffende Sprichwörter und Redensarten, beißende Anspielungen, heftiger Zorn, kalte Verachtung, lebhaftestes Mienenspiel, bald dröhnend herausforderndes Gebrüll, bald leises, verschämtes Lispeln, die ganze Skala menschlicher Leidenschaften und rhetorischer Mittel muß herhalten, die Anklage zu bekräftigen und den Angeklagten in Grund und Boden zu bohren.“

Die Grundlage, auf welcher in Abessinien das ganze Gerichtswesen und der dortige Rechtszustand beruhen, bildet ein sehr altes geschriebenes Gesetz, das „Fetha Negest“ oder „Gesetzgebung der Könige“. Eine eingehende Skizzierung desselben und eine Besprechung der einzelnen Paragraphen dieses merkwürdigen Gesetzbuches wird gegeben, und daran werden Betrachtungen über heute noch bestehende alte Sitten und Gebräuche geknüpft.

Selbstverständlich handelt es sich, wie Ilg ausdrücklich hervorhebt, hier nicht um eine Originaluntersuchung über die Entstehung des Fetha Negest, die einen großen Aufwand von philologischen und historischen Hülfsmitteln erfordert, sondern um eine Wiedergabe der gründlichen Arbeiten des Italieners Ignazio Guidi, welche 1899 veröffentlicht wurden.

Eine beachtenswerte Publikation bildet endlich der „Katalog der ethnographischen Sammlungen aus Abessinien“, den Ilg im Jahre 1891 veröffentlicht hat. Er gewährt einen recht vollständigen Einblick in den Kulturbesitz Aethiopiens und ist mit einzelnen Illustrationen versehen.

Bei dem vielseitigen Interesse, das A. Ilg auszeichnete, verwendete er viel Zeit und Sorgfalt auf ethnographische Dinge; er sammelte jahrelang und erwarb sich eine höchst wertvolle Sammlung, die seinerzeit im Börsensaal in Zürich öffentlich ausgestellt wurde. Zurzeit befindet sie sich noch im Besitz der Familie; sie dürfte aber später in die öffentlichen Sammlungen Zürichs übergehen.

Wir gewinnen beim Durchmustern derselben ein getreues Bild abessinischer Kultur. Es figurieren darin zahlreiche wertvolle Schmuckgegenstände, Kopfschmuck hoher Würdenträger, Filigranarbeiten, Silberkreuze, Halsbänder, Brustketten aus getriebenem Silber usw. Die Kostüme sind reich vertreten, darunter auch solche, die als Auszeichnungen getragen werden und daher schwer erhältlich sind, wie z. B. ein Kriegermantel aus Löwenmähne mit reicher Silbergarnitur, eine Auszeichnung, die an tapfere Krieger höheren Grades verliehen wird. Unter den Waffen sind schön verzierte Schilde von besonderem Interesse. Ganze Pferde- und Maultierausrüstungen sind in ausgesuchten Exemplaren vorhanden und zeugen von gutem Geschmack.

Zahlreiche Gerätschaften, Spiele usw. führen uns in den bürgerlichen Lebensbetrieb ein; wertvolle Kirchengeräte orientieren über die Aeußerlichkeiten des kirchlichen Lebens, das ja in Abessinien eine große Rolle spielt. Der Gewerbefleiß ist durch Eisenarbeiten, Lederarbeiten, Töpfereierzeugnisse und Gewebe vertreten, die beweisen, daß der Abessinier nicht ohne manuelles Geschick ist.

Die Handelsartikel, wenn sie auch an Zahl beschränkt sind, weisen gute Sammlungsobjekte auf, die jeder größeren Sammlung gut anstehen, so prachtvolle Elefantenzähne, wertvolles Zibet in Originalverpackung, Tabak, Bienenwachs, das eine bedeutende Ausfuhr erzielt, Kaffee von feinem Aroma und Gold in Ringen oder zylindrischen Klötzchen.

Eine Sammlung wertvoller Hölzer weckt die Ueberzeugung, daß auch die Waldwirtschaft Abessiniens eine Zukunft haben muß. Besonders interessiert uns das Tetholz von Juniperus procera, das in Abessinien allgemein zum Häuserbau verwendet wird, weil es nicht fault und von den Angriffen der Insekten verschont wird.

Auch den Erzeugnissen der eigenartigen abessinischen Malerei hat Ilg besondere Beachtung geschenkt und sowohl ältere wie moderne Bilder erworben. Es ist bekannt, daß schon vor anderthalbtausend Jahren die byzantinische Malerei ihren Weg nach Aethiopien fand, und dem bekannten Gesetz zufolge, daß Bergvölker

ungemein konservativ sind und mit großer Zähigkeit an dem Ueberlieferten festhalten, vermochte sich eine byzantinische Kunstkolonie bis heute in Abessinien zu erhalten. Es gibt jetzt noch recht gute Maler, wenn auch die Blütezeit der äthiopischen Bilderei bereits überschritten ist. Die Kirchen bedürfen eben immer noch des Bilderschmuckes, und da sie europäische Heiligenbilder durchaus ablehnen, ziehen sie immer noch die einheimischen Künstler zu Ehren.

Es ist nicht gerade leicht, abessinische Gemälde zu erwerben; doch hat Ilg einige gute ältere Bilder mitgebracht, so ein Bild, das die Legende vom heiligen Sebastian darstellt, dann ein Bild des heiligen Georg und der Jungfrau Maria. Später ist dieser Erwerb durch eigentliche Prachtstücke ergänzt worden, die allerdings profane Dinge darstellen. Darunter befindet sich ein großes Bild der Schlacht von Adua, das einen originellen Einblick in die Eigenart der abessinischen Malerei gewährt, deren hervorstechender Zug der Mangel jeder Perspektive ist. Daneben besaß er auch Kopien, so die prachtvollen Reproduktionen, die Wallis Budge vom britischen Museum aus der berühmten Sammlung von Lady Meux veröffentlicht hat, die aber schwer erhältlich sind, weil sie nur für Privatzirkulation abgezogen wurden.

Die vielseitigen Leistungen und hohen Verdienste Alfred Ilgs fanden schon zu seinen Lebzeiten warme Anerkennung. Es wurden ihm von verschiedenen europäischen Staaten Auszeichnungen zuteil. Die Form bestand in der Verleihung von Orden, was wir in der Schweiz nicht kennen. Er hat diese Auszeichnungen wohl angenommen, aber niemals Aufhebens davon gemacht. Er verwahrte sie sorgfältig unter Verschluß, und niemand sah ihn diese Dekorationen tragen. Eine Ausnahme machte er, wenn er nach Frankreich reiste. Dann sah man ihn in diesem Lande mit dem Abzeichen der Légion d'honneur. Er trug dieses Bändchen aus rein praktischen Gründen, weil es ihm auf der Douane und im Gepäckbureau der Eisenbahnen und Dampfschiffgesellschaften seine geschäftlichen Angelegenheiten wesentlich erleichterte.

Es seien hier die wichtigsten Auszeichnungen hervorgehoben:

1) Am 1. Dezember 1889 wurde ihm von Abessinien der Stern von Aethiopien verliehen.
2) Am 21. Oktober 1895 ernannte ihn Frankreich zum Ritter der Ehrenlegion (Légion d'honneur).
3) Am 1. Dezember 1895 verlieh ihm Aegypten den Osmanjeorden.
4) Am 27. März 1897 wurde er zum Großoffizier des Sterns von Aethiopien und zum Gouverneur von Mullu ernannt; auch wurde ihm das Attribut „Exzellenz" verliehen.
5) Am 17. Juli 1897 beförderte ihn Frankreich zum Officier de la Légion d'honneur.
6) Am 1. August 1897 bedachte ihn der König von Godjam mit dem Salomonsorden.
7) Am 3. September 1897 zeichnete ihn Rußland durch die Verleihung des St. Annaordens II. Klasse aus.
8) Am 8. Dezember 1904 verlieh ihm Preußen den Kronenorden I. Klasse.
9) Im Dezember 1905 zeichnete ihn Oesterreich durch das Großkreuz des Franz-Joseph-Ordens aus.
10) Am 17. Mai 1901 ernannte Italien Ilg zum Commendatore della Corona d' Italia.
11) Am 16. Januar 1905 verabfolgte ihm die Türkei den Medjidjeorden I. und II. Klasse.
12) Frau Minister Ilg wurde 1897 zum Officier de l'académie in Frankreich ernannt.

Nur die intimsten Kreise erfuhren, daß Ilg auch in Marokko das größte Vertrauen genoß. Als dieses Land gegenüber Frankreich in eine schwierige Lage kam, suchte man Ilg zum hochbesoldeten Minister von Marokko zu gewinnen. Ilg selbst hat dieses Angebot vor dem Kaiser Menilek stets geheim gehalten. Als später der Vorschlag kam — Ilg war bereits seit Jahren aus dem abessinischen Dienst zurückgetreten — zum Schutz der Armenier in Kleinasien einen christlichen Gouverneur zu wählen, was dann freilich unterblieb, da hat man in maßgebenden diplomatischen Kreisen



Büste Alfred Jlgs
mit seinen Ordensauszeichnungen

Ilg als den geeigneten Mann bezeichnet und ihn vertraulich angefragt.

Die Schweiz hatte keine Orden zu vergeben; immerhin fehlte es auch hier nicht an äußeren Ehrungen. Die Geographisch-Ethnographische Gesellschaft in Zürich ernannte Alfred Ilg zum Ehrenmitglied, ebenso die Ostschweizerische geographisch-kommerzielle Gesellschaft in St. Gallen und die Société de géographie in Genf.

XVII.

Rückblick

Ueberschauen wir zum Schluß das ganze Lebenswerk Alfred Ilgs, das wir in den vorstehenden Kapiteln in den einzelnen Phasen dargestellt haben, so drängt sich sofort die Wahrnehmung auf, daß eine glückliche Verkettung von Umständen, aber auch ein Aufwand von seltener Energie es ebenso originell wie fruchtbar gestaltet haben.

Unser Mitbürger trat im richtigen Moment in eine Atmosphäre ein, in der sich große geschichtliche Vorgänge vorbereiteten. Die moderne Kulturentwicklung des früher wenig beachteten und nicht gerade hocheingeschätzten Aethiopien ist ja eine Erscheinung, die so ziemlich alle Welt verblüfft hat. Daß sie überhaupt möglich war, ist nur so zu erklären, daß wirksame Fermente tätig waren. Zwei in mancher Beziehung gleichgeartete und sich ergänzende Naturen, der Kaiser Menilek und Alfred Ilg, sein treuester Ratgeber, waren die treibenden Elemente, welche den Gang der Dinge beherrschten. Dieses Zusammengehen, diese glückliche Symbiose fand rasch die Zustimmung der Großen des Reiches.

Menilek II. brachte entschieden bedeutende Herrschereigenschaften mit. Er war Vollblut-Abessinier, der sein Volk schätzte und liebte, daher wirklich volkstümlich wurde. Er hatte das Glück, in früher Jugend mit dem Ernst des Lebens bekannt zu werden. Sein Vater war ins Unglück geraten und er damit. Das hat ihn frühzeitig vertieft. Als angehender Jüngling empfing er große Eindrücke; er konnte mitansehen, wie der von ihm verehrte Kaiser Theodoros, der ursprünglich gut veranlagt war, das verkommene Reich wieder aufzurichten versuchte, aber schließlich auf tragische Weise unterging. Menilek war schon als junger Herrscher ein fröhlicher Haudegen, der seine kriegstüchtigen Abessinier überall zum Siege führte. Er

besaß organisatorisches Talent; in der inneren Politik stand er ganz auf der Höhe und vermochte überall Ruhe und Ordnung herzustellen. Bei seiner feinen Witterung erkannte er mit Besorgnis, daß Gefahren von außen her im Anzug waren. England hatte in den ersten Jahren seiner Regierung das Reich bedroht, und der Fall von Magdala erschütterte ihn. Aehnliches konnte sich wiederholen, und er sah rasch ein, daß sein Land nur durch Annäherung an die europäische Kultur der Gefahr wirksam begegnen könne. Vor allen Dingen brauchte er moderne europäische Waffen, Gewehre und Kanonen. Er bedurfte also eines europäischen Mitarbeiters. Dann kamen Verhältnisse, die in der auswärtigen Politik große Vorsicht erheischten. Da er nie außer Landes kam, war er auf diesem Gebiet Neuling und bedurfte wiederum europäischer Mithilfe. Alfred Ilg war für ihn der Mann, wie er ihn besser nicht finden konnte; denn er verfügte über eine Reihe von Eigenschaften, die sich nur selten beisammen finden. Mir sind im Leben wenig Figuren begegnet, die so glücklich vielseitig veranlagt waren wie Ilg.

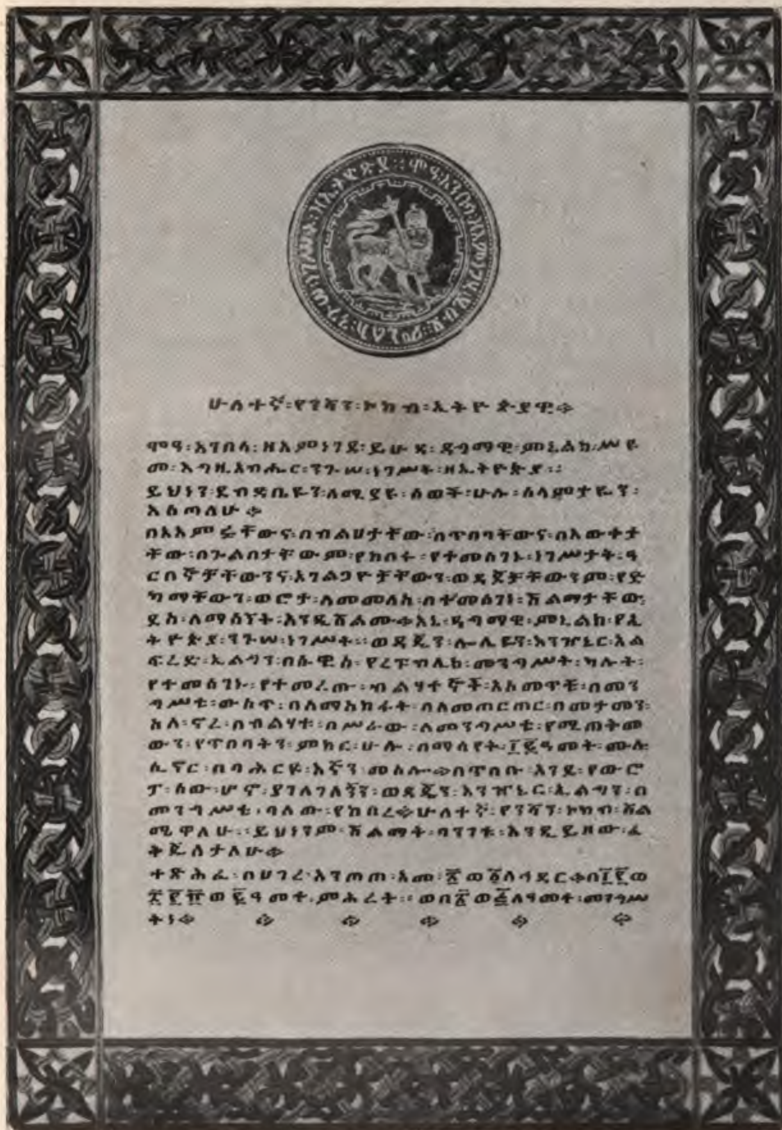
Wie unruhig gestaltete sich das Dasein Ilgs fast drei Jahrzehnte hindurch! Monatelang wartete seiner ein hartes Lagerleben, wenn er das abessinische Heer auf den verschiedenen Kriegszügen begleiten mußte. Bald sah man ihn im Norden, bald im Süden, bald im Westen des weiten Reiches. Dann ging's wieder Europa zu, und unter steten Gefahren und Sorgen mußten immer wieder die bösen Dankali- und Somaligebiete durchreist werden.

Es brauchte eine eiserne Konstitution, um die vielen Strapazen auszuhalten. Zum Glück wirkte dann das herrliche Klima auf dem schoanischen Hochplateau wieder stärkend. Immerhin pflegt man zu sagen, daß die Jahre in Afrika doppelt zählen; allein bei Ilg ließen die physischen Leistungen, so außerordentlich sie waren, scheinbar keine Spuren zurück. Als er 1906 vom afrikanischen Boden zurückkam, bot er zunächst das Bild ungebrochener Kraft. Eine ungewöhnliche geistige Begabung half ihm über manche Klippen des afrikanischen Lebens hinweg. Sein offener Blick machte ihn empfänglich für alle die intimen Reize, welche die imposante Gebirgs-

landschaft und der Zauber einer vollendeten Tropennatur gewähren. Es ist sicher, daß er in Abessinien auch nicht einen Augenblick Langeweile verspürte. Welche Freude bereitete ihm die vielgestaltige Tierwelt, die üppige Pflanzenwelt! Und die fremden Menschen seiner Umgebung, wie verständnisvoll vermochte er es, sich in ihre Eigenart einzuleben. Selbst ein trefflich gearteter, feinfühliger Mensch, achtete er auch in der dunkelhäutigen Rasse das reine Menschentum, und gerade der auf einer primitiven Kulturstufe stehende Eingeborne weiß das rasch genug zu schätzen. In diesem psychologischen Moment liegt ja gerade der Schlüssel zu den großen Erfolgen, die Alfred Jlg erreicht hat. Freilich erforderte die Lebensarbeit, die er durchführte, ein ungewöhnliches Maß von Energie. Und mit dieser hatten seine Gegner stets zu rechnen. Selbst der gewandte und schlaue Antonelli vermochte mit seinem Machiavellismus nicht dagegen aufzukommen. In Momenten, wo Jlg einem energischen Entschluß Nachdruck zu verschaffen vorhatte, pflegte er sich kerzengerade zu erheben und mit den Fingern zu schnalzen — dann wußte man genau, woran man war.

Seinen glänzenden Aufstieg verdankte Jlg aber neben seiner großen Lebensklugheit auch seiner umfassenden allgemeinen Bildung. Der Techniker verstand nicht nur mit Maschinen umzugehen, sondern beherrschte auch die wichtigsten europäischen Sprachen und war auch des Amharischen vollkommen mächtig. Unsere jungen Leute, vorab auch die jungen Techniker, die in die Welt hinausziehen und in fernen Regionen eine wichtige Kulturmission zu erfüllen haben, mögen sich an Jlg ein Vorbild nehmen; sie gelangen nur durch Pflege der allgemeinen Bildung zu wirklichem Einfluß.

Es ist klar, daß die ministerielle Tätigkeit mit manchen heikeln Situationen zu rechnen hatte und außerordentlich viel Takt erforderte. Die Großen des Reiches, die am Hofe verkehrten, wußten allerdings genau, wen sie in Jlg besaßen. Sie hatten klar erkannt, wie nötig sie den lebensklugen Schweizer hatten; von ihnen also hatte Jlg nur Unterstützung zu erwarten. Dagegen waren es Europäer, die durch ihre Intrigen oft schwierige Lagen schufen; mit


ሁለተኛ፡የኒሻን፡ኮከብ፡ኢትዮጵያዊ፨

ሞዓ፡አንበሳ፡ዘእምነገደ፡ይሁዳ፡ዳግማዊ፡ምኒልክ፡ሥዩ
መ፡እግዚአብሔር፡ንጉሠ፡ነገሥት፡ዘኢትዮጵያ፡፡
ይህንን፡ደብዳቤ፡ለሚያዩ፡ሰዎች፡ሁሉ፡ሰላምታዬን፡
እሰጣለሁ፨
በአእምሯቸውና፡በብልሀታቸው፡በጥበባቸውና፡በእውቀታ
ቸው፡በጉልበታቸውም፡የከበሩ፡የተመሰገኑ፡ነገሥታት፡ዓ
ርበኞቻቸውንና፡አገልጋዮቻቸውን፡ወዳጆቻቸውንም፡የድ
ካማቸውን፡ወሮታ፡ለመመለስ፡በተመሰገነ፡ሽልማታቸው፡
ደስ፡ለማሰኘት፡እንዲሸልሙ፨እኔ፡ዳግማዊ፡ምኒልክ፡የኢ
ትዮጵያ፡ንጉሠ፡ነገሥት፡፡ወዳጄን፡ሙሴ፡ዩኝ፡እንጅኔር፡አል
ፍሬድ፡ኢልግን፡በሱዊስ፡የረፐብሊክ፡መንግሥት፡ካሉት፡
የተመሰገኑ፡የተመረጡ፡ብልሃተኞች፡አስመጥቼ፡በመን
ግሥቴ፡ውስጥ፡በስማአክፋት፡ባለመጠርጠር፡በመታመን፡
አለ፡ኗሪ፡በብልሃቱ፡በሥራው፡ለመንግሥቴ፡የሚጠቅመ
ውን፡የጥበባትን፡ምክር፡ሁሉ፡በማሰየቱ፡፲፰ዓመት፡ሙሉ
ሊኖር፡በባሕርዩ፡እኛን፡መስሎ፨በጥበቡ፡እንደ፡የውሮ
ፓ፡ሰው፡ሆኖ፡ያገለገለኝን፡ወዳጄን፡እንጅኔር፡ኢልግን፡በ
መንግሥቴ፡ባለው፡የከበረ፨ሁለተኛ፡የኒሻን፡ኮከብ፡ሸል
ሜዋለሁ፡፡ይህንንም፡ሽልማት፡ባገገቱ፡እንዲደዘው፡ፈ
ቅጄለታለሁ፨
ተጽሕፈ፡በሀገረ፡እንጦጦ፡አመ፡፳ወ፩ለኅዳር፨በ፲፻ወ
፰፻፹ወ፱ዓመተ፡ምሕረት፡፡ወበ፳ወ፭ለዓመተ፡መንግሥ
ቱ፨ ፨ ፨ ፨ ፨ ፨

Abessinisches Ordensdiplom für Alfred Ilg

(Etwa 1/4 der wirklichen Größe)

seltenem Geschick verstand er es, darüber hinwegzukommen. In die inneren Angelegenheiten der Abessinier mischt er sich nicht ein, und dies macht es erklärlich, daß er sich so lange behaupten konnte.

Wie gefährlich die Einmischung in die Sachen der Eingebornen ist, sollte sein Nachfolger bald genug erfahren. Als nämlich trotz aller Bitten des Kaisers Ilg auf seinem Rücktritt beharrte, übernahm schließlich der Deutsche Dr. Zintgraff wenigstens teilweise die früheren Funktionen Ilgs. Durch wirksame Protektion an den äthiopischen Hof gelangt, zog Zintgraff mit großem Gepränge in der Hauptstadt ein, und Deutschland hoffte seinen Einfluß in Abessinien zu befestigen. Aber die Wahl dieser Persönlichkeit war nicht gerade glücklich, und die Herrlichkeit dauerte nicht einmal ein halbes Jahr. Dr. Zintgraff mischte sich in die Angelegenheiten des Hofes ein und überwarf sich mit der Kaiserin, was gefährlich war. Er mußte nach wenigen Monaten seine Entlassung nehmen, da Kaiser Menilek in einem Briefe sich energisch verbat, daß ein Fremder in die inneren Angelegenheiten hineinregiere. Der Bruch verursachte im Lande eine große Aufregung, und die Kaiserin warf sogar eine Broschüre unter das Volk, die in Diredaua gedruckt wurde und gewisse Vorgänge am Hofe beleuchtete.

Das Leben Alfred Ilgs war reich an Erfolgen; man hat ihn vielfach gefeiert, vielfach auch beneidet. Er mußte auch dornenvolle Pfade wandeln; aber mit unerschütterlichem Mut und Vertrauen verfolgte er seine Ziele, und er durfte schließlich mit voller Befriedigung auf sein großartiges Wirken zurückblicken. Es ist nicht uninteressant, ihn mit seinem Vorgänger Werner Munzinger zu vergleichen, mit dem er in manchen Punkten überraschende Analogien aufweist.

Munzinger ist vorwiegend Mann der Wissenschaft gewesen, der uns zuerst die äthiopische Volksseele richtig erschlossen hat. Ein theoretischer Kopf voll Idealismus, opfert er eine Laufbahn in Europa, um seiner afrikanischen Idylle zu leben. Er suchte an der Quelle die Aeußerungen des abessinischen Volkscharakters zu belauschen. Er erkennt dessen Vorzüge und Mängel. Durch Zufall

gelangt er im Sudan in die staatsmännische Laufbahn und erhält die Aufgabe, weite Länderstrecken als ägyptischer Pascha zu beherrschen, das Volk geistig und wirtschaftlich zu heben. Er stellt hier seinen ganzen Mann und wird ungemein schöpferisch. Zu sehr Idealist, um auf die Dauer die gewundenen Wege orientalischer Politik zu kreuzen, nimmt er auf der Höhe seiner Laufbahn ein tragisches Ende.

Alfred Ilg erscheint später auf einem benachbarten Schauplatz in Nordostafrika. Zunächst als Techniker, als Mann der Praxis, der aber später in die Politik hineingezogen wird. Er ist ebenfalls Idealist, der aber als Staatsmann nicht unsanft aus den Wolken fällt. Besser als Munzinger durchschaut er politische Machenschaften und weiß sie im richtigen Moment kühn zu durchkreuzen. Er ist berechnend; doch scheut er sich nicht, unter Umständen den Stier bei den Hörnern zu packen. Mehr als ein Diplomat hat dies erfahren müssen. Auch in gefährlichen Situationen strauchelt er nicht, sondern bringt das Kunststück fertig, in der Umgebung eines mißtrauischen, aber vollkommen ehrlichen Herrschers einen stets wachsenden Einfluß zu erlangen. Einmal muß er Va banque spielen und gewinnt damit einen Ministersessel. Ohne Katastrophe, ohne Tragik schließt er seine kulturgeschichtliche Mission ab.

Wenn einer der Unsrigen im Auslande zu Ehren gelangt, so erfüllt uns das mit Genugtuung, und mit berechtigtem Stolze weisen wir auf solche Erfolge hin. Es schmeichelt uns, daß in unserem kleinen Lande immer wieder Material auftaucht, das in der Fremde richtig eingeschätzt wird. Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß schweizerische Kaufleute und schweizerische Industrielle über die ganze Welt zerstreut sind und ihrer Heimat einen guten Klang verschafft haben; wir sind stolz darauf, daß schweizerische Männer der Wissenschaft diesseits und jenseits des Ozeans eine hervorragende Stellung einnehmen konnten. Daß ein Schweizer im Ausland selbst auf diplomatischem Gebiet Erfolge erzielt, ist schon schwieriger, aber immerhin möglich, wie das Beispiel Munzingers und Ilgs lehrt.

Nun liegt aber die Frage außerordentlich nahe, warum wir

manche dieser Kräfte auswandern lassen. Wir hätten sie oft so nötig; denn wir haben nicht gerade einen Ueberschuß an wirklich hervorragenden und tatkräftigen Charakteren. Ich glaube auf Zustimmung in weiten Kreisen rechnen zu dürfen, wenn ich sage, daß Alfred Ilg mit vollkommen richtigem Instinkt von Anfang an das Feld seiner Tätigkeit in die Fremde d. h. nach Abessinien verlegte.

Mazedonien ist zu klein für dich! So konnte man auch hier sagen.

Als Ilg ins öffentliche Leben zu treten begann, war der frische, erquickende Windzug, der in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in der Schweiz herrschte, bereits etwas abgeflaut. Dennoch glaube ich, daß er bei gutem Willen auch in seinem Vaterlande einige Anerkennung gefunden hätte. Er wäre wahrscheinlich ein geachteter Schulpfleger geworden; ja, er hätte es vielleicht zum Kantonsrat gebracht, sofern er der Oeffentlichkeit gehörig um den Bart gestrichen hätte. Ob sich Ilg dazu hergegeben hätte? Ich meinerseits bezweifle es; denn bei seiner Bescheidenheit haßte er alles Gesuchte und Gemachte.

Unsere öffentlichen Verhältnisse sind vielfach etwas eng; bedeutende und kraftvolle Naturen stoßen zu leicht auf Widerstand und laufen Gefahr, im Wettbewerb mit der vergötterten Mittelmäßigkeit zu unterliegen. Der Schweizer ist bei seiner bescheidenen Art vorurteilsfrei genug, um tüchtige Elemente des Auslandes gern bei sich aufzunehmen; dabei passiert es ihm freilich nicht selten, daß er auch dreistes Strebertum kritiklos übernimmt, ihm Geld und Ehren an den Hals wirft. Es sollte z. B. nie mehr vorkommen, daß die Landesbehörde einen solchen fragwürdigen Exoten offiziell ausweisen muß, den eine kantonale Universität im Westen der Schweiz zu der Ehre eines Professors erhoben hatte.

Glücklicherweise ist der Kern unseres Volkes noch gesund, wenn auch an der Peripherie des Landes vaterlandslose Strömungen einzusetzen versuchten, genährt durch Elemente, die unsere Nachbarnationen als unbrauchbar abgestoßen haben. Der gesunde Sinn ist hoffentlich noch mächtig genug, um tiefere Schädigungen zu ver-

hindern. Wenn wir bei allen diesen ungünstigen Faktoren, bedingt durch die Kleinheit der Verhältnisse, uns dennoch als Kulturgebiet Achtung erworben haben und nicht rückständig blieben, so verdanken wir dies dem Umstande, daß ein Ventil immer offen blieb — es ist die ungehemmte private Initiative, die bei uns Großes zu leisten verstand. Sie hat viele hervorragende Intelligenzen davor bewahrt, brachliegen zu müssen.

Das Grundübel, an dem wir zurzeit kranken — man gestatte mir eine persönliche Bemerkung — ist unser Kantonesentum. Es hat auf mich immer einen tiefen Eindruck gemacht, wenn ich es mitansehen konnte, mit welch rührender Liebe die Auslandschweizer an ihrem Vaterlande hängen, wie sehr ihre Kolonien zusammenhalten und alle Kantonsgrenzen verwischt sind. Aber zu Hause ist es anders. Da wird die schweizerisch-nationale Empfindung auf einmal latent; der Schweizer macht sich kleiner, als er in Wirklichkeit ist, und das wohltuende Gefühl der Heimat reicht gerade bis zur Kantonsgrenze. Mit Inbrunst pflegt man — rühmliche Ausnahmen zugegeben — einen kleinschweizerischen Kantönligeist, der in öffentlichen Dingen zumeist der großen Linie entbehrt — 22 Kirchtürmchen an Stelle eines nationalen Domes. Für die großen Ideen der Helvetik sind wir Schweizer heute noch nicht zu haben. Aber vielleicht kommt doch einmal die Zeit, da wir ihnen näher treten.

Wir schweizerischen Patrioten, die wir den einseitigen und daher unfruchtbaren Föderalismus unter heutigen Verhältnissen nicht mehr als unser Ideal betrachten, haben nicht ohne tiefe Besorgnis für die Zukunft sehen müssen, wie gerade in der jüngsten, recht kritischen Zeit, die wahrhaftig zur Einkehr mahnt, dieser kleinliche Kantonesengeist stellenweise wieder mächtig auflebte. Als unverbesserlicher Optimist hoffe ich, daß diese Erscheinung nur vorübergehend ist und der gesunde Menschenverstand des Schweizers schließlich obsiegen wird. Seltsam! Landauf, landab ertönt gegenwärtig der Ruf nach besserer Pflege des nationalen Sinnes. Wir meinen, daß unsere trefflichen Bildungsanstalten bisher Zeit genug gehabt hätten, einen gesunden nationalen Sinn zu pflegen, d. h. das natio-

nale Bewußtsein gegenüber dem kantonalen Bewußtsein zu heben. Aber da kommt allemal wieder der Dämpfer, daß man mit historischen Gründen rechnen müsse. Das hätten unsere Pfahlbauer ja auch sagen können!

Wir sollten doch endlich einmal eingestehen, daß unsere Kantone bei allem guten Willen, den ich ja anerkennen will, unter heutigen Verhältnissen gewissen Kulturaufgaben einfach nicht mehr gewachsen sind. Daß sie auf den Ausweg verfielen, durch ewig sich erneuernde Ansprüche an die gemeinsame Mutter Helvetia ihre Lage erträglicher zu machen, daß die Kantone ein immer tolleres Wettrennen nach Bundessubventionen veranstalten und ein System des „Kuhhandels" geschaffen haben, halte ich mit vielen guten Bürgern für verderblich. Dieses System kann die Kraft des Bundes nur schwächen. Wir müssen dem Zug der Zeit Rechnung tragen und eine bessere Konzentration der Kräfte anstreben. Vorab müssen wir die Möglichkeit schaffen, daß große Charaktere sich im Staatshaushalt besser entwickeln können und damit dem Lande erhalten bleiben. Lokale und historisch begründete Interessen können wir durch unsere weitgehende Gemeindeautonomie pflegen.

Es war also ein guter Stern, der unserem Landsmanne über dem Wege nach Aethiopien leuchtete. Dort fand er eine uneingeschränkte Möglichkeit für seine Entwicklung, einen günstigen Boden für seine großzügigen Anlagen. In der Fremde hat er seine schweizerische Heimat nie vergessen; stets hing er an ihr mit allen Fasern. Wo er ihr einen Vorteil zuwenden konnte, da tat er es. Wie glücklich war er, wenn er vom Kaiser Menilek Urlaub erhielt und dann für einige Zeit bei seinen schweizerischen Freunden verweilen konnte.

Es gab keinen besseren Patrioten als Alfred Ilg. Den typischen Charakter des Schweizers hat er stets beibehalten. Der Glanz der kaiserlichen Sonne hat ihn nicht geblendet. Offiziell war ihm der Titel Exzellenz verliehen; er konnte gesellschaftliche Ansprüche erheben; er empfing im goldgestickten Diplomatenfrack und achtunggebietenden Zweimaster hohe Gäste und europäische Ge-

sandtschaften — das waren Aeußerlichkeiten, denen er nicht ausweichen konnte; aber seine schweizerische Einfachheit hat darunter auch nicht einen Augenblick gelitten. Als Privatmann kehrte er gern wieder zu ihr zurück.

Zur Zeit, da zwischen Italien und Abessinien Krieg ausgebrochen war, gab es bei uns allerweltspatriotische und superkluge Leute, die da meinten, ein Schweizer sollte sich schon aus republikanischen Gründen nicht in den Dienst eines Monarchen, vorab nicht eines dunkelhäutigen Herrschers in Afrika stellen; er verleugne damit seine Gesinnung. Nun meinen wir, Monarchie und Republik sind Formen, die beide gut oder schlecht sein können. Auf die Form kommt es schließlich nicht an, sondern auf den Geist, der über den Völkern schwebt. Auch die Farbe ist vollkommen nebensächlich. Unter einer dunkeln Haut kann unter Umständen zehnmal soviel Intelligenz stecken als unter einem blassen Fell.

Sein kaiserlicher Freund und Beschützer war eine wirklich bedeutende Herrscherfigur. Menilek II. hat während einer langen Regierungszeit seine hervorragende Intelligenz und seine geradezu riesige Arbeitskraft dazu verwendet, sein geliebtes Volk groß und unabhängig zu machen. Das ist schließlich auch demokratisch im besten Sinne des Wortes. Daß er dabei einen Schweizer zu seinem intimsten Ratgeber und ersten Minister wählte, beweist nicht mehr und nicht weniger, als daß Kaiser Menilek auf einer ganz hohen Warte stand und einen ungewöhnlich weiten Blick besaß. Die unparteiische Geschichte wird dieses Urteil stets unterschreiben müssen; für sie bleibt Alfred Ilg der große Minister eines großen Kaisers.

Inhaltsübersicht

Verzeichnis der Bilder

n Abessinien.

